MDCXL

Cotta'sche
Bibliothek
der
Weltlitteratur

LESSING

Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur.

Lessing.

Lessings sämtliche Werke

in zwanzig Bänden.

Herausgegeben und mit Einleitungen versehen

von

Hugo Göring.

Achtzehnter Band.

Inhalt:

Theologische Streitschriften. — Theologischer Nachlaß.

Stuttgart.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung. | Gebrüder Kröner, Verlagshandlung.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.

Einleitungen.

Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft. 1777.

Mit seinen theologischen Ansichten*) stand Lessing über den Parteien, er war weder orthodox noch Freidenker: er achtete das Christentum in seiner geschichtlichen Entwicklung. In der Orthodoxie sieht er strenge Konsequenz und Geschlossenheit, in dem Religionssystem der Freidenker aber ein „Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen". Demgemäß lag ihm ernstlich daran, daß der Verfasser der Fragmente, der „dem Ideale eines echten Bestreiters der Religion" nahe kam, „bald einen Mann erwecken möchte, der dem Ideale eines echten Verteidigers der Religion eben so nahe käme".

Zuerst trat Direktor Schumann in Hannover gegen die Fragmente auf. Er richtete gegen sie seine Abhandlung „Ueber die Evidenz der Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion", ohne darin Lessings „Gegensätze" zu berücksichtigen. Gegenüber dem dritten Fragment „Von der Unmöglichkeit einer Offenbarung" hebt er die Galater 5, 22 betonten „Früchte des Geistes" hervor und das Wort Joh. 7, 17: So jemand will des Willen thun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei. Den Beweis des Geistes und der Kraft nach 1. Kor. 2, 12 erkennt er in Weissagungen, die sich erfüllt haben, und in den Wundern, unter denen das Christentum ins Leben trat und sich verbreitete. Lessing behandelt seinen Gegner in der Antwort „Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft" 1777 mit aller Hochachtung und gelangt zu der Unterscheidung selbsterlebter erfüllter Weissagungen von solchen,

---

*) Lessings theologische Ansichten haben die vielseitigste Darstellung erfahren. Unter der neueren Litteratur ist hinzuweisen auf Otto Pfleiderer: Religionsphilosophie (Berlin, G. Reimer, 1880); Joh. H. Witte: die Philosophie unserer Dichterheroen (Bonn, Eduard Weber, 1880, S. 142—234); eine kurze Charakteristik von „Lessing als Theologen" gibt in einem Vortrage E. Diekmann (Zürich, Cäsar Schmidt, 1881).

die historisch von andern überliefert werden; — eben so unterscheidet er mit eigenen Augen wahrgenommene Wunder von solchen, die andere gesehen haben wollen und späteren Geschlechtern überliefern. Er schließt mit dem Wunsche, daß alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen möchte.

Schumann antwortete in demselben Tone der Achtung vor einem Gegner, „der, auch wenn er Fehde ankündigt, Geist und freien Sinn mit so vieler Eleganz als Würde in seine Ausforderung schreibt" (Hannover, 1778).

Ein Fragment aus dem Nachlaß enthält das zweite Schreiben Lessings an Schumann. Dieses geht in einen etwas gereizten Ton über, den Lessing vielleicht bei der Herausgabe der Arbeit gemildert haben würde. Obgleich es dem Jahre 1778 angehören muß, wurde es doch der Zusammengehörigkeit mit dem ersten wegen mit diesem vereinigt.

Das Testament Johannis. 1777.

Die letzten Worte des ersten Schreibens an Schumann wiesen auf diese Streitschrift in Gesprächform hin, in der Lessing entschiedener und schärfer spricht. Er führt darin den Gedanken aus, daß die Liebe ohne Glauben möglich sei.

Eine Duplik. 1778.

Als zweiter Gegner trat 1777 der Archidiakonus und Superintendent Johann Heinrich Reß in Wolfenbüttel anonym gegen die Fragmente mit der Schrift auf: „Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi gegen einige im vierten Beitrage . . . gemachte neuere Einwendungen verteidiget." Diese Schrift erschien in dem Verlage von Lessings „Beiträgen". Entweder nur deshalb, oder weil er ihn kannte, bezeichnete Lessing seinen anonymen Gegner als „lieben Nachbar". Reß wendet sich gegen das sechste Fragment (s. die Einleitung zu demselben Band 17). Er sucht zu beweisen, daß in der Auferstehungsgeschichte gar keine Widersprüche seien, und führte solche auf die Erfindung des Fragmentisten zurück. Da Lessing zwar die Widersprüche anerkannt, aber die Schlußfolgerung des Ungenannten, daß die Auferstehungsgeschichte nicht glaubwürdig sei, als Uebereilung angesehen hatte, so war er mit dem Fragmentisten zugleich angegriffen und erwiderte seinem Nachbarn mit der „Duplik"*), die alle vom Fragmentisten nachgewiesenen zehn Widersprüche als richtig anerkannte.

---

*) Duplik ist die Antwort des Beklagten auf die Replik; die Replik ist die erste Zurückweisung einer Anklage.

Eine Stufenleiter der Stimmung tritt in dieser Streitschrift auf: anfangs versöhnlich und voll Achtung gegen den frommen Mann, der es für eine Gewissenspflicht hält, die Auferstehungsgeschichte zu retten, schärft Lessing in der Mitte seine Sprache immer schneidiger, bis er am Schlusse zum Ausdrucke des Hohnes übergeht. Er spricht sich selbst über diese Steigerung seines Tones aus: „Ich fühle es sehr wohl, daß mein Blut anders umfleußt itzt, da ich diese Duplik ende, als da ich sie anfing. Ich fing so ruhig an, so fest entschlossen, alles, was ich zu sagen habe, so kalt, so gleichgültig zu sagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle und ich ende so bewegt . . ." und recht charakteristisch für seine echte Leidenschaft für die Wahrheit schließt er: „Ja, ja! ich verspreche, — mir es nie wieder auch nur vorzunehmen, bei gewissen Dingen kalt und gleichgültig zu bleiben. Wenn der Mensch bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennet, nicht warm und teilnehmend werden darf, wenn und wo darf er es denn?"

Eine Entgegnung von Reß „Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi ohne Widersprüche, gegen eine Duplik", Hannover 1779, ignorierte Lessing.

Eine Parabel. 1778.

Als Lessing sich in der unglücklichsten Lage seines Lebens befand, als seine Lebenslust gebrochen, seine Lebenskraft erschöpft war, d. h. gerade nach dem Tode seiner Frau (Januar 1778, vergl. „Lessings Leben" S. 167—171), wurde er in den heftigsten Streit um die Fragmente verwickelt. Die tüchtigsten Theologen seiner Zeit griffen an, Männer wie Walch und Semler; nicht weniger als 32 Streitschriften erschienen zwischen 1778 und 1779 gegen ihn. Seinen Höhepunkt erreichte der Konflikt aber erst, als Johann Melchior Goeze, Hauptpastor von Hamburg, in die Diskussion eingriff. Lessings Streit mit Goeze ist eines der denkwürdigsten Ereignisse in der Religionsgeschichte und behält eine unvergängliche Bedeutung in litterarhistorischer Beziehung.

Alle Biographen Lessings, Guhrauer, Stahr, Sime, Zimmern, widmen der Darstellung jener wichtigen Epoche im Leben Lessings die größte Sorgfalt. Außer vielen Einzeldarstellungen in Abhandlungen sind besonders zwei Monographien zu erwähnen, die den Gegenstand behandeln: „Johann Melchior Goeze. Eine Rettung" von Dr. Georg Reinhard Röpe. Hamburg 1860. Gustav Eduard Nolte (XIV und 280 S. gr. Okt.), und „Lessing und Goeze." Ein Beitrag zur Litteratur und Kirchengeschichte des

18. Jahrhunderts. Zugleich als Widerlegung der Röpeschen Schrift: „Johann Melchior Goeze. Eine Rettung.“ Von August Boden. Leipzig und Heidelberg, C. F. Wintersche Verlagshandlung 1862. (XIV und 402 S. gr. Okt.)

Johann Melchior Goezes Leben fällt in die Jahre 1717 bis 1786. Ein geborener Halberstädter, war er damals Hauptpastor an der Katharinenkirche in Hamburg und der einflußreichste Vertreter der Orthodoxie. Am 24. Januar 1769 besuchte ihn Lessing in Hamburg. Goeze schätzte den Lustspieldichter und vielseitig kundigen Gelehrten, Lessing interessierte sich für Goezes ausgezeichnete Bibelsammlung und sah in ihm „einen in seinem Betragen sehr natürlichen und in Betracht seiner Kenntnisse gar nicht unebenen Mann“. Als Lessing seinen theologischen Antipoden später mehrfach besuchte, schrieben seine Freunde die seltene Anziehungskraft scherzhafterweise dem guten Rheinwein Goezes zu: und was man damals mit freundlichem Humor scherzte, das spitzt einer der neuesten Verleumder Lessings zu einer hämischen Anklage zu. Ein nicht gewöhnliches Interesse zeigte Goeze für Lessings archäologische Studien; besonders angezogen fühlte er sich von dessen Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet haben.“ Andererseits stellte sich in einem theologischen Streite Goezes mit Alberti, einem aufgeklärten Freunde Lessings, der letztere auf die Seite des orthodoxen Hauptpastors (s. die letzte Nummer dieser Einleitung S. 21).

Ein Mißverhältnis zwischen Goeze und Lessing entstand dadurch, daß dieser als Bibliothekar in Wolfenbüttel eine von Goeze an ihn gerichtete bibliothekarische Frage ohne sein Verschulden unbeantwortet gelassen hatte. Dies war für Goeze Grund genug, sich öffentlich über „den berühmten Bibliothekar einer berühmten Bibliothek“ zu beklagen. Vollkommene Erkaltung Goezes gegen Lessing trat mit der Veröffentlichung der Fragmente ein. In den „freiwilligen Beiträgen zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit“ vom 17. Dezember 1777 (sog. „schwarze Zeitung“) trat Goeze gegen Lessing mit dem Vorwurfe auf, daß dieser die Bibel preisgebe, um die Religion, aber gewiß nicht die christliche, zu retten. Lessing erhielt das Blatt kurz vor Weihnachten 1777. Mit dem Weihnachtsabend traten für Lessing die schwersten Tage seines Lebens ein, die am 10. Januar 1778 mit dem Tode seiner Frau ihren tragischen Abschluß erreichten und den Lebensmut Lessings brachen. Im Februar 1778 antwortete Lessing seinem Gegner auf den Vorwurf, daß der Herausgeber die Achtung des Lesers für den Fragmentisten habe erschleichen wollen, der die christliche Religion für ein leeres Hirngespinst oder einen schäd-

lichen Aberglauben halte, während doch das ganze Glück der bürgerlichen Verfassung darauf beruhe. Da sich Goeze nicht beruhigte, so veröffentlichte Lessing im März 1778 seine beiden Bogen „Parabel". Goeze war so weit gegangen, die Fragmente für religionsverderblich und staatsgefährlich zu erklären und ihrem Herausgeber vorzuwerfen, daß er sich der Teilnahme an diesen Freveln schuldig gemacht und bei dem Einbruch in die Heiligtümer des Glaubens die Rolle des Hehlers gespielt habe. Kuno Fischer äußert sich geistvoll über den Beginn des Streites: „Lessings Streitschriften waren durch Goezes Angriffe herausgefordert worden und entstanden im Wege einer notgedrungenen Verteidigung. Aber keine planmäßige, in voller Freiheit disponierende Kunst hätte die Ordnung derselben besser anlegen, richtiger berechnen, effektvoller ausführen können, als hier der erzwungene Gang der Dinge es mit sich brachte. Wir kennen die Mannigfaltigkeit Lessingscher Streitkräfte. Von jeder Art erscheinen sie auf diesem Kampfplatze. Das Vorspiel macht ‚Eine Parabel'. In dem Gewande einer tief durchdachten, in jedem Zuge treffenden und spielend erzählten Fabel erkennen wir das Programm, welches Lessings religiöse und theologische Grundanschauung enthält: den Kern der Streitfragen und den Kern der Lösung. Als er sie später mit seiner Erklärung besonders herausgeben wollte, bemerkte er in dem Entwurf der Vorrede: ‚diese Parabel ist nicht das Schlechteste, was ich geschrieben.' ‚Ich habe sie bestimmt, die ganze Geschichte der christlichen Religion darunter darzustellen.' (G. E. Lessing als Reformator der deutschen Litteratur, II. S. 11 f.)

Der „Parabel" folgte „die Bitte", die dem Gegner den friedlichsten Ausweg öffnet. Lessing ersucht ihn, den Irrtum einzusehen, daß der Herausgeber mit dem Verfasser der Fragmente gegen die Bibel gemeinsame Sache mache. So könnte der Streit enden, bevor er anfängt.

Aber Goeze fährt fort, Lessing mit dem Fragmentisten zu identifizieren, zu verkleinern und zu verlästern, ohne ihn zu widerlegen. Da erscheint „das Absagungsschreiben" von Lessing, worin die wuchtige Erklärung kommt, daß in aller Art von Gelehrsamkeit sieben Goeze nicht ein Siebenteil vom Fragmentisten aufzuwägen vermögen. Lessing ist entschlossen, den Kampf bis zu den äußersten Konsequenzen zu führen: er will die Feder nicht mehr rühren können, wenn er Goeze in dem geringsten Dinge Recht lasse, wo Goeze nicht Recht habe!

Axiomata. 1778.

Mit den fünf Bogen „Axiomata“, die Mitte März 1778 erschienen, eröffnet Lessing den Kampf. Der Schwerpunkt der Streitfrage liegt in dem Gedanken, daß die Religion selbst dann nicht gefährdet sei, wenn die Einwürfe des Ungenannten gegen die Bibel und den Bibelglauben unwiderleglich wären. Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion: folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion. Die Religion war vor der Bibel, das Christentum vor dem Neuen Testament. Demnach müssen die schriftlichen Ueberlieferungen aus ihrer inneren Wahrheit erklärt werden.

Anti-Goeze. 1778.

Die äußere Veranlassung zu der Eröffnung seiner vernichtenden Polemik gegen Goeze fand Lessing in der Kritik eines Aufsatzes vom Rektor Mascho gegen den Fragmentisten, die Lessing irrigerweise Goeze zuschrieb. Dieser beschloß, einer jeden feindlichen Aeußerung Goezes einen besonderen Bogen entgegenzusetzen, und damit erschien sein „Anti-Goeze“. Am 6. April 1778 zeigte er den Druck eines neuen Fragmentes an, um Maschos „albernes Geschwätz“ über die Auferstehungsgeschichte zurückzuweisen. Am 7. April 1778 schrieb Goeze die Vorrede zu seiner Streitschrift: „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrat Lessings mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und auf den einigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift.“ Lessing erhielt die Schrift am 18. April und antwortete mit weiteren sechs Nummern „Anti-Goeze“ im Laufe von 6 bis 7 Wochen. Dadurch wurde, wie Düntzer sagt, Goeze „zum bestverhöhnten Manne im ganzen römisch-deutschen Reiche“ gemacht, aber auch „des Zionswächters Zorn und Verfolgungssucht um so glühender entflammt“. Für Lessing trat Claudius mit seiner humoristischen „Nachricht von meiner Audienz beim Kaiser von China“ ein. Darauf erschien das letzte Fragment: „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger“ (vgl. Einleitung zu Band 17 und Text der Vorrede Lessings). Unmittelbar darnach folgten der 8. und 9. „Anti-Goeze“, in denen der Licentiat Wittenberg und sein „Altonaer Postreuter“, der „gute Freund“ Goezes, eben so das erste Heft der Streitschrift Goezes „Lessings Schwächen“ abgefertigt werden. Goeze hatte sich darin durch die Berücksichtigung von leerem Klatsch lächerlich gemacht. Bald darauf erschienen auch der

10. und 11. „Anti-Goeze", alle zusammen im Verlage der Herzoglichen Buchhandlung des Waisenhauses.

Das letzte Fragment wirkte indessen immer mehr nach und rief unter den Geistlichen des Herzogtums Braunschweig solche Erbitterung hervor, daß diese das Konsistorium um Bekämpfung ähnlicher Angriffe auf das Christentum angingen. Da der Erbprinz abwesend, der Herzog aber schon so entkräftet war, daß er kaum noch unterschreiben konnte, so wurde die Entziehung der Censurfreiheit am 6. Juli 1778 gegen Lessing durchgesetzt. Lessing war gerade im Begriff, einen 12. „Anti-Goeze" zu schreiben, zu dem er schon den Titel mit dem Motto von Cicero geschrieben hatte: „Nihil apparet in eo ingenuum, nihil moderatum, nihil pudens, nihil pudicum," als er abends 7 Uhr den Brief mit der ärgerlichen Nachricht bekam. Seine Stimmung schildert das berühmte Selbstgespräch, welches er auf ein Blatt geschrieben hatte („Lessings Leben" S. 14). In Bezug auf Goeze heißt es darin: „das ist doch ärgerlich! Wie wird der Mann triumphieren! Doch er mag triumphieren. Ich, ich will mich nicht ärgern, oder mich geschwind, geschwind abärgern, damit ich bald wieder ruhig werde und mir den Schlaf nicht verderbe, um dessen Erhaltung ich besorgter bin, als um alles in der Welt." Um sich zu beruhigen, liest er in einem kirchengeschichtlichen Werke. Am andern Morgen schreibt er: „Ich wache auf und erwäge, daß das erste, was ich auf diesen Tag zu thun hätte, sein müßte, auf die gestrige schlimme Nachricht Gegenvorstellungen zu thun, aber dazu habe ich keine Lust, und es ist wohl eben so gut, daß ich es noch einen Tag oder zwei anstehen lasse."

Am 11. Juli ersuchte Lessing den Herzog, die weitere Ausgabe und den censurfreien Druck der Fortsetzung seines „Anti-Goeze" zu gestatten, da Goeze ihn neuerdings mit einer Wut angegriffen habe, gegen die alles Frühere nur Komplimente seien. Inzwischen unterschrieb aber am 13. Juli der Herzog den Befehl, Lessing solle das Manuskript des Fragmentisten nebst den Abschriften binnen acht Tagen einschicken, die Bewilligung der Censurfreiheit zurückgeben und sich aller ferneren Veröffentlichungen der Fragmente enthalten. Es wurde ihm dabei ein Mißbrauch des ihm geschenkten Vertrauens vorgeworfen, indem er „nicht nur gewisse ‚Fragmente eines Ungenannten', die Fürtrefflichkeit und Hinlänglichkeit der natürlichen Religion und die göttliche Offenbarung betreffend, in diese ‚Beiträge' mit eindrucken, sondern auch außer selbigen verschiedene andere zum Anstoß und öffentlichen Aergernis gereichende Schriften, insbesondere ein ‚Fragment' eben dieses Ungenannten unter dem Titel ‚Vom

Zwecke Jesu und seiner Jünger', welches nichts Geringeres, als die christliche Religion aufs Schlüpfrige zu setzen, wo nicht völlig einzureißen, zur Absicht zu haben scheinet, zum Vorschein kommen lassen."

Lessing ging auf alles ein, schien aber entschlossen zu sein, bei Unterdrückung seiner „Anti-Goezeschen" Schriften seinen Abschied zu nehmen. Am 20. Juli schickte er dem Herzog das Manuskript der Fragmente und die Ausfertigung der Censurfreiheit, mit der Versicherung, daß er durch den Gebrauch derselben mehr Gutes als Böses gestiftet habe, und sehr gleichgültig, ob dieses itzt und hier einige Theologen begreifen oder nicht. Mit der früheren Aussage, die Fragmente gehörten einem Manuskript der Bibliothek an, hatte sich Lessing selbst die Verlegenheit bereitet, seine Abschrift des Manuskriptes von Reimarus als Eigentum des Herzogs ausliefern zu müssen. In seinem Schreiben richtete er die „höchst billige Bitte" an den Herzog, seine eigenen Schriften gegen Goeze ferner in der Buchhandlung des Herzoglichen Waisenhauses drucken lassen zu dürfen, um nicht zu einem Nachdruck seiner Streitschriften zum Schaden der Buchhandlung gezwungen zu sein.

Für Goeze war das Ende kein anderes als eine verlorene Schlacht. „Der Glaubenseifer," sagt Kuno Fischer, „dessen Heftigkeit durch den Mangel der Gründe allemal verstärkt und fanatisch erregt wird, machte ihn so blind und erbost, daß er den Verfasser der Fragmente von dem Herausgeber nicht zu unterscheiden wußte. den Standpunkt wie das Terrain und den Kern der Streitkräfte Lessings gar nicht erkannte, sondern ins Wesen hinein polterte und Vorwürfe auf Vorwürfe, Verdächtigungen auf Verdächtigungen häufte. Die Vorwürfe waren falsch, die Verdächtigungen boshaft, die Absicht derselben nichtswürdig. Goeze hatte den Kampf so geführt, daß der Unwert seiner Polemik, auch der persönliche, und die Schwächen seines Standpunktes, auch die sachlichen, offen vor aller Welt lagen und der unvertilgbare Eindruck davon mit zunehmender Stärke fortgewirkt hat bis heute." („Lessing als Reformator" ꝛc. II. Teil, 3. Aufl. Stuttgart, Cotta, 1881, S. 9). Ueber Lessings Anti-Goeze macht Kuno Fischer die treffende Bemerkung: „Durch die Bedeutung und Fassung der Streitfrage, die Tragweite der Untersuchung, die Kräfte, die Lessing ins Feld führte und die nur ihm zu Gebot standen, sind diese Schriften einzig in ihrer Art und gehören zu den erhabensten Leistungen auf dem Gebiete der gesamten polemischen Litteratur." Sie sind „leuchtende Phänomene", sie sind „polemische Thaten, welche die Sache, die sie bekämpfen, zugleich richten und über den Wert derselben in dem

Urteile der denkenden Welt einen unwiderruflichen Umschwung hervorbringen".

Nötige Antwort auf eine sehr unnötige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg. 1778.

Als Lessing die Ausfertigung der Censurfreiheit an den Herzog zurückschickte, hatte er schon das Manuskript seiner „Nötigen Antwort" zum Drucke nach Hamburg geschickt. Bald darauf schickte er dieselbe Arbeit mit einem Paragraphen mehr zum Druck. Er widerlegte darin das zweite Stück von Goezes polemischer Schrift „Lessings Schwächen".

Als sich am 28. Juli 1778 in Hamburg das Gerücht verbreitete, Lessing wolle Wolfenbüttel verlassen, richtete seine Freundin Elise Reimarus am 29. ihren ersten Brief an ihn, um seinem Vorhaben entgegenzutreten. „Gönnen Sie doch der Dummheit nicht auch den Sieg, daß Sie fliehen!" so schrieb sie. „Das Reich der Lügen wächst nur in der Abwesenheit des ehrlichen Mannes. Um alles daher, was Ihnen lieb ist, nein, um Ihres ärgsten Feindes willen, verlassen Sie Wolfenbüttel itzt nicht!" Der Brief verfehlte seine Wirkung nicht, und Elise Reimarus wirkte durch weitere Briefe bestimmend auf ihn. Ihre und Lessings Briefe aus jener Zeit gewähren den interessantesten Einblick in die Einzelheiten jenes epochemachenden Konfliktes. Am 3. August 1778 erhielt Lessing den vom Herzog unterzeichneten Befehl, „bei Vermeidung unangenehmer Verordnung" nichts wieder ohne Genehmigung des Ministeriums drucken zu lassen. Am 8. August richtet Lessing an den Herzog die Frage, ob das Verbot sich auf die Braunschweiger Lande beschränke, oder allgemein zu nehmen sei; er schickte zugleich seine „Nötige Antwort" ein.

Die schwierige Lage, in der sich Lessing befand, spricht sich deutlich in seinem Briefe vom 9. August 1778 an Elise Reimarus aus, der zugleich andeutet, mit welcher Gehässigkeit seine Gegner ihn selbst in den internen Angelegenheiten seines Familienlebens zu verdächtigen suchten. Es heißt daselbst: „Ich bin mir hier ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, teuer bezahlen. Ich muß alles, alles aufopfern, um mich einem Verdachte nicht auszusetzen, der mir unerträglich ist. Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wollen als andere Menschen. Wie oft

wünsche ich, mit eins in meinen alten isolierten Zustand zurückzutreten, nichts zu sein, nichts zu wollen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige Augenblick mit sich bringt! — Sehen Sie, meine gute Freundin, so ist meine wahre Lage. Haben Sie also bei so bewandten Umständen auch wohl Recht, daß Sie mir raten, um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zustande auszudauern, der mir längst zur Last geworden? — Ah, wenn er wüßte, dieser elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn [ich] ihm zum Possen hier aushalte! Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, — knirsche eins mit den Zähnen — und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. — Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will! — Es freuet mich, daß Sie die Taktik meines letztens Bogens so gut verstehen. Ich will ihm Evolutiones vormachen, deren er sich gewiß nicht versieht. Denn da er sich nun einmal verredet hat und wissen will, nicht was ich von der christlichen Religion glaube, sondern was ich unter der christlichen Religion verstehe, so habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Christen muß mich immer gegen die andere in meinem Vollwehr schützen. So trennte Paulus das Synedrium; und ich, ich darf nur zu verhindern suchen, was ohnedem nicht geschehen wird, nämlich nur zu verhindern suchen, daß die Papisten nicht Lutheraner und die Lutheraner nicht Papisten werden.

„Ich danke Ihnen für die gütigen Wünsche zu Fortsetzung meiner Streitigkeit. Aber ich brauche sie kaum; denn diese Streitigkeit ist nun schon mein Steckenpferd, das mich nie so herabwerfen kann, daß ich den Hals notwendig brechen müßte. Den Stall wird man meinem Steckenpferde gewiß hier auch nicht versagen, wenn ich ihn nicht selbst aufkündige.

„Leben Sie recht wohl, meine werteste Freundin! Und sobald sich der Hohepriester nur mit einer Silbe gegen meine Nötige Antwort regt, so haben Sie doch ja die Güte, mir es zu schicken."

Am 17. August 1778 erhielt Lessing das vom Herzog unterschriebene Verbot, irgendwo etwas über Religionssachen ohne Erlaubnis drucken zu lassen. Lessing selbst aber schien inzwischen schon den Streit aufgegeben zu haben: denn in der Nacht vom 10. bis 11. August kam er auf den Gedanken, den Plan seines „Nathan" auszuführen (vgl. Einleitung zu Band 4, S. 10—24).

Der nötigen Antwort auf eine sehr unnötige Frage u. s. w. erste Folge. 1778.

Am 26. August erhielt Lessing von Elise Reimarus das dritte Stück der Goezeschen Streitschrift „Lessings Schwächen". Lessing

antwortete sofort darauf und zwar so sachlich als möglich. In seinem Nachlaß haben sich Zusätze zu der „Nötigen Antwort" gefunden.

Noch nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Dukaten oder Judas Ischarioth dem Zweiten. 1779.

Immer noch ruhten die Gegner nicht, Lessing zu verleumden. Ende Oktober 1779 erschien im Wiener „Diarium" die Nachricht, die Judenschaft von Amsterdam habe Lessing zum Danke für die Veröffentlichung der Fragmente ein Geschenk von 1000 Dukaten gemacht. Wer nur im entferntesten Lessing kannte, ließ sich durch eine so abgeschmackte Erfindung nicht beirren. Freilich traut man seinen Augen nicht, wenn ein neuer Lessingverleumder seinen Lesern den Argwohn aufzudrängen sucht, daß Lessing den Juden nicht unentgeltlich gedienet habe, zumal da er um hohe Einsätze zu spielen pflegte und deshalb viel Geld brauchte! In der That wäre es nicht leicht zu entscheiden, was von beiden das Schmutzigere wäre: jene Lessing angedichtete Handlung — oder die in unserm Jahrzehnt täppisch wieder aufgewärmte heimtückische Verdächtigung eines unserer mannestüchtigsten Schriftsteller!

Lessings Stiefsohn Theodor König war gerade in Wien, als jenes verdächtigende Märchen im „Diarium" erschien. Er schrieb eine Entgegnung, die er zuvor der Durchsicht Lessings vorgelegt hatte. Da diese Schrift die Wiener Censur nicht erhielt, schickte sie Theodor König nach Regensburg, wo sie im Dezember 1779 gedruckt wurde. Da dieses Schriftstück nicht in den Text der Werke Lessings gehört, so sei es an dieser Stelle mitgeteilt. Es lautet:

„Noch nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Dukaten oder Judas Ischarioth dem Zweiten.

„Derjenige, er sei, wer er wolle, durch den die Nachricht, meinen Stiefvater, den Hofrat und Bibliothekar Lessing zu Wolfenbüttel betreffend, in das Wiener ‚Diarium', No. 85, gekommen, hat sich angelegen sein lassen, eine sehr abgeschmackte Lüge zu verbreiten.

„Die Judenschaft zu Amsterdam sollte dem Herrn Lessing deswegen ein Geschenk von 1000 Dukaten gemacht haben, weil er gewisse Fragmente eines Werks herausgegeben, in welchem die jüdische Religion gerade am meisten gemißhandelt wird?

„Und Herr Lessing, weil er aus besagtem Werke weniger von dem bekannt machen wollen, was die jüdische Religion anbelangt, als von dem, was die christliche Religion betrifft und von Christen erörtert und widerlegt zu werden verdienet, hätte kein Bedenken getragen, ein solches Geschenk anzunehmen?

„Die Erdichtung ist so nüchtern, daß ich mich nie für verbunden würde gehalten haben, ein Wort darum zu verlieren, so nahe mich auch der Mann angehet, der darunter leiden soll, wenn nicht in dem gleich darauf folgenden Blatte des nämlichen Diarii eine vorgebliche Berichtigung hinzugekommen wäre, die zu sehr verrät, warum es gewissen Leuten eigentlich zu thun ist. Wenigstens hat der, von welchem sich diese Berichtigung herschreibt, nämlich der Zusammenträger des Diarii selbst, nur läuten hören, ohne im geringsten zu wissen, wo die Glocken hängen.

„Bloß also denen zu Gefallen, die noch weiter vom Turme wohnen, will ich den ganzen Verlauf der Sache mit wenig Worten erzählen. Daß ich hinlänglich davon unterrichtet bin, kann man mir glauben; wie ich denn auch von dem, was ich aus mündlichen Unterhaltungen weiß, weiter keinen Gebrauch machen will, als in sofern es in den Schriften des Hrn. Lessing zu Tage liegt, die hier nicht bekannt geworden.

„Bereits 1774 fing Hr. Lessing an, in seinen Beiträgen zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel Fragmente eines gewissen Werks gegen die geoffenbarte Religion drucken zu lassen, das schon seit geraumer Zeit in Niedersachsen geschrieben herumging, aus einer Provinz in die andere vertragen ward ‚und so im Verborgnen‘, wie sich Herr Lessing selbst ausdrückt, ‚mehr Proselyten machte, als es im Angesichte einer widersprechenden Welt machen könnte.‘

„Die Bekanntmachung dieser Fragmente wurde dem Hrn. Lessing von den Gottesgelehrten der Lutherschen Kirche auch so wenig verübelt, daß ihm vielmehr verschiedene der Angesehensten öffentlich Dank dafür abstatteten.

„Und warum auch nicht? Sie könnten von der Lauterkeit der Absichten des Hrn. Lessing um so mehr versichert sein, da Hr. Lessing selbst einem jeden anstößigen Fragmente sogleich eine Widerlegung unter der Aufschrift: Gegensätze des Herausgebers, mit beigefügt hatte, wie man sie nur immer von einem Christen, der kein Theolog von Profession ist, verlangen kann.

„Daher machten auch mehrbesagte Fragmente Jahr und Tag nicht das geringste Aufsehen im Publico und nur sehr wenig Sensation auf Leute, denen es näher obliegt, sich um dergleichen Dinge zu bekümmern, als mit eins ein Mann seine Stimme erhob, von dem man sagt, daß er schon mehrmalen seine Stimme sehr zu unrechter Zeit erhoben habe.

„Hr. Lessing hatte das Unglück gehabt, den Hrn. Hauptpastor

Goeze in Hamburg in einem kleinen Auftrage, die Bibliothek betreffend, nicht so prompt zu bedienen, als allerdings wohl schicklich gewesen wäre, und Hr. Goeze hatte die Gerechtigkeit, ihn dieses Unglück fühlen zu lassen. Er stichelte bei aller Gelegenheit auf ihn, als auf den undienstfertigsten Bibliothekar, der zwischen Himmel und Erden zu finden, und da auch ihm endlich die Fragmente bekannt wurden, welche Freude mußte es ihm sein, den undienstfertigen Bibliothekar der Lutherschen Christenheit zugleich als den ruchlosesten, und dem herzoglichen Hause, dem er dient, zugleich als den gefährlichsten zu schildern.

„Er hörte nicht auf, diesem durchlauchtigen Hause zu Gemüte zu führen, in welchen schlimmen Händen sein Interesse sei, und wie leicht ein Mensch, der sich kein Gewissen daraus gemacht habe, eine so ärgerliche Schrift gegen die Religion an das Licht zu ziehen, auch Papiere an den Tag bringen könne, die seine hohen Gerechtsame streitig zu machen und die Ehre seiner Vorfahren zu verdunkeln imstande wären.

„Da indes der Hr. Hauptpastor so albern nicht war, um zu hoffen, daß dergleichen Armseligkeiten wirklich Eindruck auf einen Fürsten machen würden, der weder die nähere Prüfung seiner Gerechtsame noch die genauere Beleuchtung der Ehre seiner Ahnherren zu befürchten hat, was that er zugleich?

„Weil der Bibliothekar eine durch ihre Verheimlichung um so viel gefährlichere Schrift, wenigstens durch seine Bekanntmachung und seine Gegensätze, minder gefährlich machen wollen und ihm von dieser Seite also nicht beizukommen war, so erklärte der Hauptpastor zugleich, daß es mit diesen Gegensätzen doch nur nichts und weniger als nichts wäre, ja, daß diese Gegensätze im Grunde weit mehr Gift enthielten, als die Fragmente selbst.

„Und wie so? Diese Gegensätze des Bibliothekars waren dem Lutherschen Hauptpastor mit einem Worte — — zu gut katholisch.

„Ich will mich auf einen neuerlichen Vorfall mit dem Hrn. Hauptpastor in Hamburg nicht berufen, ob dieser Vorfall schon hier und in Hamburg so allgemein bekannt ist, daß ich mich gar wohl darauf berufen könnte. Es ist auch ohne denselben notorisch genug, aus welchem Gesichtspunkt dieser überspannte Lutheraner zum Aergernisse seiner eigenen Glaubensgenossen die katholische Kirche sowohl in seinen Predigten als in seinen Schriften anzusehen gewohnt ist, und wie weit er geht, ihr alle Ansprüche auf den Namen und die Vorrechte einer christlichen Kirche abzustreiten.

„Nun hatte Hr. Lessing, um gewisse Einwürfe gegen die christliche Religion ein für allemal abzuschneiden, behauptet, daß man

einen Unterschied zwischen Bibel und Religion machen müsse, daß nicht alle Einwürfe gegen die Bibel auch Einwürfe gegen die Religion wären und daß die Religion sich eben so wenig auf die ganze Bibel als auf die Bibel einzig und allein gründe. Er hatte behauptet, daß die christliche Religion sich auch ohne Bibel denken lasse; daß die christliche Religion eine geraume Zeit bestanden, ehe die gesamten Schriften des N. Testaments geschrieben worden; daß man also einen kurzen Inbegriff der christlichen Religion annehmen müsse, nach welchem sie damals gelehret und ausgebreitet worden. Er hatte behauptet, daß dieser kurze Inbegriff, welcher bei den ersten Kirchenvätern Regula fidei heiße, sich in dem apostolischen Glaubensbekenntnisse erhalten habe, welches die katholische Kirche vornehmlich unter ihrer Tradition mit verstehe, und welches aus den Schriften des N. Testaments nicht könne gezogen sein, ob es sich gleich in denselben finden müsse. Er hatte behauptet, daß es, wo nicht leichter, wenigstens eben so leicht sei, die unmittelbare göttliche Eingebung besagter Regula fidei zu beweisen, als die unmittelbare göttliche Eingebung der gesamten Schriften des N. Testaments, und hatte zu verstehen gegeben, wie wohl die Lutherischen Theologen thun würden, dieses anzuerkennen, um wenigstens die Grundlehren des Glaubens gegen alle willkürliche Auslegungen der sie bestätigenden, aber nicht ursprünglich lehrenden Schriftstellen zu sichern, 2c. 2c.

„Ich bin zu jung und zu ununterrichtet in solchen Dingen, um beurteilen zu können, wie weit diese Behauptungen in den Schriften der Väter und den kirchlichen Altertümern, auf welche sich Hr. Lessing beruft, gegründet sind. Aber so viel weiß ich doch, daß das Wesentliche derselben in der katholischen Kirche nicht allein für unanstößig erkannt, sondern auch als das Rechtgläubigere gelehret wird.

„Und gleichwohl war es das, eben das, worin der Luthersche Hauptpastor das größere Gift, als in den Fragmenten selbst enthalten sei, mit solcher Dreistigkeit zu finden erklärte, daß er lieber von der christlichen Religion nichts wissen, als zugeben wolle, daß sie im geringsten mit einem so strohernen Schilde, wie es ihm selbst sich auszudrücken beliebte, verteidiget werde.

„Und gleichwohl ist es das, eben das, weswegen sich Hr. Lessing nunmehr in der Hauptstadt des katholischen Deutschlands als einen Feind der christlichen Religion überhaupt muß verschreien und durch hämische Märchen als einen zweiten Judas Ischarioth muß verlästern lassen, der seinen Meister, freilich nicht um 30 Silberlinge, aber doch um 1000 Dukaten nochmals an die Juden zu verraten imstande wäre.

„Zu beweisen, daß ich hiermit nichts als die strenge Wahrheit sage, und zugleich eine Probe zu geben, mit welcher blinden Wut der Hauptpastor sofort auf den Bibliothekar losging, darf ich nur den Titel seiner ersten Schrift anführen: Goezens etwas Vorläufiges gegen des Hofrat Lessings mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und auf den einigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift. — Wie gesagt, Hr. Lessing hatte aber schlechterdings keinen andern Angriff auf die heilige Schrift gethan, als daß er mit so vielen andern Christen sie für den einigen Grund unsrer allerheiligsten Religion (er dachte sich dabei die christliche Religion überhaupt, und nicht die Lutherische insbesondere) lieber nicht erkennen, als die Religion unauflöslichen Schwierigkeiten preisgeben wollte. ‚Oder sind die Katholiken keine Christen?‘ fragt Hr. Lessing. ‚Wäre ich kein Christ, wenn ich in diesem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Protestanten den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Anteil daran hätten.‘

„Ob Hr. Lessing in seinen Blättern, die er der Goezischen Schrift unter dem Titel Anti-Goeze entgegenstellte, sich überall in den Schranken der Mäßigung gehalten, kömmt mir nicht zu, zu entscheiden. Ich sage bloß, daß ich ihn bei dieser Gelegenheit öfter einen Ausspruch des heil. Hieronymus für sich anführen hören, nach welchem die kalte ruhige Duldung unverdienter Vorwürfe der Irreligion nicht für Tugend, sondern für Ruchlosigkeit erkläret wird.

„Und nun nur noch ein Wort von den schweren Ahndungen, die sich Hr. Lessing bereits durch die Fragmente und seine Widerlegung derselben soll zugezogen haben. Diese Lüge ward in eben der Münze geprägt, aus welcher die 1000 Dukaten kommen.

„So viel ist wahr, daß die Fragmente in Braunschweig hohen Orts verboten und dem Bibliothekar untersagt worden, weiter etwas davon bekannt zu machen. Es dürfte dieses aber wohl mehr wegen des ärgerlichen Aufhebens, das der Hauptpastor davon machte, geschehen sein, als wegen der Fragmente selbst, die weiter kein Unheil angerichtet, als daß sie eine Menge Federn in Bewegung gesetzt haben, deren verschiedene zu merklichem Vorteile der Religion von gelehrten und bescheidenen Theologen geführt worden, die alle, ich wiederhole es, dem Bibliothekar mehr dafür danken, als mit ihm zürnen, daß er ihnen einen solchen Feind in die Hände liefern wollen.

„Wenigstens ist das Verbot der Fragmente wegen der Gegensätze des Herausgebers gewiß nicht ergangen, welchen man seine Streitigkeit mit dem Hauptpastor Goeze ungehindert fortsetzen lassen und auch inskünftige zuverlässig so viel ungehinderter fortsetzen lassen wird, als Hr. Goeze durch sein Verstummen bereits zu verstehen gegeben, daß er ihr nicht gewachsen sei und ein weit andrer Mann das Wort für ihn aufgenommen hat.

K."

Theologischer Nachlaß.

Der theologische Nachlaß Lessings bietet neben unbedeutenden Fragmenten manche wertvolle Arbeit. Die bedeutendste aller Arbeiten ist die „Neue Hypothese über die Evangelisten als bloß menschliche Geschichtschreiber betrachtet". Sie fällt in die Zeit der Arbeit an der „Duplik" gegen Reß, d. h. besonders in den November und Dezember 1777. Der Gegenstand interessierte ihn so lebhaft, daß er schon am 19. Dezember 1777 dem Buchhändler Voß auf Anfang Februar seine auf 8—10 Bogen berechnete Schrift versprach. Da traten vom Weihnachtsabend an die traurigen Tage ein, in denen Lessing seine Frau verlor, doch von Ende Januar 1778 an arbeitete er wieder an der Schrift, die auf dem Gebiete des sachlichen Beweises seinen Gegnern einen starken Schlag versetzen sollte.

Das Fragment „Gegen Semler" (Februar 1779) ist das Anfangsblatt einer Streitschrift gegen Semlers „Beantwortung der Fragmente eines Ungenannten". Lessing ärgerte sich besonders über den leeren Witz: „Von dem Zwecke Herrn Lessings und seines Ungenannten. Ein paar Fragmente eines Ungenannten aus meiner Bibliothek." Semler suchte in fadem Geschwätze nachzuweisen, daß Lessing ein Narr sei, der nach Bedlam gehöre. Dieser wurde dadurch so sehr aufgeregt, daß seine Arbeit an „Nathan" gehindert wurde: „Ich war über die impertinente Professorgans so erbittert, daß ich alle gute Laune, die mir zum Versmachen so nötig ist, darüber verlor und schon Gefahr lief, den ganzen Nathan darüber zu vergessen." (April 1779.) Noch im Mai ist er über den „Schubiack" Semler so verstimmt, daß er am liebsten jenen „Esel" durch die Angabe des wahren Verfassers der Fragmente, des ehrwürdigen Reimarus beschämen möchte: „Aber ich will es ihm schon indes auf eine andere Weise eintränken und ihm ein Briefchen aus Bedlam schreiben, daß er an mich denken soll! Nur ein klein wenig Geduld! Mittlerweile wird ihm mein Nathan schon auch ein wenig einheizen."

Im November 1779 begann Lessing eine Schrift „Bibliolatrie“ gegen Walchs „Kritische Untersuchung vom Gebrauch der heiligen Schrift unter den alten Christen“. Er versieht sie mit einem Wort des Euripides, in welchem die Anrede des Apollo in „Christus“ verwandelt wird:

„Wie schön ist, Christus, der Dienst,
Den ich übe vor deinem Hause,
Fromm ehrend den Seherſitz.“

„Sogenannte Briefe an verschiedene Gottesgelehrte“ begann Lessing im Dezember 1779. Im Februar 1780 beschäftigte er sich ferner damit und hoffte, im Laufe des Jahres einen Band abzuschließen.

Ueber manche andere Fragmente geben Lessings Briefe Auskunft.

Lessings Predigt über zwei Texte.

Friedrich Nicolai berichtet über einen theologischen Scherz, den sich Lessing in Hamburg Ende November oder Anfang Dezember 1769 seinem Freunde Alberti gegenüber gemacht hat:

„Während Lessing in Hamburg lebte, entstand daselbst ein großer theologischer Zwist. — Seit langer Zeit war in den Hamburgischen Kirchen an den Bußtagen ein Kirchengebet abgelesen worden, worin unter andern auch die Worte aus Psalm 79, 6: Schütte deinen Grimm auf die Heiden und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen, standen. Im Jahr 1769 hielt Alberti und ein anderer Prediger (wenn ich nicht irre, Liebrecht) es wider ihr Gewissen, diese Worte ferner von der Kanzel zu sprechen, und ließen sie aus dem Bußgebete aus. Goeze, streitsüchtigen Andenkens, unterließ nicht, darüber Lärm zu schlagen und seine Kollegen aufs bitterste zu verunglimpfen. Alberti kam auch in Eifer; der Pöbel nahm Partie für Goezen und wollte Gottes Grimm über alle ausgeschüttet wissen, die nicht wie Goeze und der Pöbel dachten. Der Lärm ward endlich so arg, daß der Magistrat Herrn Goeze bei Strafe der Suspension befahl,*) die Sache ruhen zu lassen.

„Lessing billigte gewiß Goezens hämische Verunglimpfungen nicht und war gewiß kein Freund davon, daß der Grimm Gottes sollte erbeten werden. Aber er ward von seinen Freunden nun geneckt, daß er seinen Vertrauten Goeze, so wie er sonst zuweilen gethan

*) Man s. „Allgemeine Deutsche Bibliothek“, XII. 2. S. 95, 98; XVII. 2. S. 617. — N.

hatte, verteidigen möchte. Seine erwähnte Neigung, in gesellschaftlichen Disputen sich auf die schwächste Seite zu schlagen, machte, daß er nun auch wirklich das Kirchengebet in Schutz nahm. Er hatte alle Stimmen wider sich, und besonders erstaunte Alberti natürlich sehr, daß Lessing Partie gegen ihn nahm. Dieser aber setzte die Verteidigung mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn fort und sagte unter andern: ‚Man müsse in dieser Sache wohl distinguieren; dann werde sich finden, in welcher Rücksicht man sehr wohl so beten könne und so beten müsse.‘ Alberti rief aus: ‚Hier helfe keine Distinktion, denn in aller Betrachtung sei es abscheulich, ein solches Gebet zu beten.‘ Lessing verfocht seinen Satz. Beide Teile wurden heftig. Alberti rief endlich aus: ‚Christus sagt: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst!‘ Lessing versetzte: ‚Das sollen und wollen wir auch und mögen doch wohl Gottes Grimm über die herbeirufen, die ihn verdienen!‘ Alberti rief mit einer Art von Triumph aus: ‚Die Distinktion möchte ich sehen, mit welcher Sie dies vereinigen wollten!‘ Lessing sagte: ‚Das sollen Sie sehen!‘ Alberti und andere lachten.

„Lessing ging fort und machte in wenigen Tagen fertig:

„Eine Predigt über zwei Texte, über Psalm 79, 6: Schütte deinen Grimm über die Heiden u. s. w., und über Matth. 22, 39: du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, von Yorick. Aus dem Englischen übersetzt.

„Er ließ von dieser Predigt in der Druckerei seines Freundes Bode, auf dessen Verschwiegenheit er rechnen konnte, einen halben Bogen, worauf der Titel und ein Teil der Vorrede war, absetzen und nur ein halb Dutzend Exemplarien abdrucken, wovon er eins seinem Freunde Alberti unvermerkt in die Hände kommen ließ, als ob es unter der Presse wäre. Alberti übersah mit einem Blicke, daß mit einem Manne wie Lessing nicht zu scherzen sei und daß bei der damaligen Gärung diese Predigt, wenn sie bekannt würde, eine für ihn sehr nachteilige Wirkung auf das gegen ihn bereits unbilligerweise aufgehetzte, damalige Hamburgische Publikum haben könnte. Der edle Lessing hatte kaum einige Verlegenheit in der Miene seines Freundes bemerkt, als er ihn umarmte und ihn versicherte, es sei bloß Scherz, und die Predigt solle nicht bekannt werden, obgleich im Grunde Goeze mit derselben auch gar nicht würde zufrieden gewesen sein. Nur Alberti und einige andere von Lessings vertrauten Freunden und unter denselben auch ich bekamen sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu lesen; und diese damals nötige Verschwiegenheit hat auch bis itzt niemand derselben gebrochen.

„Diese Predigt war wirklich in ihrer Art ein Meisterstück, und es wäre ein großer Verlust, wenn das Manuskript, wie ich fast befürchte, völlig sollte verloren gegangen sein. Yoricks Manier war völlig erreicht; eben die Simplizität, eben die scharfsinnige und gutmütige Philosophie, eben die menschenfreundliche Teilnehmung und Toleranz, eben die Ausbrüche heiterer Laune, die aus dem ernsthaftesten Gegenstande ganz natürlich entstehn. Ich erinnere mich, sie mit unbeschreiblichem Vergnügen zweimal gelesen zu haben;*) aber von der Predigt selbst habe ich nichts in einigem Zusammenhange behalten. Es ist mir nur der Inhalt eines Teils der Vorrede sehr lebhaft im Gedächtnis geblieben, eine Dichtung, welche die Veranlassung enthält, die Yorick gehabt haben sollte, diese Predigt zu verfertigen. Ich will sie hier mitteilen. Sollte je Lessings Manuskript, oder wenigstens ein Exemplar der paar gedruckten Blätter noch zum Vorschein kommen, so wird man vermutlich sehen, daß ich das Wesentliche sehr fest im Gedächtnis gefaßt habe. Findet man aber alsdann diese nur aus dem Gedächtnis von mir aufgesetzte Erzählung unter Lessing, so erinnere man sich, daß ich dies hier selbst im voraus zugebe. Sollte indessen nichts von der Predigt und ihrer Vorrede übrig geblieben sein, so wird ein Bruchstück eines schätzbaren Kunstwerks, wenn es auch einigen Schaden gelitten hat, noch immer etwas wert sein. Die Idee der Erzählung ist folgende:

„Der Oberst Shandy ging eines Tages mit seinem getreuen Trim spazieren. Sie fanden am Wege einen magern Menschen in einer zerlumpten französischen Uniform, der sich auf eine Krücke stützte, weil ein Fuß verstümmelt war. Er nahm stillschweigend mit niedergeschlagenen Augen den Hut ab, aber sein kummervoller Blick sprach für ihn. Der Oberst gab ihm einige Schillinge, ungezählt, wie viel; Trim zog einen Penny aus der Tasche und sagte, indem er denselben gab: ‚French dog!‘

„Der Oberst schwieg einige Sekunden und sagte darauf, sich gegen Trim kehrend: ‚Trim, es ist ein Mensch und nicht ein Hund!‘

„Der französische Invalide war ihnen nachgehinkt. Auf des Obersten Rede gab Trim noch einen Penny und sagte abermals: ‚French dog!‘

„‚Und, Trim, dieser Mensch ist ein Soldat!‘ Trim sah ihm starr ins Gesicht, gab wieder einen Penny und sagte: ‚French dog!‘

*) Als Lessing das letzte Mal in Berlin war, hatte er sie nebst andern Aufsätzen, die nur seine Freunde sehen sollten, mitgebracht. Es scheint mir fast, daß die Brieftasche, worin diese Aufsätze waren, entweder noch irgendwo liegt, oder durch einen unbekannten Zufall verloren ist. — N.

„‚Und, Trim, er ist ein tapfrer Soldat; du siehst, er hat für sein Vaterland gefochten und ist schwer verwundet worden.‘ Trim drückte ihm die Hand, indem er ihm noch einen Penny gab, und sagte: ‚French dog!‘

„‚Und, Trim, dieser Soldat ist ein guter und ein unglücklicher Ehemann, hat eine Frau und vier unerzogene Kinder.‘ Trim, eine Thräne im Auge, gab alles, was er noch in der Tasche hatte, und sagte etwas leise: ‚French dog!‘

„Als der Oberst nach Hause kam, sprach er mit Yorick über diesen Vorfall. Yorick sagte: ‚Es ist klar, Trim hasset die ganze Nation, welche seinem Vaterlande feindselig ist; aber er kann jedes Individuum aus derselben lieben, wenn es Liebe verdient.‘ Dies gab Gelegenheit, daß Yorick die folgende Predigt hielt. — —“

Hugo Göring.

Theologische Streitschriften.

Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft.

1777.

— Δια τας τεραστιους δυναμεις, ἁς κατασκευαστεον γεγονεναι και ἐκ πολλων μεν ἀλλων, και ἐκ του ἰχνη μεν αὐτων ἐτι σωζεσθαι, παρα τοις κατα το βουλημα του λογου βιουσι. Ὠριγενης κ. K.

An den Herrn Direktor Schumann zu Hannover.

Mein Herr,

Wem konnte es angelegner sein, Ihre neue Schrift sofort zu lesen, als mir? — Ich hungere nach Ueberzeugung so sehr, daß ich, wie Erisichthon, alles verschlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich sieht. — Wenn Sie mit diesem Bogen es eben so machen, so sind wir einer des andern Mann. Ich bin mit der Hochachtung, welche Untersucher der Wahrheit gegen einander zu tragen sich nie entbrechen,

Ihr ꝛc.

— — —

Ein andres sind erfüllte Weissagungen, die ich selbst erlebe, ein andres erfüllte Weissagungen, von denen ich nur historisch weiß, daß sie andre wollen erlebt haben.

Ein andres sind Wunder, die ich mit meinen Augen sehe und selbst zu prüfen Gelegenheit habe, ein andres sind Wunder, von denen ich nur historisch weiß, daß sie andre wollen gesehn und geprüft haben.

Das ist doch wohl unstreitig? Dagegen ist doch nichts einzuwenden?

Wenn ich zu Christi Zeiten gelebt hätte, so würden mich die in seiner Person erfüllten Weissagungen allerdings auf ihn sehr

aufmerksam gemacht haben. Hätte ich nun gar gesehen ihn Wunder thun, hätte ich keine Ursache zu zweifeln gehabt, daß es wahre Wunder gewesen, so würde ich zu einem von so lange her ausgezeichneten, wunderthätigen Mann allerdings so viel Vertrauen gewonnen haben, daß ich willig meinen Verstand dem seinigen unterworfen hätte, daß ich ihm in allen Dingen geglaubt hätte, in welchen ebenso ungezweifelte Erfahrungen ihm nicht entgegen gewesen wären.

Oder wenn ich noch itzt erlebte, daß Christum oder die christliche Religion betreffende Weissagungen, von deren Priorität ich längst gewiß gewesen, auf die unstreitigste Art in Erfüllung gingen; wenn noch itzt von gläubigen Christen Wunder gethan würden, die ich für echte Wunder erkennen müßte: was könnte mich abhalten, mich diesem Beweise des Geistes und der Kraft, wie ihn der Apostel nennet, zu fügen?

In dem letztern Falle war noch Origenes, der sehr Recht hatte, zu sagen, daß die christliche Religion an diesem Beweise des Geistes und der Kraft einen eigenen göttlichern Beweis habe, als alle griechische Dialektik gewähren könne. Denn noch war zu seiner Zeit „die Kraft, wunderbare Dinge zu thun, von denen nicht gewichen", die nach Christi Vorschrift lebten; und wenn er ungezweifelte Beispiele hiervon hatte, so mußte er notwendig, wenn er nicht seine eigenen Sinne verleugnen wollte, jenen Beweis des Geistes und der Kraft anerkennen.

Aber ich, der ich auch nicht einmal mehr in dem Falle des Origenes bin, der ich in dem 18. Jahrhunderte lebe, in welchem es keine Wunder mehr gibt, wenn ich anstehe, noch itzt auf den Beweis des Geistes und der Kraft etwas zu glauben, was ich auf andre meiner Zeit angemessenere Beweise glauben kann, woran liegt es?

Daran liegt es, daß dieser Beweis des Geistes und der Kraft itzt weder Geist noch Kraft mehr hat, sondern zu menschlichen Zeugnissen von Geist und Kraft herabgesunken ist.

Daran liegt es, daß Nachrichten von erfüllten Weissagungen nicht erfüllte Weissagungen, daß Nachrichten von Wundern nicht Wunder sind. Diese, die vor meinen Augen erfüllten Weissagungen, die vor meinen Augen geschehenen Wunder, wirken unmittelbar. Jene aber, die Nachrichten von erfüllten Weissagungen und Wundern, sollen durch ein Medium wirken, das ihnen alle Kraft benimmt.

Den Origenes anführen und ihn sagen lassen, „daß der Beweis der Kraft wegen der erstaunlichen Wunder so heiße, die zur Bestätigung der Lehre Christi geschehen", ist nicht allzu wohl gethan, wenn man das, was unmittelbar bei dem Origenes darauf folgt, seinen Lesern verschweigt. Denn die Leser werden den Origenes auch aufschlagen und mit Befremden finden, daß er die Wahrheit jener bei der Grundlegung des Christentums geschehenen Wunder ἐκ πολλων μεν ἀλλων und also aus der Erzählung der Evangelisten

wohl mit, aber doch vornehmlich und namentlich aus den Wundern erweiset, die noch damals geschahen.

Wenn nun dieser Beweis des Beweises itzt gänzlich weggefallen; wenn nun alle historische Gewißheit viel zu schwach ist, diesen weggefallenen augenscheinlichen Beweis des Beweises zu ersetzen: wie ist mir denn zuzumuten, daß ich die nämlichen unbegreiflichen Wahrheiten, welche Leute vor 16 bis 18 hundert Jahren auf die kräftigste Veranlassung glaubten, auf eine unendlich mindere Veranlassung eben so kräftig glauben soll?

Oder ist ohne Ausnahme, was ich bei glaubwürdigen Geschichtschreibern lese, für mich eben so gewiß, als was ich selbst erfahre?

Das wüßte ich nicht, daß es jemals ein Mensch behauptet hätte; sondern man behauptet nur, daß die Nachrichten, die wir von jenen Weissagungen und Wundern haben, eben so zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten sein können. — Und freilich, fügt man hinzu, könnten historische Wahrheiten nicht demonstrieret werden; aber dem ohngeachtet müsse man sie eben so fest glauben als demonstrierte Wahrheiten.

Hierauf nun antworte ich. Erstlich, wer leugnet es, — ich nicht — daß die Nachrichten von jenen Wundern und Weissagungen eben so zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten sein können? — Aber nun, wenn sie nur eben so zuverlässig sind, warum macht man sie bei dem Gebrauche auf einmal unendlich zuverlässiger?

Und wodurch? — Dadurch, daß man ganz andere und mehrere Dinge auf sie bauet, als man auf historisch erwiesene Wahrheiten zu bauen befugt ist.

Wenn keine historische Wahrheit demonstrieret werden kann, so kann auch nichts durch historische Wahrheiten demonstrieret werden.

Das ist: Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von notwendigen Vernunftswahrheiten nie werden.

Ich leugne also gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllet worden, ich leugne gar nicht, daß Christus Wunder gethan, sondern ich leugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehöret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden, seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich sein, als sie immer wollen), mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen. Diese anderweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen Gründen an.

Denn, zweitens, was heißt einen historischen Satz für wahr halten? eine historische Wahrheit glauben? Heißt es im geringsten etwas anders, als diesen Satz, diese Wahrheit gelten lassen? nichts darwider einzuwenden haben? sich gefallen lassen, daß ein andrer einen andern historischen Satz darauf bauet, eine andre historische Wahrheit daraus folgert? sich selbst vorbehalten, andere historische

Dinge darnach zu schätzen? Heißt es im geringsten etwas anders, etwas mehr? Man prüfe sich genau!

Wir alle glauben, daß ein Alexander gelebt hat, welcher in kurzer Zeit fast ganz Asien besiegte. Aber wer wollte auf diesen Glauben hin irgend etwas von großem dauerhaften Belange, dessen Verlust nicht zu ersetzen wäre, wagen? Wer wollte diesem Glauben zufolge aller Kenntnis auf ewig abschwören, die mit diesem Glauben stritte? Ich wahrlich nicht. Ich habe itzt gegen den Alexander und seine Siege nichts einzuwenden; aber es wäre doch möglich, daß sie sich eben so wohl auf ein bloßes Gedicht des Chörilus, welcher den Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja sich auf weiter nichts als auf die Gedichte des Homers gründet.

Wenn ich folglich historisch nichts darwider einzuwenden habe, daß Christus einen Toten erweckt, muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sei? In welcher Verbindung steht mein Unvermögen, gegen die Zeugnisse von jenem etwas Erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit, etwas zu glauben, wogegen sich meine Vernunft sträubet?

Wenn ich historisch nichts darwider einzuwenden habe, daß dieser Christus selbst von dem Tode auferstanden, muß ich darum für wahr halten, daß eben dieser auferstandene Christus der Sohn Gottes gewesen sei?

Daß der Christus, gegen dessen Auferstehung ich nichts Historisches von Wichtigkeit einwenden kann, sich deswegen für den Sohn Gottes ausgegeben, daß ihn seine Jünger deswegen dafür gehalten, das glaube ich herzlich gern. Denn diese Wahrheiten, als Wahrheiten einer und eben derselben Klasse, folgen ganz natürlich aus einander.

Aber nun mit jener historischen Wahrheit in eine ganz andre Klasse von Wahrheiten herüberspringen und von mir verlangen, daß ich alle meine metaphysischen und moralischen Begriffe darnach umbilden soll; mir zumuten, weil ich der Auferstehung Christi kein glaubwürdiges Zeugnis entgegensetzen kann, alle meine Grundideen von dem Wesen der Gottheit darnach abzuändern: wenn das nicht eine μεταβασις εἰς ἀλλο γενος ist, so weiß ich nicht, was Aristoteles sonst unter dieser Benennung verstanden.

Man sagt freilich: Aber eben der Christus, von dem du historisch mußt gelten lassen, daß er Tote erweckt, daß er selbst vom Tode erstanden, hat es selbst gesagt, daß Gott einen Sohn gleiches Wesens habe und daß er dieser Sohn sei.

Das wäre ganz gut. Wenn nur nicht, daß dieses Christus gesagt, gleichfalls nicht mehr als historisch gewiß wäre.

Wollte man mich noch weiter verfolgen und sagen: „O doch! das ist mehr als historisch gewiß; denn inspirierte Geschichtschreiber versichern es, die nicht irren können:"

So ist auch das leider nur historisch gewiß, daß diese Geschichtschreiber inspiriert waren und nicht irren konnten.

Das, das ist der garstige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir jemand hinüberhelfen, der thu' es; ich bitte ihn, ich beschwöre ihn. Er verdienet ein Gotteslohn an mir.

Und so wiederhole ich, was ich oben gesagt, mit den nämlichen Worten. Ich leugne gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllt worden, ich leugne gar nicht, daß Christus Wunder gethan, sondern ich leugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehöret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden, seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich sein, als sie immer wollen), mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen.

Was verbindet mich denn dazu? — Nichts als diese Lehren selbst, die vor 18 hundert Jahren allerdings so neu, dem ganzen Umfange damals erkannter Wahrheiten so fremd, so uneinverleiblich waren, daß nichts Geringers als Wunder und erfüllte Weissagungen erfordert wurden, um erst die Menge aufmerksam darauf zu machen.

Die Menge aber auf etwas aufmerksam machen, heißt: den gesunden Menschenverstand auf die Spur helfen.

Auf die kam er, auf der ist er, und was er auf dieser Spur rechts und links aufgejaget, das, das sind die Früchte jener Wunder und erfüllten Weissagungen.

Diese Früchte sehe ich vor mir reifen und gereift, und ich sollte mich damit nicht sättigen dürfen, weil ich die alte fromme Sage, daß die Hand, die den Samen dazu ausgestreuet, sich siebenmal bei jedem Wurfe in Schneckenblute waschen müssen — nicht etwa leugnete, nicht etwa bezweifelte — sondern bloß an ihren Ort gestellt sein ließe? — Was kümmert es mich, ob die Sage falsch oder wahr ist: die Früchte sind trefflich.

Gesetzt, es gäbe eine große nützliche mathematische Wahrheit, auf die der Erfinder durch einen offenbaren Trugschluß gekommen wäre — (wenn es dergleichen nicht gibt, so könnte es doch dergleichen geben) —, leugnete ich darum diese Wahrheit, entsagte ich darum, mich dieser Wahrheit zu bedienen: wäre ich darum ein undankbarer Lästerer des Erfinders, weil ich aus seinem anderweitigen Scharfsinne nicht beweisen wollte, es für beweislich daraus gar nicht hielt, daß der Trugschluß, durch den er auf die Wahrheit gestoßen, kein Trugschluß sein könne? —

— Ich schließe und wünsche: möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen! Es ist freilich apokryphisch, dieses Testament, aber darum nicht weniger göttlich.

Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft.

[Nachlaß.]

Ein zweites Schreiben

an den Herrn Direktor Schumann in Hannover.

Mein Herr,

Lieber wollen wir einander weder bestechen, noch zum besten haben. — Ich entsage daher gleich anfangs allen verbindlichen Wendungen sowie aller Ironie, womit Sie Ihrer Antwort einen so hohen Geschmack zu geben bedacht gewesen. Traun, welche treffliche Ironie, mir selbst Ironie anzudichten!

Nur schweigen kann ich nicht ganz, ob Sie schon drohen, mir das letzte Wort zu lassen.

Ich nehme diese Demütigung in voraus hin und will mich gern in diesem zweiten Schreiben darnach richten, so daß ich Ihnen nur mit Dingen nochmals beschwerlich falle, auf welche keine Antwort mir auch eine Antwort sein wird, mit allem übrigen aber, wo es mir um eine genauere Belehrung zu thun ist, mich an sonst jemand wende, der mehr Zeit und mehr guten Willen hat, mich zu unterrichten, als Sie zu haben mir zu meinem Leidwesen versichern.

Was mich indes hierüber noch einigermaßen tröstet, ist dieses, daß ich Ihnen aufrichtig bekennen muß, wie ich weit mehr Stoff zu neuem Nachdenken in Ihrer Antwort erwartete. Dafür haben Sie mich nur an alte verwirrte Begriffe wieder erinnert, die ich mir schon längst zu größerer Deutlichkeit gebracht zu haben überzeugt bin.

Auch habe ich mich über manche Mißdeutung, über manche Entnervung meiner Meinung zu beklagen. Vorsätzlich wird gewiß keine gewesen sein, und doch war mein Ausdruck so diffus auch nicht, daß man leicht den Sinn unter den Worten verlieren könnte.

Ich hätte vielmehr mit geringer Mühe aus meinem Bogen ein Büchlein, aus dem Pamphlet ein Werk machen können. Aber

ich dachte: Wer keinen Bogen lieset, lieset noch weniger mehrere Bogen, und die Wahrheit, die man auf einem Bogen nicht sagen und erweisen kann, ist wohl nicht weit her — oder ist vielmehr zu weit her.

Freilich aber kann ich nicht in Abrede sein, daß es leider meine eigensinnige Art ist, von der unerheblichsten Kleinigkeit am liebsten auszugehen, wenn ich durch sie mich am geschwindesten mitten in die Materie versetzen kann. Eine solche unerhebliche Kleinigkeit ist mir sodann gleichsam der niedrige, elastische Punkt, auf welchem ich mein Tempo nehme. Doch das Tempo ist nicht der Sprung, und wer sein Auge nur auf mein Tempo heftet, der kann mich eben so wenig springen sehen, als er vermutlich mag. Denn er ist vermutlich selbst ein Springer und will nur kunstmäßig beurteilen, ob ich mein Tempo nicht zu weit oder nicht zu kurz genommen habe. Der Sprung an und für sich ist ihm ein Nichts, den kann er auch, den kann er besser.

Also recht wohl: die Stelle des Origenes war Ihnen nur „ein unschuldiges Pförtchen, wodurch Sie mit einiger Manier auf die Laufbahn treten wollten". Aber wenn sie Ihnen ein Pförtchen war, warum darf ich denn auf diesem unschuldigen Pförtchen nicht mein Tempo nehmen? Weil dieses Pförtchen ganz überflüssig ist? Kann wohl sein. Weil dieses Pförtchen nicht fest genung stehet? Ich hätte geglaubt, auch ein unschuldiges Pförtchen müßte vor allen Dingen fest stehen. Weil der Stoff dieses Pförtchens zu viel oder zu wenig prellet? — Das wäre etwas. Das hätte ich allerdings genauer untersuchen müssen. Dafür könnten weder Sie noch Ihr unschuldiges Pförtchen.

Wie? Ich sollte also nicht gewußt haben, wie weit die Stelle des Origenes trägt? Ich sollte die ganze Elastizität derselben in der Grundsprache nicht gehörig erwogen haben?

Lassen Sie uns doch dieses, mein Herr, einen Augenblick genauer untersuchen. Und nur dieses allein; denn alles übrige, von dem Sie sagen, daß es Sie eigentlich nichts angehe, haben Sie auch wirklich so beantwortet, als ob es Sie nichts angehe, und wenig erhellet daraus deutlicher, als daß *wir* über dergleichen Dinge nicht streiten müssen. *Wir* nicht! Nur über die Stelle eines Kirchenvaters, nur über die wahre Meinung derselben wollen wir uns hoffentlich wohl noch verstehen.

Also, mein Herr, warum Sie den Origenes nicht ausreden lassen, begreife ich noch jetzt nicht. Sie versichern zwar, den Ausdruck des Origenes in der engern Bedeutung des Apostels genommen zu haben. Aber ich fürchte sehr, daß Ihnen die engere Bedeutung des Apostels noch mehr zuwider ist, von der ich nicht einmal einsehe, warum sie die *engere* heißen soll.

Denn wenn Paulus zu den Korinthern sagt: *Mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des*

Geistes und der Kraft, und wir unter der Beweisung des Geistes den Beweis aus Weissagungen, so wie unter der Beweisung der Kraft den Beweis aus Wundern mit dem Origenes verstehen sollen und müssen, glauben Sie wohl, mein Herr, daß Paulus dabei nichts anders gethan hat, als was Sie ohngefähr in Ihren Blättern von der Evidenz dieser beiden Beweise geleistet haben? Glauben Sie wohl, daß er sich begnügte, die alleinige Anwendung der Weissagungen des A. T. auf Christum, von deren Priorität man damals noch ganz anders überzeugt sein mußte, als man jetzt überzeugt sein kann, zu zeigen, zu erhärten? Glauben Sie wohl, daß er sich begnügte, die Wunder, die Christus gethan hatte, zu erzählen, deren Glaubwürdigkeit zu einer Zeit, als noch so viele Augenzeugen am Leben waren, doch wohl um vieles größer sein mußte, als sie jetzt ist, da wir gar nichts davon wissen würden, wenn sie nicht in einem Buche stünden? Glauben Sie wohl?

Ich bilde mir ein, mein Herr, Sie möchten so etwas, wodurch die Predigt Pauli Ihren Blättern so ganz ähnlich würde, sehr gern glauben, wenn nur nicht in diesem nämlichen Buche gar zu deutlich stünde, daß Paulus sich noch auf mehr verstanden habe als auf bloßes Vernünfteln; wenn es diesem nämlichen Buche zufolge nur nicht gar zu unleugbar wäre, daß Paulus selbst weissagen können, daß Paulus selbst Wunder gethan; wenn man nur dieses nämliche Buch gar nicht müßte gelesen haben, um nicht zu wissen, daß sich Paulus eben dadurch, daß er selbst weissagen können, und dadurch allein als den Mann erwies, der es am besten einsehen können, was Weissagungen und erfüllte Weissagungen sind, — daß sich Paulus eben dadurch, daß er selbst Wunder that und dadurch allein als den Mann erwies, der vollkommen glaubwürdig war, wenn er von den Wundern seines Meisters sprach.

Hat nun Paulus, nicht durch Vernünfteln über Weissagung und Wunder, nicht durch πειθους ἀνθρωπινης σοφιας λογους, nicht durch vernünftige Reden menschlicher Weisheit, sondern durch eigne Weissagungen, durch eigne Wunder dasjenige bestärkt, was er von den in Christo erfüllten Weissagungen, von den durch Christum und an Christo geschehenen Wundern predigte, so stehet freilich Origenes, der sich selbst keiner übernatürlichen Gaben rühmte, schon weit unter dem Paulus, und der Beweis aus Weissagungen und Wundern in dem Munde des Origenes hatte seine Stärke schon um ein Großes, aber doch nicht gänzlich verloren. Denn jene übernatürliche Gaben, ob sie gleich Origenes nicht hatte, hatten doch noch andre fromme Christen zu seiner Zeit, und der Beweis, wovon jene übernatürliche Gaben der Beweis waren, war folglich im Grunde noch eben derselbe und konnte nur seltener in seiner völligen Stärke geführt werden.

Ich sage: Der Beweis des Geistes und der Kraft, wie ihn Origenes führte, war im Grunde eben derselbe, wie ihn Paulus ge-

führt hatte. Keiner von beiden hat ihn in einem engern oder weitern Verstande geführt, und es ist so wenig wahr, daß ihn der Apostel in einem engern Verstande geführt habe, daß vielmehr, wenn ja ein Unterschied gemacht werden sollte, der engere Verstand dem Origenes beigelegt werden müßte. Denn Origenes schon, weil die Wundergaben nicht mehr in ihrem vollen alltäglichen Glanze herrschten, weil nur noch Fußstapfen und Spuren davon unter frommen Christen übrig waren, mußte sich mehr auf die bloß erzählten Wunder zurückwerfen, wenn er mit spöttischen Feinden der christlichen Religion zu thun hatte. Und doch hat er sich nie so sehr darauf zurückgeworfen, daß er nicht mit deutlichen Worten gesagt, — — — — — —

Das Testament Johannis.

1777.

— Qui in pectus Domini recubuit et de purissimo fonte hausit rivulum doctrinarum.

Hieronymus.

Ein Gespräch.

Er und Ich.

Er.

Sie waren sehr fix mit diesem Bogen,*) aber man sieht es diesem Bogen auch an.

Ich.

So?

Er.

Sie pflegen sonst deutlicher zu schreiben.

Ich.

Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit.

Er.

Aber ich sehe, Sie lassen sich auch fortreißen. Sie fangen auch an zu glauben, nur immer auf Umstände anspielen, die unter hundert Lesern nicht einem bekannt sind, die Ihnen selbst vielleicht nur erst seit gestern oder ehegestern bekannt geworden —

Ich.

Zum Exempel?

Er.

Lasse gelehrt.

Ich.

Zum Exempel?

Er.

Ihr Rätsel, womit Sie schließen. — Ihr Testament Johannis. Ich habe meinen Grabius und Fabricius vergebens darnach durchblättert.

Ich.

Muß denn auch alles ein Buch sein?

---

*) Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft.

Er.

Es ist kein Buch, dieses Testament Johannis? — Nun, was ist es denn?

Ich.

Der letzte Wille Johannis, — die letzten merkwürdigen, einmal über das andere wiederholten Worte des sterbenden Johannis. — Die können ja auch ein Testament heißen? Nicht?

Er.

Können freilich. — Aber so bin ich schon weniger darauf neugierig. — Indes doch; wie lauten sie denn? — Ich bin in dem Abdias, oder wo sie sonst stehen mögen, nicht eben sehr belesen.

Ich.

Bei einem minder verdächtigen Schriftsteller stehen sie nun doch. — Hieronymus hat sie uns aufbehalten, in seinem Kommentar über den Paulinischen Brief an die Galater. — Da schlagen Sie nur nach! — Ich denke kaum, daß sie Ihnen gefallen werden.

Er.

Wer weiß? — Sagen Sie doch nur!

Ich.

Aus dem Kopfe? Mit den Umständen, die mir itzt erinnerlich sind oder wahrscheinlich dünken?

Er.

Warum nicht?

Ich.

Johannes, der gute Johannes, der sich von seiner Gemeinde, die er in Ephesus einmal gesammelt hatte, nie wieder trennen wollte, dem diese eine Gemeinde ein genugsam großer Schauplatz seiner lehrreichen Wunder und wunderthätigen Lehre war, Johannes war nun alt, und so alt —

Er.

Daß die fromme Einfalt glaubte, er werde nie sterben.

Ich.

Da ihn doch jeder von Tag zu Tag immer mehr und mehr sterben sahe.

Er.

Der Aberglaube trauet den Sinnen bald zu viel, bald zu wenig. — Selbst da, als Johannes schon gestorben war, hielt noch der Aberglaube dafür, daß Johannes nicht sterben könne, daß er schlafe, nicht tot sei.

Ich.

Wie nahe der Aberglaube oft der Wahrheit tritt!

Er.

Erzählen Sie nur weiter! Ich mag Sie nicht dem Aberglauben das Wort sprechen hören.

Ich.

So zaudernd eilig, als ein Freund sich aus den Armen eines

Freundes windet, um in die Umarmungen seiner Freundin zu eilen, — trennte sich allmählich sichtbar Johannis reine Seele von dem eben so reinen, aber verfallenen Körper. — Bald konnten ihn seine Jünger auch nicht einmal zur Kirche mehr tragen. Und doch versäumte Johannes auch keine Kollekte gern, ließ keine Kollekte gern zu Ende gehen ohne seine Anrede an die Gemeinde, welche ihr tägliches Brot lieber entbehrt hätte als diese Anrede.

Er.

Die öfters nicht sehr studiert mag gewesen sein.

Ich.

Lieben Sie das Studierte?

Er.

Nachdem es ist.

Ich.

Ganz gewiß war Johannis Anrede das nie. Denn sie kam immer ganz aus dem Herzen. Denn sie war immer einfältig und kurz und wurde immer von Tag zu Tag einfältiger und kürzer, bis er sie endlich gar auf die Worte einzog — —

Er.

Auf welche?

Ich.

„Kinderchen, liebt euch!"

Er.

Wenig und gut.

Ich.

Meinen Sie wirklich? — Aber man wird des Guten und auch des Besten, wenn es alltäglich zu sein beginnt, so bald satt! — In der ersten Kollekte, in welcher Johannes nicht mehr sagen konnte, als: „Kinderchen, liebt euch!" gefiel dieses Kinderchen, liebt euch! ungemein. Es gefiel auch noch in der zweiten, in der dritten, in der vierten Kollekte; denn es hieß, der alte schwache Mann kann nicht mehr sagen. Nur als der alte Mann auch dann und wann wieder gute heitere Tage bekam und doch nichts mehr sagte und doch nur die tägliche Kollekte mit weiter nichts als einem Kinderchen, liebt euch! beschloß; als man sahe, daß der alte Mann nicht bloß nur so wenig sagen konnte; als man sahe, daß er vorsätzlich nicht mehr sagen wollte: ward das Kinderchen, liebt euch! so matt, so kahl, so nichtsbedeutend! Brüder und Jünger konnten es kaum ohne Ekel mehr anhören und erdreisteten sich endlich, den guten alten Mann zu fragen: „Aber, Meister, warum sagst du denn immer das Nämliche?"

Er.

Und Johannes?

Ich.

Johannes antwortete: „Darum, weil es der Herr befohlen. Weil das allein, das allein, wenn es geschieht, genug, hinlänglich genug ist." —

Er.

Also das, das ist Ihr Testament Johannis?

Ich.

Ja!

Er.

Gut, daß Sie es apokryphisch genennet haben!

Ich.

In Gegensatz des kanonischen Evangelii Johannis. — Aber göttlich ist mir es denn doch.

Er.

Etwa, wie Sie auch wohl Ihre Schöne göttlich nennen würden.

Ich.

Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt und bin nicht gewohnt, dieses Wort so zu mißbrauchen. — Was ich hier göttlich nenne, nennt Hieronymus dignam Joanne sententiam.

Er.

Ah, Hieronymus!

Ich.

Augustinus erzählt, daß ein gewisser Platoniker gesagt habe, der Anfang des Evangelii Johannis: „Im Anfang war das Wort" u. s. w. verdiene in allen Kirchen an dem sichtbarsten, in die Augen fallendsten Orte mit goldnen Buchstaben angeschrieben zu werden.

Er.

Allerdings! der Platoniker hatte sehr Recht. — O die Platoniker! Und ganz gewiß, Plato selbst hätte nichts Erhabeners schreiben können, als dieser Anfang des Evangelii Johannis ist.

Ich.

Mag wohl sein. — Gleichwohl glaube ich, der ich aus der erhabenen Schreiberei eines Philosophen eben nicht viel mache, daß mit weit mehrerm Rechte in allen unsern Kirchen an dem sichtbarsten, in die Augen fallendsten Orte mit goldnen Buchstaben angeschrieben zu werden verdiente — das Testament Johannis.

Er.

Hm!

Ich.

Kinderchen, liebt euch!

Er.

Ja, ja!

Ich.

Dieses Testament Johannis war es, worauf ehedem ein gewisses Salz der Erde schwur. Itzt schwört dieses Salz der Erde auf das Evangelium Johannis, und man sagt, es sei nach dieser Abänderung ein wenig dumpfig geworden.

Er.

Auch ein Rätsel?

Ich.

Wer Ohren hat, zu hören, der höre!

Er.

Ja, ja, ich merke nun wohl.

Ich.

Was merken Sie?

Er.

So ziehen immer gewisse Leute den Kopf aus der Schlinge. — Genug, daß sie die christliche Liebe beibehalten, mag doch aus der christlichen Religion werden, was da will.

Ich.

Ob Sie mich mit zu diesen gewissen Leuten zählen?

Er.

Ob ich recht daran thun würde, müssen Sie von sich selbst erfragen.

Ich.

Ich darf doch also ein Wort für diese gewisse Leute sprechen?

Er.

Wenn Sie sich fühlen.

Ich.

Aber ich versteh' Sie auch wohl nicht. — So ist die christliche Liebe nicht die christliche Religion?

Er.

Ja und nein.

Ich.

Wie Nein?

Er.

Denn ein anders sind die Glaubenslehren der christlichen Religion und ein andres das Praktische, welches sie auf diese Glaubenslehren will gegründet wissen.

Ich.

Und wie Ja?

Er.

In sofern nur das wahre christliche Liebe ist, die auf christliche Glaubenslehren gegründet wird.

Ich.

Aber welches von beiden möchte wohl das Schwerere sein? — Die christliche Glaubenslehren annehmen und bekennen, oder die christliche Liebe ausüben?

Er.

Es würde Ihnen nichts helfen, wenn ich auch einräumte, daß das letztere bei weitem das Schwerere sei.

Ich.

Was soll es mir denn helfen?

Er.

Denn es ist um so lächerlicher, daß sich jene gewisse Leute den Weg zur Hölle so sauer machen.

Ich.

Wie so?

Er.

Wozu das Joch der christlichen Liebe auf sich nehmen, wenn es ihnen durch die Glaubenslehren weder sanft noch verdienstlich wird?

Ich.

Ja freilich, diese Gefahr müßten wir sie nun schon laufen lassen. Ich frage also nur: Ist es von andern gewissen Leuten klug gehandelt, dieser Gefahr wegen, welche jene gewisse Leute mit ihrer unchristlichen christlichen Liebe laufen, ihnen den Namen der Christen abzusprechen?

Er.

Cui non competit definitio, non competit definitum. Habe ich das erfunden?

Ich.

Aber wenn wir gleichwohl die Definition ein wenig weiter fassen könnten? Und das nach dem Ausspruche jenes guten Mannes: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns." — Sie kennen ihn doch, den guten Mann?

Er.

Recht wohl. Es ist eben der, der an einem andern Orte sagt: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich."

Ich.

Ja so! Allerdings; das bringt mich zum Stillschweigen. — O, Sie allein sind ein wahrer Christ! — und belesen in der Schrift wie der Teufel.

Hieronymus

in Epist. ad Galatas, c. 6.

Beatus Joannes Evangelista, cum Ephesi moraretur usque ad ultimam senectutem et vix inter discipulorum manus ad Ecclesiam deferretur, nec posset in plura vocem verba contexere, nihil aliud per singulas solebat proferre collectas nisi hoc: „Filioli diligite alterutrum!" Tandem discipuli et fratres, qui aderant, taedio affecti, quod eadem semper audirent, dixerunt: „Magister, quare semper hoc loqueris?" Qui respondit dignam Joanne sententiam: „Quia praeceptum Domini est et, si solum fiat, sufficit."

Eine Duplik.

1778.

Contestandi magis gratia, quam aliquid ex oratione promoturus.

Dictys Cret.

Ich habe alle Achtung gegen den frommen Mann, der sich in seinem Gewissen verbunden gefühlt hat, die Auferstehungsgeschichte gegen das Fragment meines Ungenannten zu retten. Wir handeln alle nach dem Maße unsrer Einsichten und Kräfte, und es ist immer rührend, wenn auch der schwache, abgelebte Nestor sich dem ausfordernden Hektor stellen will, falls kein jüngrer und stärkrer Grieche mit ihm anzubinden sich getrauet.

Auch will ich mir nicht herausnehmen, bei diesem Kampfe Wärtel zu sein und meine Stange dazwischen zu werfen, wenn von der einen oder der andern Seite ein gar zu hämischer und unedler Streich geführet würde. Der Kampfwärtel war eine Gerichtsperson, und ich richte niemanden, um von niemanden gerichtet zu sein.

Aber ich darf nicht vergessen, was ich mir selbst schuldig bin. Ich laufe Gefahr, daß meine Absicht verkannt und meine vorgeschlagnen Austräge gemißdeutet werden. Ein Wort kann diesem Uebel noch vorbauen, und wer wird mir dieses Wort nicht erlauben oder verzeihen?

Lessing.

Erst wollen wir den Standort gehörig erwägen, auf dem jeder von uns hält, damit wir um so redlicher Licht und Wetter teilen können. Denn nicht genug, daß wir alle mit gleichen Waffen fechten. Ein Sonnenstrahl, der des einen Auge mehr trifft als des andern, ein strenger Luftzug, dem dieser mehr ausgesetzt ist als jener, sind Vorteile, deren sich kein ehrlicher Fechter wissentlich bedienet. — Besonders bewahre uns Gott alle vor der tödlichen Zugluft heimlicher Verleumdung!

Mein Ungenannter behauptet: „Die Auferstehung Christi ist auch darum nicht zu glauben, weil die Nachrichten der Evangelisten davon sich widersprechen.“

Ich erwidere: Die Auferstehung Christi kann ihre gute Richtigkeit haben, ob sich schon die Nachrichten der Evangelisten widersprechen.

Nun kömmt ein dritter und sagt: „Die Auferstehung Christi ist schlechterdings zu glauben; denn die Nachrichten der Evangelisten davon widersprechen sich nicht.“

Man gebe auf dieses auch darum, auf dieses obschon, auf dieses denn wohl acht! Man wird finden, daß auf diesen Partikeln gerade nur nicht alles beruhet.

I.

Der Ungenannte, so viel ich nun von seinen Papieren näher weiß, hat nichts Geringers als einen Hauptsturm auf die christliche Religion unternommen. Es ist keine einzige Seite, kein einziger noch so versteckter Winkel, dem er seine Sturmleitern nicht angeworfen. Freilich hat er diese Sturmleitern nicht alle mit eigner Hand neu geschnitzt; die meisten davon sind schon bei mehrern Stürmen gewesen; einige derselben sind sogar ein wenig sehr schadhaft, denn in der belagerten Stadt waren auch Männer, die zerschmetternde Felsenstücke auf den Feind herabwarfen. — Doch was thut das? Heran kömmt nicht, wer die Leiter machte, sondern wer die Leiter besteigt, und einen behenden kühnen Mann trägt auch wohl eine morsche Leiter.

Folglich mußte er notwendig, als er zur Auferstehungsgeschichte kam, alles mitnehmen, was man von jeher wider die historische Glaubwürdigkeit derselben eingewendet hat oder einwenden hätte können, wenn anders über eine so abgedroschene Materie itzt noch etwas einzuwenden sein möchte, dessen sich nicht schon seit siebzehnhundert Jahren einer oder der andere sollte bedacht haben. Was nun schon vor kurz oder lang einmal eingewendet worden, darauf wird, wie leicht zu glauben, auch wohl sein geantwortet worden. Aber der Ungenannte dachte ohne Zweifel: Ein andres ist, auf etwas antworten, ein andres, etwas beantworten. Daher bot er alles auf, was ungefähr noch dienen konnte: Altes und Neues, mehr oder weniger Bekanntes, Argumente und Argumentchen. Und das mit seinem guten Rechte. Denn der zwanzigmal geschlagene Soldat kann endlich doch einmal siegen helfen.

Wenn man aber nun schon, da ich aus dem Werke des gründlichen und bündigen Mannes — (gründlich und bündig kann man sein, wenn man von der Wahrheit auch noch so weit entfernt bleibt —) nichts als Fragmente mitteilen können und wollen; wenn man, sage ich, nun schon mit höhnischen Achselzucken, mit halb mitleidiger, halb ärgerlicher Miene über ihn herfährt, von aufgewärmtem Brei spricht und das Schicksal der Theologen beklagt, die noch immer auf Dinge antworten sollen, die auf Treu und Glauben ihrer Lehrer und ihrer Lehrer Lehrer längst beantwortet sind: so muß ich freundschaftlich raten, den grellen Ton ein wenig sanfter

zu halten, dieweil es noch Zeit ist. Denn man möchte sonst sich ganz lächerlich gemacht haben, wenn man endlich erfährt, wer der ehrliche unbescholtene Mann ist, über den man so christmilde gespöttelt, wer der unstreitige Gelehrte ist, den man so gern zum unwissenden mutwilligen Laffen erniedriget hätte.

Das ist nichts als Gerechtigkeit, die ich seiner Person widerfahren lasse. Die Gerechtigkeit seiner Sache steht auf einem ganz andern Blatte. Ein Mann, der Unwahrheit unter entgegengesetzter Ueberzeugung, in guter Absicht, eben so scharfsinnig als bescheiden durchzusetzen sucht, ist unendlich mehr wert als ein Mann, der die beste, edelste Wahrheit aus Vorurteil mit Verschreiung seiner Gegner auf alltägliche Weise verteidiget.

Will es denn eine Klasse von Leuten nie lernen, daß es schlechterdings nicht wahr ist, daß jemals ein Mensch wissentlich und vorsätzlich sich selbst verblendet habe? Es ist nicht wahr, sag' ich; aus keinem geringern Grunde, als weil es nicht möglich ist. Was wollen sie denn also mit ihrem Vorwurfe mutwilliger Verstockung, geflissentlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Plane, Lügen auszustaffieren, die man Lügen zu sein weiß? Was wollen sie damit? Was anders als — — Nein; weil ich auch ihnen diese Wahrheit muß zu gute kommen lassen, weil ich auch von ihnen glauben muß, daß sie vorsätzlich und wissentlich kein falsches verleumdrisches Urteil fällen können, so schweige ich und enthalte mich alles Wiederscheltens.

Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz —

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: „Wähle!" ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: „Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!"

II.

Noch einmal: Es ist ledig meine Schuld, wenn der Ungenannte bis itzt so beträchtlich nicht scheinet, als er ist. Man lasse ihn diese fremde Schuld nicht entgelten.

Was kann er dafür, daß ich nur Fragmente seiner Arbeit fand und aus Fragmenten gerade nur eben diese bekannt machte? Er selbst würde, um sich in seinem besten Vorteile zu zeigen, vielleicht ganz andere Proben ausgesucht haben, wenn er sich nicht vielmehr alles Probegeben verbeten hätte.

Denn wie kann man auch von einer weitläuftigen zusammengesetzten Maschine, deren kleinste Teile auf eine einzige große Wirkung berechnet sind, eine Probe geben? Ein Vorbild wohl, ein Modell wohl. Aber wer hat jemals ein Gewicht oder eine Unruh, eine Feder oder ein Rad zur Probe von einer Uhr gegeben?

Auch fühle ich wohl, daß in diesem Betracht — aber auch nur in diesem — ich selbst mit meinen Proben besser zu Hause geblieben wäre. Und warum blieb ich nicht auch? Weil ich das Nämliche damals noch nicht fühlte, oder weil mich die Güte der Proben selbst verführte?

Das letztere, wenn ich die Wahrheit bekennen soll, das letztere. Ich gab ein Rad, eine Feder, nicht als Probe der Uhr, sondern als Probe ihresgleichen. Das ist: ich glaubte allerdings, daß auch in den einzeln Materien, in welche die gelieferten Fragmente schlagen, noch nicht Besseres und Gründlichers geschrieben worden als eben diese Fragmente. Ich glaubte allerdings, daß z. E. außer dem Fragmente von der Auferstehungsgeschichte noch nie und nirgends die häufigen Widersprüche der Evangelisten, die ich für wahre Widersprüche erkannte, so umständlich und geflissentlich ins Licht gesetzt worden.

Das glaubte ich, das glaub' ich noch. — War ich aber, bin ich aber darum völlig des Ungenannten Meinung? Wollte ich darum, will ich darum eben da hinaus, wo er hinaus wollte?

Mit nichten! — Ich gab den Vordersatz zu und leugnete die Folge.

Ich gab den Vordersatz zu, weil ich nach vielfältigen aufrichtigen Versuchen, ihn nicht zugeben zu dürfen, mich überzeugte, wie schlecht es mit allen evangelischen Harmonien bestellt sei. Denn überhaupt von ihnen zu reden, getraue ich mir nach eben den Regeln, welche sie zum Grunde legen, schlechterdings ohne Ausnahme alle und jede verschiedne Erzählungen der nämlichen Begebenheit in nicht mindere Uebereinstimmung zu setzen. Wo Geschichtschreiber nur in der Hauptsache übereinkommen, bietet die Methode unsrer evangelischen Harmonisten allen übrigen Schwierigkeiten Trotz. Man soll sie so toll nicht erdenken können, ich will sie gar bald in Ordnung haben und mein jedesmaliges Verfahren mit ihnen mit dem Verfahren irgend eines berühmten Harmonisten belegen. —

Aber ich leugnete meinem Ungenannten die Folge. — Und wer hat sich je in der Profangeschichte die nämliche Folgerung erlaubt? Wenn Livius und Polybius und Dionysius und Tacitus eben dieselbe Ereignung, etwa eben dasselbe Treffen, eben dieselbe Belagerung, jeder mit so verschiedenen Umständen erzählen, daß die Umstände des einen die Umstände des andern völlig Lügen strafen, hat man darum jemals die Ereignung selbst, in welcher sie übereinstimmen, geleugnet? Hat man sich nie getrauet, sie eher zu glauben, als bis man Mittel und Wege ausgesonnen, jene widerspenstige Verschiedenheit von Umständen wenigstens gleich stößigen Böcken

in einen engen Stall zu sperren, in welchem sie das Widereinanderlaufen wohl unterlassen müssen?

Das wahre Bild unsrer harmonischen Paraphrasen der Evangelisten! denn leider bleiben die Böcke darum doch immer stößig, wenden darum doch immer die Köpfe und Hörner noch gegen einander und reiben sich und drängen sich. — Ei, mag auch! Genug, daß der unverträglichen Böcke eben so viele in dem engen Stalle sind, als der geduldigen einverstandnen Schafe nur immer hineingehen würden.

O der schönen Eintracht! — Ohne eine solche immer gärende, brausende, aufstoßende Harmonie sollten Livius und Polybius, Dionysius und Tacitus nicht glaubwürdige Geschichtschreiber sein können? —

„Possen!" denkt der freie, offene Leser, der sich nicht mutwillig durch kleine Sophistereien um den Nutzen und das Vergnügen der Geschichte bringen will. „Possen! Was kümmert mich der Staub, der unter jedes Schritten auffliegt? Waren sie nicht alle Menschen? Hier hatte nun dieser oder jener nicht so gute Nachrichten als der dritte! Hier schrieb der eine vielleicht etwas hin, worüber er gar keinen Gewährsmann hatte. Nach Gutdünken! Nach seinem besten Ermessen! So ein Umstand war ihm just noch nötig, um einen Uebergang zu haben, um eine Periode zu runden. Nun dann, da steht er! — Kann ich verlangen, daß gleiche Schritte auch gleichen Staub erregen?"

So denkt, sag' ich, der freie offene Kopf, der die Schranken der Menschheit und das Gewerbe des Geschichtschreibers ein wenig näher kennt. — Kreuzige und segne dich immer darüber, gute, ehrliche Haut, die du beredet worden, ich weiß nicht welche Untrieglichkeit bis in der kleinsten Faser eines guten Geschichtschreibers zu suchen! Hast du nie gelesen, was ein Geschichtschreiber *) selbst, und zwar einer von den allerpünktlichsten, sagt? „Neminem scriptorum, quantum ad historiam pertinet, non aliquid esse mentitum." Vollständige Begebenheiten freilich nicht, ganze Thatsachen freilich nicht, aber so von den kleinen Bestimmungen welche, die der Strom der Rede auch wohl ganz unwillkürlich aus ihm herausspielet. Welcher Geschichtschreiber wäre jemals über die erste Seite seines Werks gekommen, wenn er die Beläge aller dieser kleinen Bestimmungen jedesmal hätte bei der Hand haben müssen? Nordberg straft in solchen kleinen Bestimmungen Voltairen hundertmal Lügen, und doch ist es das noch lange nicht, was Voltairen zum romanhaften Geschichtschreiber macht. So straff den Zügel in der Hand, kann man wohl eine Chronik zusammenklauben, aber wahrlich keine Geschichte schreiben.

Wenn nun Livius und Dionysius und Polybius und Tacitus so frank und edel von uns behandelt werden, daß wir sie nicht um

*) Vopiscus.

jede Silbe auf die Folter spannen, warum denn nicht auch Matthäus und Markus und Lukas und Johannes?

Ich habe mich schon erklärt, daß ihr besondrer Vorzug, durch einen nähern Antrieb des h. Geistes geschrieben zu haben, hier nichts verschlägt. Aber wer darauf bestehet, verrät, warum es ihm zu thun ist. — Nicht um die Glaubwürdigkeit der Auferstehung, die unter unauflöslichen Widersprüchen der Evangelisten leiden möchte, sondern um seine einmal eingesogenen Begriffe von der Theopneustie. Nicht um das Evangelium, sondern um seine Dogmatik.

Und doch, selbst die crudesten Begriffe von der Theopneustie angenommen, getraue ich mir zu beweisen, daß, wenn die Evangelisten einmal einander widersprechende Nachrichten von der und jener bei der Auferstehung vorgefallnen Kleinigkeit hatten (sie konnten sie aber so leicht haben, sie konnten sie fast so unmöglich nicht haben, weil sie so spät hernach schrieben, weil sie von dem wenigsten oder von gar nichts Augenzeugen gewesen waren), daß, sag' ich, der h. Geist ihnen diese widersprechende Nachrichten notwendig lassen mußte.

Der Orthodoxist — (nicht der Orthodox. Der Orthodox tritt auf meine Seite. Auch mache ich den Unterschied zwischen Orthodox und Orthodoxist nicht zuerst) der Orthodoxist sagt ja selbst, daß es der Weisheit des h. Geistes nicht unanständig gewesen, anscheinende Widersprüche in die Erzählungen der Evangelisten mit einfließen zu lassen, damit so weniger der Verdacht der Abredung, den eine gar zu sichtliche Uebereinstimmung erwecken würde, auf sie fallen könne.

Ganz recht! Aber warum denn nur anscheinende Widersprüche? — So hätte wahrlich der h. Geist auch nur ein anscheinendes Mittel gebraucht, jenen Verdacht von den Evangelisten abzulenken! Denn was sind anscheinende Widersprüche? Sind es nicht Widersprüche, die sich endlich in die vollkommenste Uebereinstimmung auflösen lassen? — Nun, da ist sie ja wieder, die vollkommene Uebereinstimmung, die der h. Geist vermeiden wollte, weil sie so sehr nach Verabredung schmeckt. Der ganze Unterschied wäre ja nur, daß die Evangelisten in diesem Falle ihre Verabredung meisterlich hätten zu verstecken gewußt. Sie verwirrten und verwickelten und verstümmelten ihre Erzählung, damit sie nicht nach vorläufiger Vereinständnis geschrieben zu haben scheinen möchten. Sie verwirrten und verwickelten und verstümmelten sie aber so, daß ihnen auch kein Widerspruch zur Last fallen konnte. „Unsere nächsten Nachkommen," dachten sie, „die dem Dinge noch auf die Spur kommen könnten, wie alle die Bäche doch nur aus einer Quelle geflossen, lassen sich durch das Labyrinth unsrer Erzählung von dieser Nachsuchung abhalten. Und wenn dergleichen Nachsuchung nicht mehr möglich ist, so wird man schon den Faden zu unserm Labyrinthe finden, und diese versteckte Eintracht wird ein neuer Beweis unsrer Wahrhaftigkeit werden."

Ich wette eine Million Jahre von meiner Seligkeit, daß die Evangelisten so nicht gedacht haben! Aber daß diese Spitzfindigkeit doch einem einfallen kann, daß man sich so etwas doch als möglich denken muß, was veranlaßt offenbarer dazu als unsre kunstreichen Harmonien?

Sollte man sich nicht erst erkundiget haben, ob in dem ganzen weiten Umfange der Geschichte ein einziges Exempel anzutreffen, daß irgend eine Begebenheit von Mehrern, die weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, noch sich einer nach dem andern gerichtet (wenn sie in ein ähnliches Detail kleiner Umstände gehen wollen, als womit wir die Auferstehungsgeschichte ausgeschmückt finden), ohne die offenbarsten unauflöslichsten Widersprüche erzählt worden? Ich biete aller Welt Trotz, mir ein einziges solches Exempel zu zeigen. Nur merke man die Bedingungen wohl: von Mehrern, die weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, noch sich einer nach dem andern gerichtet. — Ich bin von der Unmöglichkeit eines solchen Exempels eben so gewiß überzeugt als von meinem eignen Dasein.

Wenn sich nun in der ganzen unendlichen Weltgeschichte ein solches Exempel nie gefunden, nie finden wird, nie finden kann, warum verlangt man denn, daß uns gerade die Evangelisten dieses Exempel sollen geliefert haben?

Weil sie der h. Geist trieb? darum? — Weil freilich arme Menschen dem Irrtume unterworfen sind, aber nicht der h. Geist? darum?

Nimmermehr, nimmermehr! — Denn der h. Geist, um sich als den zu zeigen, der er ist, hat schlechterdings nichts thun können, was eben sowohl die Wirkung der feinsten Büberei sein könnte. Auch nur könnte. Nicht das, was die ägyptischen Zauberer dem Moses nachthun konnten (wahr oder nur zum Schein nachthun konnten), sondern was Moses allein thun konnte, bekräftigte seine Sendung.

Noch hat sich, so viel ich weiß, kein Orthodox einfallen lassen, daß der Antrieb des h. Geistes die Evangelisten allwissend gemacht habe. Das ist: was die Evangelisten vor diesem Antriebe nicht wußten, das wußten sie auch unter und nach diesem Antriebe nicht. Erfuhren sie also durch den Antrieb des h. Geistes nichts mehr, so erfuhren sie auch nichts besser. Denn man kann nichts besser erfahren, ohne etwas mehr zu erfahren; indem alle unsere falschen Urteile nur daher entstehen, weil wir Erkenntnisgründe nicht genug haben und aus Abgang der wahren uns mit angenommnen behelfen.

Mitwirkung des h. Geistes genug, wenn er nur den zum Schreiben antrieb, in dem er die wenigsten und unerheblichsten Mißbegriffe erkannte; nur über dessen Schrift besonders wachte, der diese wenigen unerheblichen Mißbegriffe von geschehnen Dingen in keine notwendige Verbindung mit seinen Lehrsätzen gebracht hatte. Der gesunde Verstand, der sich damit nicht begnügt, wird

des Dinges bald so viel haben, daß er sich lieber mit gar nichts begnügen will. In diesem Verstande kann man sagen, daß niemand mehr Ungläubige gemacht hat, als der sogenannte Rechtgläubige.

Allerdings ward die neue Religion auf damalige Ueberzeugung von der Auferstehung Christi gegründet, welche Ueberzeugung sich auf die Glaubwürdigkeit und Eintracht der Augenzeugen gründen mußte. Nun haben wir, die wir itzt leben, diese Augenzeugen nicht mehr unter uns, haben nur Geschichtschreiber von den Aussagen dieser Augenzeugen, in welchen Geschichtschreibern sich nur das allgemeine Resultat von den Aussagen dieser Augenzeugen unverfälscht erhalten konnte: und gleichwohl soll unsere itzige Ueberzeugung von der Auferstehung Christi nicht gegründet genug sein, wenn sie sich bloß auf jenes Resultat der Aussagen gründet und sich nicht zugleich auf die völlige Uebereinstimmung der Geschichtschreiber von diesen Aussagen gründen kann? — Da wären wir, die wir itzt leben, schön daran!

Und gleichwohl möchte ich gar zu gern behaupten, daß wir, die wir itzt leben, auch in diesem Punkte besser daran sind als die, zu deren Zeiten die Augenzeugen noch vorhanden waren. Denn der Abgang der Augenzeugen wird uns reichlich durch etwas ersetzt, was die Augenzeugen nicht haben konnten. Sie hatten nur den Grund vor sich, auf den sie in Ueberzeugung seiner Sicherheit ein großes Gebäude aufzuführen wagten. Und wir, wir haben dieses große Gebäude selbst aufgeführt vor uns. — Welcher Thor wühlet neugierig in dem Grunde seines Hauses, bloß um sich von der Güte des Grundes seines Hauses zu überzeugen? — Setzen mußte sich das Haus freilich erst an diesem und jenem Orte. — Aber daß der Grund gut ist, weiß ich nunmehr, da das Haus so lange Zeit steht, überzeugender, als es die wissen konnten, die ihn legen sahen.

Ein Gleichnis, welches mir hier einfällt, wird nichts verderben. Gesetzt, der Tempel der Diana zu Ephesus stünde noch in seiner ganzen Pracht vor uns. Nun fände sich in alten Nachrichten, daß er auf einer Grundlage von Kohlen ruhe; sogar der Name des weisen Mannes wäre noch bekannt, der zu einer so sonderbaren Grundfeste den Rat gegeben. Eine Grundlage von Kohlen! von morschen zerreiblichen Kohlen! Doch darüber wäre ich hinweg; ich begriffe sogar, daß Theodorus wohl so uneben nicht geurteilet haben möchte, daß Kohlen, wenn sie die Holznatur abgelegt, den Anfällen der Feuchtigkeit widerstehen müßten. Sollte ich wohl bei aller dieser wahrscheinlichen Vermutung a priori an der ganzen historischen Aussage deswegen zweifeln, weil die verschiednen Urheber derselben über die Kohlen selbst etwa nicht einig wären? Weil Plinius etwa sagte, es wären ölbäumene Kohlen gewesen, Pausanias aber von ellernen und Vitruvius von eichenen Kohlen spräche? O der Thoren, die diesen Widerspruch, so Widerspruch als er ist, für wichtig genug hielten, den Grund an zwanzig Orten

aufzugraben, um doch nur eine Kohle herauszuziehen, in deren vom Feuer zerrütteten Textur eben so wohl der Oelbaum als die Eiche und Eller zu erkennen wäre! O der Erzthoren, die lieber über eine vieldeutige Textur von Kohlen streiten, als die großen Ebenmaße des Tempels bewundern wollten!

Ich lobe mir, was über der Erde steht, und nicht, was unter der Erde verborgen liegt! — Vergib es mir, lieber Baumeister, daß ich von diesem weiter nichts wissen mag, als daß es gut und fest sein muß. Denn es trägt, und trägt so lange. Ist noch keine Mauer, keine Säule, keine Thüre, kein Fenster aus seinem rechten Winkel gewichen, so ist dieser rechte Winkel freilich ein augenscheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde; aber er ist doch darum nicht die Schönheit des Ganzen. An dieser, an dieser will ich meine Betrachtungen weiden; in dieser, in dieser will ich dich preisen, lieber Baumeister! Preisen, auch wenn es möglich wäre, daß die ganze schöne Masse gar keinen Grund hätte oder doch nur auf lauter Seifenblasen ruhete.

Daß die Menschen so ungern sich mit dem befriedigen, was sie vor sich haben! — Die Religion ist da, die durch die Predigt der Auferstehung Christi über die heidnische und jüdische Religion gesieget hat, und diese Predigt soll gleichwohl damals nicht glaubwürdig genug gewesen sein, als sie siegte? Ich soll glauben, daß sie damals nicht glaubwürdig genug befunden ward, weil ich itzt nicht mehr ihre völlige Glaubwürdigkeit beweisen kann? —

Nicht viel anders ist es mit den Wundern, durch welche Christus und seine Jünger die Religion gepflanzet. — Mögen doch die itzigen Nachrichten von ihnen noch so zweifelhaft, noch so verdächtig sein: sie wurden ja nicht für uns Christen gethan, die wir itzt leben. Genug, daß sie die Kraft der Ueberzeugung gehabt haben, die sie haben sollten! Und daß sie die gehabt haben, beweiset das noch immer fortdauernde Wunder der Religion selbst. Die wunderbare Religion muß die Wunder wahrscheinlich machen, die bei ihrer ersten Gründung sollen geschehen sein. Aber auf die historische Wahrscheinlichkeit dieser Wunder die Wahrheit der Religion gründen: wenn das richtig, wenn das auch nur klug gedacht ist! — — Es sei herausgesagt! Wenn ich jemals so richtig, so klug zu denken fähig bin, so ist es um meinen Verstand geschehen. Das sagt mir mein Verstand itzt. Und habe ich jemals einen andern Verstand, so hatte ich nie einen.

Die Wunder, die Christus und seine Jünger thaten, waren das Gerüste und nicht der Bau. Das Gerüste wird abgerissen, sobald der Bau vollendet ist. Den muß der Bau wenig interessieren, der seine Vortrefflichkeit nur aus dem abgerissenen Gerüste beweisen zu dürfen glaubt, weil die alten Baurechnungen vermuten lassen, daß ein eben so großer Meister zu dem Gerüste müsse gehört haben als zu dem Baue selbst. — Kann wohl sein! — Aber borgen und wagen will ich doch im geringsten nichts auf diese Vermutung; noch

weniger will ich durch dieses Vorurteil von dem Gerüste mich im geringsten abhalten lassen, den Bau selbst nach den eingestandenen Regeln einer guten Architektur zu prüfen. —

Wann wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen! — Nein, so tiefe Wunden hat die scholastische Dogmatik der Religion nie geschlagen, als die historische Exegetik ihr itzt täglich schlägt.

Wie? Es soll nicht wahr sein, daß eine Lüge historisch ungezweifelt bewiesen werden könne? Daß unter den tausend und tausend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft noch Geschichte Anlaß geben, daß unter diesen tausend und tausend Dingen auch wohl ungeschehene Sachen mit unterlaufen könnten? Es soll nicht wahr sein, daß unendliche Fakta, wahre unstreitige Fakta gewesen, für die uns dennoch die Geschichte zu wenige, zu unwichtige Zeugnisse hinterlassen, als daß wir sie ohne Leichtsinn glauben könnten?

Das soll nicht wahr sein? — Freilich, wenn es wahr ist, wo bleiben alle historische Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion? — Wo sie wollen! Wäre es denn ein großes Unglück, wenn sie endlich einmal wieder in den Winkel des Zeughauses gestellt würden, in welchem sie noch vor funfzig Jahren standen?

III.

Bei dieser meiner Gesinnung von der historischen Wahrheit, die weder aus Skeptizismus entstehet, noch auf Skeptizismus leitet, war es also gewiß keine ernsthafte Aufmunterung, wenn ich in meinen Gegensätzen schrieb: „Der Mann, der die Untrüglichkeit der Evangelisten in jedem Worte behaupten wolle, finde auch hier (in der Auferstehungsgeschichte) noch unbearbeitetes Feld genug.“ Ich setzte freilich hinzu: „Er versuche es nun und beantworte die gerügten zehn Widersprüche unsers Fragments.“ Aber in diesem Tone schreckt man auch ab, und das wollte ich. Abschrecken wollte ich. Denn ich sagte weiter: „Nur beantworte er sie alle, diese gerügten Widersprüche. Bloß diesem und jenem etwas Wahrscheinliches entgegensetzen und die übrigen mit triumphierender Verachtung übergehen, heißt keinen beantworten.“

Nun habe ich nie erwartet, daß man auf meine Ermunterung irgend etwas thun, oder auf meine Abschreckung irgend etwas unterlassen müsse. Mein Gewissen gibt mir das Zeugnis, daß ich so eitel zu sein nicht fähig bin. Alles, was ich mir in diesem Punkte selbst vorwerfen kann, ist dieses, daß es mich aber doch ein wenig befremdet, wenn auf meine Ermunterung, etwas zu thun, gerade das Nämliche unterlassen, und auf meine Abschreckung, etwas zu unterlassen, gerade das Nämliche gethan wird.

Doch auch diese Befremdung ist wahrlich nicht Stolz, ist wahrlich nicht Unleidlichkeit, von meinem guten Nachbar Ja für Nein und Nein für Ja zu hören. Ich kann mir nur nicht gleich ein-

bilden, daß ich meinen guten Nachbar, oder daß mich mein guter Nachbar gehörig verstanden. — So horche ich denn noch einmal hin — und denn auf ewig nicht mehr. —

Wahrhaftig also, lieber Nachbar? wahrhaftig? — Auf alle, auf alle die gerügten Widersprüche hast du dir getrauet, zu antworten? befriedigend zu antworten? — Und glaubst wirklich, nun nicht weniger geleistet zu haben, als du dir getrauet? —

So würde ich freundschaftlich meinem Nachbar unter vier Augen zusprechen, wenn ich ihn kennte, wenn ich seinen Namen zuverlässig wüßte und ich mir seine Bekanntschaft durch Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe zu erwerben hoffen dürfte. Aber ich weiß seinen Namen nicht, und er weiß meinen.

Er weiß ihn, ob er ihn schon nicht genannt hat. Er hat mich namentlich ganz aus diesem Streite gelassen; es ist ihm keine einzige nachteilige Beziehung auf mich entfahren. Er hat mich für das genommen, was ich bin. Für einen Aufseher von Bücherschätzen, der (wie diese Leute einmal sind!) sich unbekümmert läßt, ob das Seltene, das er mitteilet, auch in allem Betracht gut ist oder nicht, wenn es nur selten ist. Dafür hat er mich genommen, und ich danke ihm aufrichtig, daß er mich wenigstens für nichts Schlimmers genommen.

Nur bedaure ich zugleich, daß ich mich bei seiner Darstellung auf eine vermeinte Herausforderung in derjenigen Entfernung nicht halten kann, in welcher mich zu halten er mir so gütig freistellen wollen. Und das zwar aus folgender Ursache nicht.

Wenn es wahr ist, daß mein Ungenannter ein eben so unwissender als boshafter Mann ist; wenn es wahr ist, daß alle seine Einwürfe, alle seine gerügten Widersprüche unzähligmal schon gemacht und gerügt, aber auch bereits eben so oft abgewiesen und beantwortet worden; wenn es wahr ist, daß er schnurstracks wider einander laufende Behauptungen in der Auferstehungsgeschichte gefunden, bloß weil er sie finden w o l l e n, nicht weil er das Unglück gehabt, sie wirklich dafür zu halten; wenn es wahr ist, daß man bloß seine Schmähschrift in die eine und die Bibel in die andere Hand nehmen darf, um beiden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; wenn alles das wahr ist — (der Spruch ist gerecht, ich spreche ihn über mich selbst aus, breche über mich selbst den Stab!): so bin ich, ich, sein von ihm ungebetener Herausgeber, nicht allein eben so strafbar, sondern noch weit strafbarer als er selbst.

Und das, das sollte ich — (mit dem S e i n hat es keine Not. Daß ich das nicht b i n, braucht nur e i n e r zu wissen. Der weiß es) — das sollte ich ruhig auch nur s c h e i n e n wollen? Ich müßte nicht wissen, daß die Welt mehr darauf achtet, was man scheinet, als was man ist. Und einmal muß ich doch mit der Welt leben und will mit ihr leben.

Mein Ungenannter vielleicht hatte das Zeug einmal im hitzigen Fieber hingeschrieben; aber Gott hatte ihn wieder zu gesunder und

kalter Ueberlegung kommen lassen; er war nur verhindert worden, den Bettel ganz zu vertilgen. Nun komme ich, ich, der ich doch wohl auch wissen könnte und sollte, worauf sich der Ungenannte bloß im hitzigen Fieber nicht zu besinnen vermochte, nämlich daß alles das nichts als abgedroschenes und längst den Flammen überantwortetes Stroh sei, nun komme ich und vollführe eine Sünde, die ich auszuhecken und zu entwerfen nicht einmal den Verstand hatte, vollführe eine Sünde, damit der arme Teufel ja nichts einbüßt, bloß um eine Sünde zu vollführen und Aergernis zu geben. — Daß ich sage: ich räumte nur seinen Vordersatz ein und leugnete die Folgerung, das macht meine Sache nicht um ein Haar besser. Denn die Leute, die ich ärgere, halten es für eben so wichtig, den Vordersatz zu leugnen, als die Folgerung nicht zuzugeben. Ja, sie glauben die Folgerung nur, weil und sofern das Gegenteil des Vordersatzes seine Richtigkeit hat.

Aber wie? Weil ich sehe und überzeugt bin, daß man meinem Ungenannten nicht die Gerechtigkeit widerfahren läßt, die ihm gebühret; weil ich finde, daß man es sich eben so leicht macht, ihn zu widerlegen, als mich es schwer dünkt; weil ich bemerke, daß man ihm die Karten in die Hand praktizieret, die man sich am besten zu stechen getraut: muß ich darum überhaupt sein Vorfechter werden? Das will ich denn auch wohl bleiben lassen! Wer mit solchen Fuscheleien spielt und glauben kann, er habe sein Geld gewonnen und nicht gestohlen, der glaub' es immerhin! Der Zuschauer, der auf die Finger zu gut acht gab, thut am besten, er schweigt.

Schweigt? — Aber wenn er nun auf die Hand des betrogenen Spielers gewettet hat? — So kann er freilich nicht schweigen, wenn er sein Geld nicht mutwillig verlieren will. Dann ist der Fall kitzlig. Er gehe mit seinem Mute zu Rate und wette wenigstens nicht weiter. — —

Nun, so schränke ich mich denn auch in dem Ueberreste dieser Duplik lediglich auf das ein, was ich von den Behauptungen des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe, auf die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte der Evangelisten.

Von diesen habe ich behauptet und behaupte noch, sie nirgends so kräftig auf einander gehäuft, nirgends so deutlich aus einander gesetzt zu wissen. Irre ich mich, so nenne man mir doch den Mann oder das Buch, wo eben das eben so gut zu lesen ist. Meine Verwunderung, ein solches Werk nicht gekannt zu haben, kann nur durch die andere Verwunderung übertroffen werden, wenn man mir zugleich auch ein Werk nennt, worin das alles schon seine Abfertigung erhalten, welches ich eben so wenig gekannt hätte. Auch eben so wenig noch kenne. Denn daß seit heute und gestern wenigstens die Unterredungen meines guten Nachbars dieses Werk nicht geworden, will ich mit seiner Erlaubnis nunmehr näher zeigen.

Wie weit mich meine Geduld auf diesem Wege begleiten wird, weiß ich wahrlich noch selbst nicht. Ob bis ans Ende, ob durch alle

zehn Widersprüche und ihre vermeinten Beantwortungen, das stehet dahin! Ich traue es ihr kaum zu. Wozu auch? Denn wenn ich auch nur an einem einzigen Widerspruche zeige, daß er weder durch die gegebene noch durch irgend eine andere in der Welt zu gebende Antwort sich heben läßt, so habe ich nach meiner vorläufigen Erklärung verthan. Wo ein Widerspruch ist, können deren hundert sein; genug, daß auch deren tausend das nicht beweisen, was mein Ungenannter daraus beweisen will. — Also ohne weitres zur Sache! Was ich sonst noch zu sagen hätte, wird sich auch finden.

Erster Widerspruch.

„Lukas (23, 56) läßt die frommen Weiber, welche den Leichnam Christi salben wollten, die Spezereien dazu am Freitage gegen Abend, vor Eintritt des Sabbats oder ersten Ostertages einkaufen, und Markus (16, 1) am Sonnabende des Abends, nach unsrer Art zu reden, als der Sabbat vorbei war."

Daß man in diesen verschiednen Behauptungen vorlängst einen Widerspruch gefunden, erhellet daraus, daß man vorlängst versucht hat, entweder den Markus nach dem Lukas oder den Lukas nach dem Markus umzustimmen.

Die den Markus nach dem Lukas umstimmen wollen, sagen, daß in den Worten „διαγενομενου του σαββατου ἠγορασαν αρωματα" das ἠγορασαν auch wohl jam empta habebant heißen könne, indem öftrer die unbestimmte Zeit anstatt der längst vergangenen gebraucht werde. Sie übersetzen also: „Als der Sabbat vergangen war, hatten die Weiber bereits vorher Spezereien gekauft," und ich darf wohl sagen, daß dieses unter den protestantischen Gottesgelehrten die angenommenere Auslegung bisher gewesen.

Mein Ungenannter hatte also Recht, sich bloß an diese Auslegung zu halten, gegen welche er, ein wenig pedantisch zwar, aber doch vollkommen gründlich erwies, daß die duo Genitivi Consequentiam designantes hier nicht zuließen, das ἠγορασαν in der längstvergangnen Bedeutung zu nehmen. Der ungenannte Gegner meines Ungenannten muß auch — (Aber wie soll ich diese zwei Ungenannte in der Folge am schicklichsten und kürzesten bezeichnen? Der Ungenannte bleibe der Ungenannte, und weil ich den ungenannten Gegner meines Ungenannten einmal meinen Nachbar zu nennen veranlaßt worden, so bleibe er mein Nachbar. Sollte er diese Benennung übel nehmen? Wie könnte ich in ihm einen Mann besser bezeichnen, mit dem ich gern in Ruh und Friede leben möchte, als durch das Wort Nachbar?) Mein Nachbar also muß auch weder beim Glassius noch beim Wolf, auf die wir von dem deutschen Ausgeber des englischen Bibelwerks verwiesen werden, ein Exempel fürs Gegenteil gefunden haben, sonst er wohl darauf bestanden und nicht eine so gefährliche Volte geschlagen haben würde.

Denn wahrlich, wenn das keine gefährliche Volte ist, so gibt

es gar keine. Weil Markus sich nicht nach dem Lukas umstimmen läßt, so will er nun mit aller Gewalt den Lukas nach dem Markus umstimmen. Da Markus nicht gemeint haben kann, daß die frommen Weiber die Spezereien schon gekauft hatten, ehe der Sabbat vergangen war, so soll nun Lukas gemeint haben, daß sie sie nicht eher gekauft, als bis der Sabbat vergangen war. „Ei freilich!" dachte mein guter Nachbar, der nun einmal für allemal überzeugt war, daß, wenn das Schloß nicht rechts aufgehen will, es notwendig links aufgehen müsse, „ei freilich! das ist ja auch ganz leicht zu erweisen. Denn einmal sagt doch Lukas nicht mit ausdrücklichen Worten, daß die Spezereien den Freitag Abend gekauft worden, sondern er sagt nur, daß sie von den Weibern gekauft worden, nachdem sie den Freitag Abend von dem Grabe zurückgekommen. Nun kann zwar, wie jeder weiß, ὑποστρεψασαι ἡτοιμασαν ἀρωματα nicht wohl anders verstanden werden, als daß sie die Spezereien unmittelbar nach ihrer Zurückkunft bereitet; doch da folgt bald darauf ein μεν, das im Deutschen nicht ausgedrückt ist und von dem mir die guten Leute, für die ich schreibe, schon auf mein Wort glauben werden, daß es nachdem inzwischen bedeute (denn μεν bloß durch zwar gegeben, will nicht langen) und der Evangelist also sichtbar der Meinung damit vorbeugen wollen, daß die Zubereitung der Spezereien Freitag Abend vorgenommen worden. Getrost also den Versikel „ὑποστρεψασαι δε ἡτοιμασαν ἀρωματα και μυρα και το μεν σαββατον ἡσυχασαν κατα την ἐντολην" übersetzt: „zurückgekommen vom Grabe, bereiteten sie die Spezereien und Salben, nachdem sie inzwischen (zwischen dem Zurückkommen und Bereiten, zwischen dem Participio und Verbo; denn das bedeutet das μεν hier sichtbar) den Sabbat nach dem Gesetze geruhet hatten."

Ist es möglich, lieber Nachbar, ist es möglich, daß sich Ihre Feder — (denn daß Ihr Verstand mit fort mußte, begreife ich —) nicht sichtbar sträubte, als Sie dieses niederzuschreiben im Begriff waren? — Wenigstens, will ich hoffen, haben Sie sich nachher um den Beweis von der sichtbaren Bedeutung Ihres teuern, von keinem einzigen Uebersetzer noch bemerkten μεν umgethan, haben nachher ein paar Stellen aufgesucht, wo μεν möglicherweise, obschon mit eben so wenig Grunde, diese sichtbare Bedeutung haben könnte. Das will ich hoffen, das muß ich hoffen; denn Sie sind ein ehrlicher Mann, Sie haben sich nicht auf einen Belag stillschweigend bezogen, von dem Sie wußten, daß Sie ihn nicht haben könnten, sondern Sie haben bloß einen Belag stillschweigend vorausgesetzt, von dem Sie annahmen, daß er Ihnen nicht fehlen könnte. Aber nun, lieber Nachbar, heraus damit! — heraus damit! ob ich schon voraussehe, daß er eine Revolution in der ganzen Geschichte anrichten wird, die nicht klein ist. Denn welche Folge von Begebenheiten ist gegen dieses erwiesene μεν gekettet genug? welche Wirkung läßt sich nicht dadurch zur Ursache, welche Ursache

nicht zur Wirkung machen? Es gibt keine Hysteraprotera mehr, wenn dieses μεν erwiesen wird.

Immerhin! nur heraus mit dem Beweise! — Denn wissen Sie, lieber Nachbar, wenn Sie ihn mißgünstig zurückbehalten, wissen Sie, was man alsdenn sagen wird und muß? — Daß Sie Ihre Leser zum besten gehabt, daß Sie lieber den Originaltext des N. T. für eine wächserne Nase erklären, als einen Widerspruch in ihm zugeben wollen, der von ganz und gar keiner Erheblichkeit ist. — Keines von beiden möchte ich um alles in der Welt nicht von mir sagen lassen, wenn ich ein Theolog wäre.

Aber sind Sie denn einer, lieber Nachbar? — Woher weiß ich denn, daß Sie einer sind? — Wie man doch gewisse Dinge so leicht annehmen kann! — Erst nun fange ich an, gerade das Gegenteil anzunehmen. Denn nur so sind Sie entschuldiget; und ich möchte Sie gar zu gern entschuldigen.

Ein Theolog, denke ich nun, hätte mir die Blöße gewiß nicht gegeben, die mir dieser gutmeinende Laie gibt. Auch werden die Theologen gewiß gegen diese Blöße protestieren. Wie können sie auch anders? Das Feuer ist ja noch nicht so nahe, daß man schon zum Fenster herabspringen muß. Ich selbst, der ich kein Theolog bin, wüßte noch eine ganz andre Antwort, wenn mir so viel daran gelegen wäre, diesen ersten Widerspruch zu heben.

Und welche? Ohne erst lange nachzusuchen, ob schon vor mir jemand auf eben den Einfall gekommen, will ich ihn hersetzen. Ist er zu brauchen, desto besser! Ich behaupte nur in Thesi, daß es in den Erzählungen der Evangelisten ihrer Glaubwürdigkeit unbeschadet Widersprüche geben könne; aber in Hypothesi, ob dieses und jenes wirklich ein Widerspruch sei, behalte ich mir alles Recht vor, die Sache noch erst genauer zu untersuchen. Dergleichen einzelne Untersuchungen mögen ausfallen, wie sie wollen, ich verliere und gewinne nichts dabei. Und wenn ich etwas dabei sagen kann, wodurch ein andrer, der nicht wie ich denkt, etwas zu gewinnen vermeinet, warum soll ich ihm die Freude nicht machen? Auch ist es aufrichtiger, für seinen Gegner mit zu sehen.

So denn also! — Wie, wenn man den Evangelisten allen beiden Recht geben könnte? Nicht zwar dadurch, daß man den einen und den andern auf der grammatischen Folter das Nämliche sagen ließe. Auch nicht dadurch, daß man, wie jemand gemeinet hat, die frommen Weiber zu zwei verschiedenen Malen Spezereien kaufen läßt: den Freitag nur so viel, als sie in der Geschwindigkeit noch haben konnten, und den Sonnabend Abend das übrige. So hätte es ihnen allenfalls in einem kleinen Städtchen ergehen können, aber schwerlich wohl in Jerusalem. Sondern dadurch, daß man auf das ἑτοιμαζειν des Lukas aufmerksam mache und es in seiner weitern Bedeutung hier gelten lasse. Wenn denn einmal die Weiber, als sie den Freitag gegen Abend vom Grabe zurückkamen, durchaus nicht mehr Zeit sollen gehabt haben, die Spezereien zu kaufen,

mit barer klingender Münze zu bezahlen, sagt denn das auch Lukas von ihnen? Er sagt ja nur „ἡτοιμασαν ἀρωματα“, und nicht „ἠγορασαν“. Aber, wird man sagen, wie kann man Spezereien bereiten, die man noch nicht gekauft hat und doch kaufen muß? Das ist es eben; ἑτοιμος heißt nicht bloß προχειρος, der gleich bei der Hand ist, der gleich zur Hand schafft, sondern auch nur προθυμος, der gleich willig und entschlossen ist, etwas zur Hand zu schaffen. Folglich heißt auch ἡτοιμασαν nicht bloß praeparabant *manibus*, sie machten zurecht, durch eine Art von Handarbeit, sondern auch praeparabant *animo*, curabant, ut praeparata haberent, sie thaten sich um, sie sorgten, daß sie sie in Bereitschaft haben möchten. Sie gingen nicht in die Gewölber der Spezereihändler, die freilich wohl schon geschlossen waren, und kauften, sondern sie nahmen sich nur vor, zu kaufen, erkundigten sich nur, wo sie am besten zu kaufen wären; denn sie waren fremd. Und das durften sie thun, wenn auch der Sabbat schon längst angegangen war; das war ihnen durch das Gebot, am Sabbat zu ruhen, im geringsten nicht untersagt. — So wie auch den heutigen Juden noch nicht. Denn wäre ihnen mit dem Kaufen auch das Denken an das Kaufen am Sabbat verboten, so würde der Sabbat wohl blutselten gehörig von ihnen gefeiert. Kaufen und versteigern sie nicht selbst am Sabbat, nicht selbst in der Synagoge, nicht selbst die Ehre, die Gesetzrolle an irgend einem feierlichen Tage aus ihrem Schranke nehmen und auf das Pult des Vorlesers tragen zu dürfen? Genug, wenn sie das Geld dafür nicht am Sabbat erlegen! — Kurz, man übersetze ἡτοιμασαν ἀρωματα durch destinabant aromata, providebant aromatibus, und was ist denn noch zu erinnern? — Daß auch ἑτοιμαζειν im N. T. an mehrern Orten nichts als destinare heißt, davon hat Grotius bereits die Exempel gesammelt; nur sehe ich keinen Grund, es mit ihm einzig auf destinationem divinam einzuschränken. — Und nun weiter!

Zweiter Widerspruch.

„Johannes, bei welchem Joseph von Arimathia und Nikodemus den Leichnam Christi in allen Stücken nach der Weise der Juden bestatten, Johannes sagt nicht, daß die Weiber ihn salben wollen. Aber Markus und Lukas, welche nur melden, daß Joseph von Arimathia den Leichnam bloß in feine Leinewand gewickelt, also nicht gesalbet habe, Markus und Lukas sagen, daß die Weiber, die diese tumultuarische, unvollständige Bestattung des Joseph von Arimathia mit angesehen hatten, nach Verlauf des Sabbats den Leichnam Christi auch salben wollen. Beim Johannes thun Joseph und Nikodemus alles, und die Weiber thun nichts und wollen nichts thun. Beim Markus und Lukas thut Joseph von Arimathia nicht alles, und die Weiber wollen nur spät hernach thun, was Joseph zu thun vergaß oder nicht Zeit hatte. So einig also Johannes mit sich selbst ist, so einig Markus und Lukas mit

sich selbst sind, so sehr widerspricht Markus und Lukas dem Johannes und Johannes dem Markus und Lukas."

Und das, dächte ich, wäre klar. Wenigstens ist mir es noch klar, nachdem ich alles sorgfältig erwogen, was mein guter Nachbar darwider vorbringt, und fast ein wenig zu grämlich vorbringt. Denn er nennt diesen Widerspruch geradezu einen erträumten Widerspruch und sagt: „Eine Sache thun wollen, die ein andrer schon gethan hat, die sich aber auch zweimal thun läßt, das streitet offenbar nicht mit einander." Freilich nicht, lieber Nachbar. Aber ist denn die völlige Bestattung eines Leichnams, wobei nichts vergessen worden, was die Gebräuche des Landes und Volks erfordern, dergleichen nach dem Johannes die Bestattung des Joseph und Nikodemus gewesen, ist denn die etwas, was sich zweimal thun läßt? von vernünftigen Leuten zweimal thun läßt? Gründet sich bei dem Markus und Lukas denn nicht offenbar die vorgehabte Balsamierung der Weiber auf die nicht völlige Bestattung durch Joseph von Arimathia? So wie die völlige Bestattung durch Joseph von Arimathia und Nikodemus beim Johannes doch wohl der Grund ist, warum er von einer vorgehabten Balsamierung der Weiber nichts sagt? Völlige Bestattung und nicht völlige, das widerspricht sich doch? — Gestehen Sie, lieber Nachbar, Sie haben gar nicht einmal eingesehen, worauf es hier eigentlich ankömmt! — Wenn bei einem Evangelisten alles beides stünde, wenn ein Evangelist sagte, daß Joseph und Nikodemus die Leiche auch gesalbt hätten, und eben derselbe sagte nicht weniger, daß ihn die Weiber ebenfalls salben wollen, und man wollte alsdenn diesen Evangelisten in Widerspruch mit sich selbst setzen, so käme Ihre Antwort noch ein wenig zu Passe. Denn alsdenn wäre es durch diesen Evangelisten selbst festgesetzt, daß die Salbung eines Leichnams zweimal geschehen könne, und wir müßten uns alle mit bloß möglichen Gründen begnügen, warum sie zum zweitenmal unternommen worden. Da aber kein Evangelist von so einer doppelten Salbung spricht, da diese vorgehabte doppelte Salbung nur in der Harmonie steht und doch wohl nicht auch die Harmonie von dem h. Geiste eingegeben ist, so ist es bloß gefabelt, guter Nachbar, wenn Sie sagen, daß vielleicht die erste Salbung den lieben akkuraten Weiberchen nicht gut genug gewesen, daß vielleicht die hebräischen Weiber in Galiläa andre Salbungsgebräuche gehabt, als in Jerusalem üblich waren, daß es vielleicht ein doppeltes Salbungsgeschäft gegeben, eines vor Fäulnis und Verwesung, welches die Männer besorgen müssen, und eines vor Wohlgeruch, womit sich die Weiber abgaben. Alles das ist bloß gefabelt, lieber Nachbar, und ohne allen Grund in der Geschichte gefabelt. Besonders Ihr Einfall von dem doppelten Balsamierungsgeschäfte, der dem Hrn. A. so sehr gefällt, hätte doch wohl erst müssen anderweits aus der Geschichte erwiesen werden, damit er nicht einzig und allein aus eben dem Umstande abgesondert scheine, zu dessen Beglaubigung Sie ihn anwenden. Nicht?

Doch die Grundlosigkeit dieses Einfalls vom doppelten Salbungsgeschäfte ist noch bei weitem nicht seine schlimmste Seite. Wenn wir ihn gelten lassen, lieber Nachbar, sehen Sie denn nicht, daß er den Johannes offenbar Lügen straft? Johannes sagt, daß Joseph und Nikodemus den Leichnam Christi so begraben, ganz so, wie die Juden zu begraben pflegen. Und Sie sagen mit Ihrem raren Einfalle: nein, nicht so, nicht ganz so; denn sie hatten nur die eine Hälfte der Salbung, die Salbung wider die Fäulnis vollzogen, und die andere Hälfte, des Wohlgeruchs wegen, war noch übrig und, wie billig, den frommen Weibern übrig gelassen worden, deren Nase so ekel ist.

O der trefflichen Harmonie, die zwei widersprechende Nachrichten, die wörtlich bei den Evangelisten stehen, nicht anders vereinigen kann, als durch Erdichtung einer dritten Nachricht, von der kein einziger Evangelist eine Silbe sagt!

O der erbaulichen Harmonie, die einen Evangelisten von dem armseligen elenden Widerspruche eines andern Evangelisten (armselig und elend wegen der Unbeträchtlichkeit des Umstandes) auf keine andre Weise retten kann, als daß sie diesen oder jenen an einem andern Orte zum Lügner macht!

Dritter Widerspruch.

„Matthäus sagt, daß vor den Augen der Maria Magdalena und der andern Maria geschehen sei, was die übrigen Evangelisten sie bei Annäherung des Grabes bereits geschehen finden lassen.“

Mein Ungenannter gründet sich auf das „ἰδου ἐγενετο“ beim Matthäus; und es könnte wohl sein, daß es Matthäus so verstanden habe. Doch Sie haben Recht, lieber Nachbar; ἰδου ist öfters bloß eine Partikel der Aufmunterung für den Leser und zeigt nicht immer an, daß die Sache in Gegenwart der dabei gedachten Personen geschehen sei. Ἐγενετο mag auch immerhin heißen: es war geschehen. — Aber warum ließen Sie es nun bei dieser Antwort nicht bewenden? Warum wollten Sie Ihren Gegner nicht bloß schlagen, sondern vernichten? Warum muß er Ihnen nun gleich ein Mann sein, der Abend und Morgen nicht unterscheiden wolle?

Die Strafe dieser Umbarmherzigkeit ist Ihnen auf dem Fuße gefolgt. Denn Sie haben sich dadurch in eine weitere Auflösung verwickelt, deren Folge Sie unmöglich gehörig können überdacht haben. Ich meine die Sätze (S. 131), die Ihnen so klar und richtig scheinen, daß die Verwirrung derselben Vorsatz werden muß. — Vorsatz, die Wahrheit nicht für Wahrheit zu erkennen! Licht und Finsternis nicht unterscheiden wollen! Ich wüßte keinen Vorwurf, über welchen ich mehr schaudern würde, als diesen, wenn ich ihn objektive als möglich denken könnte. Daß er subjektive möglich ist, höre ich leider. Aber Sie müssen ganz etwas anders dabei denken als ich, oder Sie könnten die schmähsüchtige Grausamkeit nicht haben, ihn so wiederholt zu machen.

Nun lassen Sie uns doch die Sätze näher betrachten, die so klar und richtig sein sollen. — Mir graulet, eine Menge unnötiger Worte machen zu müssen. Aber vielleicht, daß mir andere wohl noch unnötigere Worte, deren ich mich in meinem Leben schuldig gemacht, darum vergeben werden!

Ihr erster Satz also: „Den Sonnabend spät abends gingen die beiden Marien nach Christi Grabe, bloß zuzusehen, ob es noch ungestört sei, kamen aber allem Ansehen nach zu ihrem Zwecke nicht, weil es schon zu spät war. Matth. 28."

Und das ist einer von den Sätzen, die man nicht in Zweifel ziehen kann, ohne den Vorsatz zu haben, sich zu irren? So hat Grotius denn auch schon diesen unseligen Vorsatz gehabt. Denn er schreibt*) ausdrücklich: „Apud Matthaeum vero hoc loco agi de aliqua itione vespertina, qua nihil relatu dignum acciderit, matutinam ad quam sequentia omnia pertinent silentio omitti, nihil habet probabilitatis." — Lassen Sie doch einen Mann, lieber Nachbar, weil er nicht denkt wie Sie, sondern wie Grotius, nicht gleich einen von den Elenden sein, die Licht und Finsternis nicht unterscheiden wollen! Freilich, nicht unterscheiden können, das sieht nun freilich dem Grotius wohl ähnlich. Ich will mich wohl hüten, Ihnen auch über mich ein solches Urteil abzulocken. Sie sollen Recht haben.

Es folgt Ihr zweiter Satz, mit welchem ich den dritten sogleich verbinde: „Den Sonntag Morgen sehr früh gingen sie in Gesellschaft verschiedner anderer Weiber wieder dahin, in der Absicht, seinen Leib zu salben. Mark. 16, 2; Luk. 24, 1. Auf diesem Wege wurden sie gewahr, daß der Stein vor dem Grabe weg und es folglich geöffnet war. Mark. 16, 3. 4; Luk. 24, 2."

Die Weiber gingen wieder dahin? Was haben Sie denn, lieber Nachbar, für Grund zu diesem Wieder? Matthäus sagt ja nicht, daß auf jenen unfruchtbaren Abendbesuch ein neuer gefolgt sei. Und die übrigen Evangelisten sagen ja nicht, daß vor dem frühen Morgenbesuche der Weiber schon ein andrer vorhergegangen sei. Woher wissen Sie denn also das Wieder? — Was wissen zwar? — Die Bedürfnis Ihrer Harmonie erfordert, es anzunehmen. Das ist genug! Allerdings.

Kömmt Ihr vierter Satz: „Maria Magdalena, die Unruhigste unter ihnen, sahe es, weil sie vorausging, am ersten und kehrte sogleich, ohne weiter bis zum Grabe zu gehen, um, dem Petrus und Johannes die Nachricht, welche sie für ganz gewiß hielt, zu bringen, daß der Leib Christi weggenommen sei. Joh. 20, 1. 2."

Die arme Maria Magdalena! — Läuft nicht schon genug Thorheit und Böses auf ihrer Rechnung? Muß sie auch noch so eine Närrin werden; der lieben Harmonie zu gefallen? — Wie? Maria konnte bloß daher, weil sie von weiten den Stein vom Grabe ab-

*) Ad Matth. c. XXVIII, v. 2.

gewälzt sahe, bloß daher schließen, daß der Leichnam Christi nicht mehr darin befindlich sei? Vergaß sie denn in dem Augenblicke, in welcher Absicht sie selbst herkam? Sie wollte mit ihren Gespielinnen ja auch den Stein vom Grabe wälzen. Sie war ja schon darum besorgt gewesen, wer ihnen wälzen hülfe. Und doch wollte sie den Leichnam Christi nicht verschleppen; sie wollte ihn nur salben. Und ihr fiel nicht erst ein, daß ihr andere in eben dieser Absicht wohl schon könnten zuvorgekommen sein? Sie sahe nicht erst hin, ob es nicht so wäre? Sie schließt nur — wenn das anders schließen heißen kann: der Stein ist weg, also ist auch der Leichnam weg? So schließt sie und läuft und läuft; sonst möchten Petrus und Johannes nicht zeitig genug erfahren, was für eine unbesonnene Närrin sie ist. — O gewiß, wenn diese Maria Magdalena hier so schließen, so handeln können — wie kann man noch zweifeln? —, so war sie Magdalene die Sünderin; das ist: die Hure. Denn nur eine Erzhure kann so leichtsinnig schließen. Nur durch solche leichtsinnige Schlüsse werden Mädchen zu Huren. — Auch war sie ohne Zweifel die nämliche Maria Magdalena, aus welcher Christus sieben Teufel austrieb. Ein achter Teufel, bei dem sich die übrigen länger zu wohnen schämten, war in ihr zurückgeblieben: der alberne Teufel der Unbesonnenheit. Ohne den dümmsten von allen Teufeln konnte sie nicht so schließen. — Und doch läßt man sie so schließen, der lieben Harmonie zu gefallen. — Wahrlich, wenn die Nachricht, die Maria Magdalena auf diese Weise dem Petrus und Johannes brachte, die erste Verkündigung der Auferstehung Christi sein sollen: so ist diese erste Verkündigung eine große Armseligkeit gewesen!

Man sage nicht: daß man sich nicht darum zu bekümmern oder daran zu ärgern habe, wie voreilig und unbesonnen Maria Magdalena hier erscheine; genug, daß sie Johannes nicht anders schildere. Und was sagt Johannes? — „Da sie sieht, daß der Stein vom Grabe hinweg war, da läuft sie und kommt zu Simon Petro und zu dem andern Jünger, welchen Jesus lieb hatte." — Sie läuft und sieht wirklich nicht erst in das Grab? Johannes will wirklich nicht, daß wir das dabei im Gedanken ergänzen sollen? Er ließ es nicht aus, weil es sich von selbst versteht? Er ließ es aus, weil es wirklich nicht geschehen war? — Nun, so ist Maria Magdalena nicht nur eine unbesonnene Närrin, sondern noch dazu eine unverschämte Lügnerin. Denn sie spricht zu den Jüngern: „Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben." Wie konnte sie das sagen, wenn sie nicht einmal zugesehen hatte, ob er auch wirklich weggenommen wäre? Sagt sie nicht mit diesen nämlichen Worten, daß sie wirklich zugesehen habe? — Nur darum, weil sie es hier selbst sagt, hielt Johannes für überflüssig, es die Zeile vorher von ihr zu sagen. — Oder ist das kein Lügner, der seine Vermutungen für Facta ausgibt?

Doch ich will auf dieser Verleumdung der armen Maria Magda-

lena — es ist eine wahre, wahre Verleumdung — nicht weiter bestehen. Es soll auch damit sein, wie mein Nachbar es haben will. Denn ich will seine Sätze hier gar nicht widerlegen; ich will sie vielmehr annehmen und mich mit ihnen nur zum Matthäus wenden, um zu sehen, wie dieser dabei wegkommt.

Präge dir, mein geduldiger Leser, diese vier Sätze wohl ein und lies nunmehr mit mir bei dem Matthäus: „Am Abend aber des Sabbats, welcher anbricht am Morgen des ersten Feiertages der Sabbaten, kam Maria Magdalena und die andere Maria, das Grab zu besehen. Und siehe, es geschah ein groß Erdbeben. Denn der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, trat hinzu und wälzete den Stein von der Thüre und setzte sich darauf, und seine Gestalt war wie der Blitz, und sein Kleid weiß wie der Schnee. Die Hüter aber erschraken für Furcht und wurden, als wären sie tot. Aber der Engel antwortete und sprach: ‚Fürchtet euch nicht!'" —

Und so weiter! Es ist genug, mein Leser. Aber wissen muß ich, ob du es auch recht begriffen hast, wie viel du in diesen wenigen Worten des Matthäus gelesen. — Und sieh, da fällt denn folgendes Gespräch unter uns vor:

Ich. Wie viel also, freundlicher Leser, hast du itzt bei dem Matthäus gelesen?

Du. Wie viel? Hm!

Ich. Ha! ich errate dich. Es ist wahr; ich muß nicht fragen: wie viel? sondern: wie vielerlei?

Du. Das sollt' ich meinen!

Ich. Also, wie vielerlei?

Du. Wie willst du, daß ich dir antworte? Nach dem gesunden Menschenverstande, oder nach den Sätzen deines Nachbars?

Ich. Ich hoffe ja, daß beides einerlei sein wird.

Du. Mit nichten! Denn nach dem gesunden Menschenverstande habe ich nur Einerlei gelesen; indem alles ja vollkommen so fortlief, als ob es nur ein Anfang, nur ein Fortgang und nur ein Ende einer und eben derselben Begebenheit wäre. Ich nehme an, wir hätten ausgelesen.

Ich. So laß den gesunden Menschenverstand ein wenig schlafen und antworte mir auf die andere Weise. Wie vielerlei nach den Sätzen meines Nachbars?

Du. Dreierlei. Erst: einen vorgehabten und angefangnen Abendbesuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was. Zweitens: eine Erscheinung, erschienen, ich weiß nicht wem. Drittens: einen Morgenbesuch, welcher anfing, ich weiß nicht wie.

Ich. Warum sagst du: „einen Abendbesuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was?"

Du. Weil ihm das Ende fehlt und dein Nachbar selbst nicht weiß, was daraus geworden. Es geht damit bis auf die Worte:

„sie kamen, das Grab zu besehen.“ Sie kamen übersetzt dein Nachbar durch: sie gingen. Sie gingen also, sagt er, „aber das Thor war entweder schon zu, oder sie wurden von der Wache gewarnt, nicht weit zu gehen, wenn sie vor dem Thorschlusse wieder in die Stadt wollten.“ Kurz, sie machten, was man nennt einen Fleischergang. Und diesen Fleischergang hielt dennoch der h. Geist für wichtig genug, ihn aufzeichnen zu lassen. Denn er kam aus herzlicher Liebe zu Jesu.

Ich. Recht hübsch für eine Predigt! — Aber warum sagtest du: „eine Erscheinung, erschienen, ich weiß nicht wem?“

Du. Weil sie den Weibern nicht geschehen sein soll und die Hüter, welche darüber erschraken und vor Furcht wurden, als wären sie tot, auch nicht viel davon abbekommen haben können.

Ich. Endlich, warum sagtest du: „ein Morgenbesuch, welcher anfing, ich weiß nicht wie?“

Du. Weil sich dieser Morgenbesuch mitten im Gespräche mit dem Engel anfängt. „Aber der Engel antwortete ihnen und sprach.“ So sind sie denn da, die frommen Weiber, und niemand hört sie weder ausgehen noch ankommen. Wenn auch das antwortete des Engels nicht voraussetzt, daß sie ihn vorher gefragt, so müssen sie doch schon wenigstens da gewesen sein und irgend eine Miene der Bestürzung und Neugierde gemacht haben, auf die ihnen der Engel Auskunft erteilte. Sie waren also da; und weil sie von gestern abend nicht mehr da waren, so waren sie da einzig und allein durch das mächtige Wollen deines Nachbars.

Ich. Spottest du seiner?

Du. Warum sollte ich nicht? — O, daß ich nur recht könnte! Denn spottet nicht auch er eines ehrlichen Geschichtschreibers, der gerade deswegen so albern und dumm erzählen soll, weswegen er ein Muster aller Erzähler sein müßte und sein könnte, deswegen, weil ihm der h. Geist die Feder geführt?

Ich. Ja, sieh nur, lieber Leser, der h. Geist sah nicht sowohl auf das, was er jeden Evangelisten insbesondere schreiben ließ, als auf das, was man über siebzehnhundert Jahr aus den Nachrichten ihrer aller zusammensetzen würde.

Du. Und das ist es eben, was ich für Spötterei erkläre. Doch Spötterei sagt hier noch viel zu wenig. Er lästert, dein Nachbar lästert; und die einzige Entschuldigung, die ich ihm leihen kann, ist die: er weiß nicht, was er sagt.

Ich. Ei, ei! lieber Leser, lieber Leser! Also willst auch du nicht begreifen, „daß man kurz sein müsse, wenn man verschiedne wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen will?“ *)

Du. Freilich nicht; denn wie soll ich Unsinn begreifen wollen? Alles, was ich begreife, ist das, daß man kurz ist (nicht, kurz sein müsse), wenn man verschiedne Begebenheiten in wenig Worten er-

---

*) S. Fünfte Unterredung, Seite 130.

zählt. Oder: daß man verschiedne wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen müsse, wenn man kurz sein will.

Ich. Nun, nun, nimm es mit dem Nachbar nicht so genau! Sein Hr. A. verstand ihn doch. Und du verstehst ihn ja auch. Aber du willst ihn nicht verstehen, du willst nicht. Du willst nicht wissen, „daß jedem Geschichtschreiber freisteht, aus einer Reihe von Begebenheiten, die er sämtlich zu erzählen nicht nötig hält, diejenigen auszuheben, welche er seiner besondern Absicht am gemäßesten findet.“ *)

Du. Das will ich nicht begreifen? O, das begreif' ich sehr wohl und sehr gern.

Ich. Du willst nicht begreifen, „daß der Leser nicht berechtiget ist, zu schließen: was ein Geschichtschreiber, der die Kürze liebt und, wie man aus andern sieht, manches ausläßt, hinter einander erzählt, das ist unmittelbar auf einander gefolgt.“ **)

Du. Das will ich nicht wissen? O, das weiß ich recht wohl. Aber er, dein Nachbar, will nicht wissen, will nicht begreifen —

Ich. Will nicht? — Soll ich denn das will nicht auch von dir vertragen? Verschone mich damit! Verschone dich selbst damit, günstiger Leser, wie man dich in allen Vorreden nennt. Denn dieses will nicht, worüber nur Gott richten muß, weil nur Gott darüber richten kann, ist so ungünstig, so garstig, so giftig! Laß es dem Nachbar, der es sich nun einmal angewöhnt hat. Wenn er wüßte, wie weh es thäte, er würde es selbst nicht brauchen. — Also was wolltest du sagen, daß er nicht begreift? —

Du. Er begreift nicht, daß alles, was er da schwatzt, nicht zur Sache gehört. Denn ganz ein anders ist, aus mehrern Begebenheiten nur die zweckmäßigsten wählen und die andern übergehen, und ganz ein anders, aus zwei verschiednen Begebenheiten nur eine machen. Jenes darf der Geschichtschreiber, jenes muß er oft. Aber dieses darf er schlechterdings nie. Und dieses, nicht jenes, dieses, was schlechterdings kein Geschichtschreiber thun darf, er sei von dem h. Geiste inspiriert oder nicht; dieses, was er schlechterdings nicht thun darf, wenn er nicht ein elender unzuverlässiger Geschichtschreiber in beiden Fällen sein und bleiben will: dieses fällt durch die Sätze deines Nachbars dem Matthäus zur Last.

Ich. Das wäre!

Du. Wie albern du dich stellst! — Oder heißt das nicht, aus zwei Begebenheiten eine machen, wenn man von jener den Kopf nimmt und den Schwanz wegläßt, und von dieser den Kopf wegläßt und den Schwanz nimmt und Kopf von jener und Schwanz von dieser unmittelbar an einander hängt, ohne im geringsten, auch nicht durch eine einzige Partikel anzuzeigen, daß Schwanz von jener und Kopf von dieser fehlen?

---

*) Fünfte Unterredung, S. 132

**) Ebend., S. 132.

Ich. Das thäte nun freilich wohl Matthäus nach den Sätzen meines Nachbars! — Aber wenn der Schwanz von jener und der Kopf von dieser nun nichts enthielt, was der Mühe des Erzählens wert war? —

Du. Nun ja doch, so konnte er sie weglassen! Aber er wußte doch, daß er sie weglasse? in seiner Seele mußte doch eine Idee davon sein, daß jener Kopf nicht zu diesem Schwanze und dieser Schwanz nicht zu jenem Kopfe gehöre?

Ich. Allerdings.

Du. Und du glaubst, der h. Geist hätte es sich für unanständig oder für zu schwer gehalten, diese Idee von Zusammendrängung und Verstümmelung zweier Begebenheiten in eine, welche in der Seele des Matthäus doch liegen mußte, durch irgend eine kleine Partikel mit anzudeuten? Hätte der h. Geist dem Matthäus die Feder ungeführt gelassen, ich bin gewiß, Matthäus selbst, Matthäus allein würde schon, auch eben so kurz, in seinen Worten zu unterscheiden gewußt haben, was so unterschieden in seinem Kopfe war. — Also sage deinem Nachbar von meinetwegen —

Ich. Nein, nein, ich will meinem Nachbar von deinetwegen nichts sagen. Du bist zu bitter, ungeduldiger Leser. Tritt ab! tritt ab! —

— Ich will lieber von meinetwegen den Nachbar noch bitten, alles dieses — wenn es ihm schon ein wenig zu beißend sollte gesagt sein, — wozu hilft das Salz, wenn man nicht damit salzen soll? — ruhig und sorgfältig zu überlegen und mir bei Gelegenheit wissen zu lassen, ob er noch seine Sätze für so klar und richtig hält, daß ihre Verwirrung nur Vorsatz sein könne. Vornehmlich beschwöre ich ihn, wohl in Erwägung zu ziehen, ob es nicht besser ist, ob es nicht ehrfurchtsvoller gegen die Schriften des N. Testaments gedacht ist, lieber von gar keiner Harmonie in solchen Dingen wissen zu wollen, als eine anzunehmen, wobei einer der Evangelisten so schändlich in den Kot getreten wird.

Vierter Widerspruch.

„Die Engel betreffend, die nach der Auferstehung Christi in und um dem Grabe erschienen, ist der Widerspruch der Evangelisten allgemein. Sie sind weder in Ansehung der Anzahl derselben, noch in Ansehung des Standorts derselben, noch in Ansehung der Reden derselben mit einander zu vereinigen."

Diesen Widerspruch, so vielfach er auch sein mag, möchte ich herzlich gern meinem Nachbar preisgeben. Nicht zwar, als ob er ihn gehoben hätte, als ob er ihn ohne die grausamste Verletzung des Textes, dem er Ehrerbietung schuldig ist, gegen den er so viel Ehrerbietung zu haben vorgibt, gehoben hätte. Ganz und gar nicht!

Denn, wenn es auch wahr wäre, daß in den Worten des Markus (16, 5) „και εἰςελθουσαι εἰς το μνημειον εἰδον νεανισκον

καθημενον ἐν τοις δεξιοις“ nicht notwendig läge, daß ihnen der Engel im Hereingehn innerhalb dem Grabe zur rechten Hand erschienen; wenn es auch wahr wäre, daß man den Markus vielmehr so verstehen müsse: „die Weiber wären des Engels erst nach ihrem Eingange ins Grab, entweder beim Heraussehen oder beim Herausgehen aus demselben, vor dem Grabe ansichtig geworden“: entsteht sodann nicht die unbeantwortliche Frage, warum sie denn auch nicht gleich beim Hereingehen ins Grab den Engel linker Hand sitzen gesehen? Er saß ja schon davor auf dem Steine, den er abgewälzt hatte, ehe die Weiber noch herbeikamen. Ist denn ein Engel, dessen Gestalt wie der Blitz ist, ein Ding, das man so leicht übersieht?

Auch ist es ja aus dem Matthäus offenbar, daß die Weiber den Engel auf dem Steine vor dem Grabe sahen, ehe sie hereingingen, daß sie nur auf seine Aufmunterung, auf sein Geheiß hereingingen: „Kommt her und sehet die Stätte!“ Alles, was vor diesen Worten vorhergeht, spricht der Engel ja augenscheinlich mit den Weibern vor dem Grabe. Nur was darauf folgt, spricht er mit ihnen innerhalb dem Grabe. — Es ist ganz unglaublich, mit was für einer blinden Dreistigkeit diese Erzählung des Matthäus zur Bestätigung dessen angeführt wird, was man mit solcher Gewaltsamkeit aus den Worten des Markus erzwungen! —*)

Bei dem Lukas nun gar sollen alle beide Engel draußen vor dem Grabe gesessen haben und von den Weibern nicht eher sein gesehen worden, als bis sie wiederum aus dem Grabe herausgekommen. Wie war denn das möglich? Waren die Weiber blind im Hereingehen? Oder waren die Engel nur erst sichtbar im Herausgehen?

Und wozu alle diese Unwahrscheinlichkeiten, alle diese Winkelzüge? Damit nirgends mehr als zwei Engel herauskommen, weil die Evangelisten deren höchstens nur zwei erwähnen? damit der Engel, der auf dem Steine vor dem Grabe sitzt, immer fein mitgezählt werden kann?

O Armseligkeit aller Armseligkeit! — für den mit Engeln so zu knickern, dem sie legionenweise zu Dienste stunden!

Ja, wir knickern nur so damit, höre ich meinen Nachbar sagen, um die Evangelisten bei Ehren zu erhalten!

Nicht die Evangelisten, Nachbar! sondern Eure engbrüstige, lahme, schielende, Thersitische Harmonie der Evangelisten. Thersitisch, denn sie ist eben so ungestalten als schmähsüchtig gegen jeden Evangelisten insbesondere. Die, die, weil sie so ganz Euer Werk ist, soll nichts leiden!

Was? es wäre den Evangelisten nicht anständiger, wenn ich sagte: Kalte Widerspruchklauber! seht ihr denn nicht, daß die

---

*) Fünfte Unterredung, S. 133.

Evangelisten die Engel nicht zählen? Das ganze Grab, die ganze weite Gegend um das Grab wimmelte unsichtbar von Engeln. Da waren nicht nur zwei Engel (gleich als ein paar Grenadier, die vor der Behausung des abmarschierten Generals zurückgelassen werden, bis sein ganzes Gepäcke abgeführet worden), da waren deren Millionen. Es erschien nicht immer der eine und eben derselbe, nicht immer die nämlichen zwei. Bald erschien der, bald jener; bald an dieser Stelle, bald an einer andern; bald allein, bald in Gesellschaft; bald sagten sie das, bald jenes. —

Auf so eine abwechselnde, unstäte, weder an ein gewisses Moment der Zeit, noch an einen gewissen Punkt des Raumes zu heftende, auch in dem nämlichen Augenblicke, an der nämlichen Stelle zwei oder mehrern verschiednen Personen verschiedentlich vorkommende Erscheinung scheinen mir die Worte zu deuten, welche Matthäus zwar nur von dem einen herabfahrenden Engel braucht: „ἠν δε ἡ ἰδεα αὐτου ὡς ἀστραπη", die Idee, das Bild desselben war wie Blitz. Denn ἰδεα ist hier wohl noch etwas anders als προσωπον, und wenn damit, wie Grotius will, auf eine Stelle des Daniels nach der Uebersetzung der Siebziger gesehen würde, so wäre ja wohl auch das in dieser Stelle befindliche προσωπον gebraucht worden. Ἰδεα heißt auch sonst nirgends das bloße Angesicht, wohl aber der totale Eindruck, den irgend etwas sichtbares Zusammengesetztes macht. Also: die Sichtbarwerdung des herabfahrenden Engels wirkte wie Blitz, und wer auf diese Wirkung jemals acht gegeben hat, wird wissen, daß in dem erschütternden Auge der nämliche Eindruck zurückbleibt, welchen ein starrer Blick auf gefrornen Schnee im Sonnenglanze zu verursachen pflegt, welches in den folgenden Worten: „και το ἐνδυμα αὐτου λευκον ὡςει χιων," und seine Hülle weiß wie der Schnee, sehr malerisch ausgedrückt wird. —

Und das, das ist die Antwort — Man nenne sie immerhin mehr poetisch als wahr. — In solchen Fällen ist mir das Würdigste das Wahrste. — Das ist die Antwort, um derenwillen mir dieser ganze vierte Widerspruch so kümmerlich, so klein, so ganz in dem ängstlichen Geiste der Harmonie, die er bestreiten soll, gedacht vorkömmt, daß ich mich keinen Augenblick länger darnach umsehen mag.

Fünfter Widerspruch.

„Beim Lukas berichten Maria Magdalena und die übrigen Weiber dem Simon Petrus und Johannes und übrigen Jüngern die wirklich geschehene Auferstehung Christi, die sie von den Engeln vernommen; bei dem Johannes aber meldet Maria Magdalena nur allein, dem Petrus und Johannes nur allein, nur allein, daß sie das Grab geöffnet gefunden und der Leichnam des Herrn daraus entwendet worden."

Diesen Widerspruch hat man vorlängst damit zu heben gesucht,

daß man angenommen, Maria Magdalena sei zweimal zum Petrus gekommen, habe ihm zweimal Nachrichten gebracht (die erste, welche Johannes meldet, und die zweite, deren Lukas gedenket), und Petrus sei zufolge ihrer zweimaligen Nachricht zweimal zu dem Grabe gegangen. Mein Ungenannter aber sagt, daß der doppelte Gang des Petrus zum Grabe nicht zu erweisen stehe, indem der Hingang, von welchem Lukas (24, 12) rede, ganz ungezweifelt eben derselbe sei, dessen Johannes (20, 2) gedenke, welches sich durch die fast identischen Ausdrücke zu Tage lege, welche beide Evangelisten davon brauchen.

Was sagt nun mein Nachbar hierzu? Er sagt anfangs,*) daß dieser vermeinte Widerspruch aus dem Irrtum herrühre, „daß Magdalena mit unter den Weibern gewesen, welche die erste Erscheinung der Engel hatten.“ — Und war sie denn das nicht? Ist denn das so ein ausgemachter Irrtum? Weiß denn mein Nachbar nicht einmal, daß die Väter der Kirche es als eine Maxime angenommen haben, daß Maria Magdalena bei allen und jeden Erscheinungen, deren von den vier Evangelisten gedacht wird, gegenwärtig gewesen, um sogleich mit Irrtümern um sich zu werfen? Wenigstens, dächte ich doch, wäre es augenscheinlich, daß der, welcher diesen angeblichen Irrtum hegt, den Worten des Matthäus mehr Gerechtigkeit widerfahren lasse, als der den Matthäus, wie ich gezeigt habe, so unbesonnen zwei verschiedne Begebenheiten in e i n e kneten läßt. Doch die Autorität des Matthäus — weil er ihr so halsbrechend doch einmal ausweichen zu müssen geglaubt und eine Kalumnie leichter gemacht als widerrufen ist, — auch beiseite gesetzt: sagen es denn nicht auch Markus und Lukas mit ausdrücklichen Worten, daß Maria Magdalena bei der ersten Erscheinung der Engel gegenwärtig gewesen? Freilich nennt Lukas sie nicht namentlich bei dem Hingange, aber er nennt sie doch namentlich bei der Rückkunft (24, 10). Oder ist das bei dem Lukas eben angezognen Orts nicht die erste Erscheinung der Engel, auf welche unmittelbar folgt: „E s w a r a b e r M a r i a M a g d a l e n a u n d J o h a n n a u n d M a r i a J a c o b i u n d a n d r e m i t i h n e n, d i e s o l c h e s d e n A p o s t e l n s a g t e n?“

Daß mein Nachbar aber ja nicht glaube, daß ich nicht gelesen, was er an einer andern Stelle**) über die namentliche Benennung der Maria Magdalena beim Markus und Lukas sagt! Ich habe es gewiß gelesen, ich habe es zehnmal gelesen, ich habe es mit aller Aufmerksamkeit gelesen, deren ich fähig bin; aber Gott ist mein Zeuge, ich verstehe ihn nicht. Das ist das Gelindeste, was ich hier sagen kann; und doch will ich mich den Ekel nicht abhalten lassen, seine Worte getreulich abzuschreiben. Vielleicht, daß sie mir in dem Abschreiben deutlicher werden. Ich habe mir schon öftrer etwas in

---

*) Fünfte Unterredung, S. 136.
**) Dritte Unterredung, S. 90.

das Gedächtnis und in den Verstand geschrieben. Gelingt mir das auch itzt, und ich bekenne es nicht, so möge dieses Hilfsmittel nie bei mir wieder anschlagen!

Alles, was ich noch bis itzt in den Worten meines Nachbars begreife, ist dieses, „daß, wie es mit dem Markus sein soll, so sei es auch mit dem Lukas". *) — Und wie ist es denn mit dem Markus? — Hier fängt mein Unverstand an. An Worten zwar, sich zu erklären, läßt es der Nachbar nicht fehlen. Schade nur, daß man manchmal selbst vor Menge der Worte den Sinn nicht sehen kann! „Unter den Weibern," sagt er, „die zum Grabe Jesu, ihn zu salben, gingen, nennt Markus, V. 1, die Maria Magdalena zuerst, ohne Zweifel, weil sie die Sache am meisten betrieben." — Kann wohl sein. Wer wird wider diese gründliche Vermutung etwas haben, der schon weiß, wie gern die Marien den Herrn salbten! — „Darauf erzählt er, V. 5—8, die Erscheinung des Engels, mit Vorbeilassung des Umstandes, den wir aus dem Johannes wissen, daß sich nämlich Magdalena von den übrigen entfernt und die erste Erscheinung nicht mit gehabt habe." — Zugegeben! ob ich gleich nicht recht weiß, was ich zugebe. Ob Markus diesen Umstand weggelassen, weil er ihn nicht wußte, oder weil er ihn der Kürze wegen als eben nicht wichtig übergangen? — „Wenn er nun V. 9. 10 meldet, daß die bei dem Grabe vorgefallene Erscheinung den Jüngern treulich berichtet sei —" — Was? wie? in diesen angezognen Versikeln soll die Erscheinung, welche die Weiber ohne die Maria gehabt, berichtet sein? und getreulich berichtet sein? Habe ich den rechten Markus nicht vor mir? oder hatte ihn mein Nachbar nicht vor sich? In diesen Versikeln wird ja eine ganz andre Erscheinung, die Maria Magdalena ganz allein gehabt, von der Maria Magdalena ganz allein den Jüngern berichtet. Und es ist so wenig wahr, daß unter der Erzählung dieser Erscheinung, welches eine Erscheinung Christi in eigner Person war, jene erste Erscheinung, welche beim Markus und Lukas nur eine Erscheinung von Engeln ist, mit begriffen gewesen, daß sie schlechterdings nicht mit darunter begriffen gewesen sein **kann**, indem Markus in dem vorhergehenden 8ten Versikel ausdrücklich sagt, daß die Weiber von ihrer Erscheinung der Engel **keinem Menschen ein Wort** gesagt: „οὐδενι οὐδεν εἰπον". Aber hören wir den Nachbar nur erst ganz aus: „Wenn Markus nun V. 9. 10 meldet, daß die bei dem Grabe vorgefallene Erscheinung den Jüngern treulich berichtet sei, so nennt er unter den Erzählern **die** allein, welche er V. 1 zuerst nannte, und erwartet billig von seinen Lesern, daß sie sie sich wieder in der schon berührten Gesellschaft denken sollen." — Aber was hilft es denn, daß der Leser so billig ist, als ihn nicht Markus, sondern der Nachbar verlangt? Was hilft es denn? Gut, Maria ist nun wieder in der

*) Dritte Unterredung, S. 92.

Gesellschaft der übrigen Weiber: diese übrigen Weiber sagen ja keinem Menschen ein Wort, οὐδενι οὐδεν. von ihrer bei dem Grabe gehabten Erscheinung. Woher wußte denn Maria etwas davon? Wie kann sie den Jüngern etwas treulich berichten, wovon sie ganz und gar nichts weiß? Oder meinen Sie wohl, lieber Nachbar, daß das οὐδενι οὐδεν, keinem Menschen ein Wort, hier nicht so genau zu nehmen, weil es doch nur von Weiberchen gesagt werde; weil es ganz unglaublich, weil es moralisch unmöglich sei, daß Weiberchen von einer Erscheinung οὐδενι οὐδεν, keinem Menschen ein Wort sollten gesagt haben; weil Weiberchen doch immer einen guten Freund oder eine gute Freundin haben, die sie als ein zweites Selbst betrachten, dem sie alles vertrauen können, ohne es jemand in der Welt vertraut zu haben? Meinen Sie so? Nachbar, Nachbar, Sie sind ein loser Schalk! Wenn das im Grunde auch so wäre, so muß man es aus Höflichkeit gegen das Geschlecht doch nicht sagen; am wenigsten muß man es in einer evangelischen Harmonie sagen. Freilich wird durch einen solchen erzsatirischen Zug, durch eine solche spaßhafte Wendung auch eine evangelische Harmonie lustiger zu lesen; aber doch auch nichts weiter als lustiger; gründlicher nicht um ein Haar. — — Gott! Gott! ist es möglich, daß ein vernünftiger Mensch mit einem Texte, welchen er von dir eingegeben zu sein glaubt, so umgehen kann! — Doch wir haben den Nachbar noch nicht ganz ausgehört: „Hat Markus gut gefunden, kurz zu sein, wie er denn sichtbar der Allerkürzeste ist, und daher den mehrerwähnten Umstand von der Entfernung der Magdalena vorbeizulassen, so konnte er nicht anders sprechen, als: Jesus erschien ihr in Gesellschaft der übrigen, ohne welche er sie nicht aufführt, zuerst.“ — Höre ich einen Menschen im Schlafe sprechen, oder was höre ich? Weil Markus sichtbar der Kürzeste ist, denn er hat sichtbar die wenigsten Kapitel, so darf er Dinge für wahr ausgeben, die nur alsdenn wahr wären, wenn das, was er der Kürze wegen übergeht, auch ganz und gar nicht geschehen wäre? Erwachen Sie doch, Nachbar, und lassen Sie uns unsre fünf Sinne nur ein wenig zusammennehmen! Ich schüttle Sie und frage: Wußte Markus den Umstand, den er überging und den wir aus dem Johannes wissen, oder wußte er ihn nicht? — Ich nehme den letzten Fall zuerst. Wußte er ihn nicht, glaubte er vielmehr das Gegenteil, glaubte er, daß Maria Magdalena sich nie von den übrigen Weibern entfernt habe: nun freilich, so konnte er ungefähr so schreiben, als Sie ihn schreiben lassen. Ich sage: ungefähr so, nicht: ganz so. Denn er konnte nur sagen, daß Magdalena mit unter den Ersten gewesen, denen Christus nach seiner Auferstehung erschienen, nicht aber, daß Maria Magdalena schlechtweg die Erste gewesen, die Christus dieses Vorzugs gewürdiget. (Daß er sie schlechtweg, vorzugsweise, sie allein die Erste nennet, das muß also in einer ganz andern Rücksicht geschehen, wie ich weiterhin erklären will.) Allein worüber streiten wir denn sodann, lieber Nach-

bar? — Schlafen Sie mir nicht wieder ein, weil Sie hören, daß wir um nichts streiten! — Worüber streiten wir dann? Wenn Markus einen Umstand der Auferstehungsgeschichte nicht wußte, den Johannes wußte, wenn er diesem seinen Nichtwissen gemäß schrieb und schreiben durfte, war es denn möglich, daß er nicht in Widerspruch mit dem fiel, der den nämlichen Umstand wußte und diesem seinen Wissen gemäß schrieb und schreiben durfte? Jeder baute ja weiter auf das, was er wußte oder nicht wußte; und was der eine nicht wußte, nahm er ja als nicht geschehen an. Sie geben die Quelle aller Widersprüche zu, Nachbar, und wollen nur, daß sie nicht fließen soll. Sie halten wie ein spielendes Kind den Ausbruch des Strahls mit der Hand zurück, als ob Sie ihn immer mit Ihrem Händchen zurückhalten könnten, als ob der Strahl das Händchen endlich doch nicht wegpressen und das Kindchen noch obendrein bespritzen würde! — Ha! Sie machen große Augen? Hat Sie das tändelnde Gleichnis so munter gemacht? — Da es also nur lächerlich sein würde, wenn Sie unter der Voraussetzung, daß die Evangelisten nicht alle die nämliche vollständige Nachricht von dem gehabt, was bei der Auferstehung Christi vorgefallen, unter dem Eingeständnis, daß der h. Geist einen jeden nach dem Maße seiner eingezognen Kundschaft auf bestes Wissen und Gewissen schreiben lassen — da es, sag' ich, nur lächerlich sein würde, wenn Sie unter dieser Voraussetzung, unter diesem Einverständnis sich anmaßen wollten, alle nunmehr natürlicher- und notwendigerweise unter den Evangelisten eintretende Widersprüche zu heben — — Aber wie wird Ihnen auf einmal, Nachbar? Warum so zornig? Mit stummen Grimme weisen Sie auf Ihre eigne Worte: „h a t M a r k u s f ü r g u t g e f u n d e n, d e n m e h r e r w ä h n t e n U m s t a n d v o n d e r E n t f e r n u n g d e r M a g d a l e n a v o r b e i z u l a s s e n", und weisen nochmals auf das „h a t e r g u t g e f u n d e n". Ich verstehe! Sie wollen sagen, daß es Ihnen nicht eingekommen, den ersten Fall meines überflüssigen Dilemma hier anzunehmen. Markus müsse ja wohl gewußt haben, was er für gut befunden, vorbeizulassen. Warum ich mich also bei etwas so lange aufhalte, woran Sie nie gedacht hätten? — Nun, nun, lieber Nachbar, werden Sie nur nicht ungehalten, daß ich erst d a s annehmen wollen, was noch das Leidlichste wäre, was mir Ihre Behauptung etwas weniger abscheulich machte. Ich wollte nicht so zufahren und es Ihnen gleich auf den Kopf zusagen, daß Sie denn also dem Markus nichts Geringers als eine vorsätzliche Lüge schuld geben. Denn hören Sie doch nur! — Aber daß Sie mir nicht wieder einschlafen! — Wenn Markus nach dem zweiten Falle des Dilemma, den Sie annehmen, den Umstand wußte, daß sich Maria Magdalena von ihren Gespielinnen abgesondert und wieder nach der Stadt gelaufen, sobald sie das Grab eröffnet gesehen; wenn er wußte, daß Maria Magdalena bei der Erscheinung also gar nicht zugegen gewesen, die indes ihren Gespielinnen geschah; wenn er diese Erscheinung die

erste Erscheinung des auferstandenen Christus nennet: wie kann er denn gesagt und geschrieben haben, daß Maria Magdalena diese erste Erscheinung in derjenigen Erscheinung gehabt habe, bei welcher er wußte, daß sie gar nicht zugegen gewesen war? Wie kann er denn das gesagt und geschrieben haben, ohne vorsätzlich eine Unwahrheit sagen und schreiben zu wollen? Heißt denn nicht „vorsätzsätzlich lügen" vorsätzlich etwas für Wahrheit ausgeben, wovon wir gar wohl wissen, daß es nicht Wahrheit ist? Wird eine vorsätzliche Lüge denn darum weniger vorsätzliche Lüge, weil ich sie machen muß, wenn ich dem, was ich zuvor gesagt, gleichförmig bleiben will? Oder wird sie eben dadurch noch um so viel vorsätzlicher? Wer hieß dich denn von vorneherein die Sache so mangelhaft einleiten, die Umstände so verstümmeln, daß du notwendig eine Lüge sagen mußt, wenn man deine Verstümmlung, deine mangelhafte Einleitung nicht merken soll? — O Zeter! Der Mann ist schon wieder eingeschlafen. Nun so schlaf denn — und daß dich nie die Schande wecke, ein so alberner Kalumniant eines Evangelisten gewesen zu sein! — Und doch müssen wir nur bis ans Ende hören, was der Mann in der Töserei seiner Schlafsucht alles schrieb und drucken ließ. „Markus," träumet er weiter, „meint also offenbar mit diesen Worten die erste Erscheinung, welche den Weibern sämtlich widerfuhr, und die nennt er mit Recht die erste, ob sie gleich, nach dem Johannes, die Magdalena nicht mit, sondern nachher eine allein hatte." Was einem im Traume nicht alles offenbar dünkt! Mit den Worten: „Jesus aber, da er auferstanden war, früh am ersten Tage der Sabbater, erschien er am ersten der Maria Magdalena, von welcher er sieben Teufel ausgetrieben hatte," mit diesen Worten soll Markus offenbar nicht die Erscheinung meinen, deren Johannes (20, 14) gedenkt, sondern die Erscheinung, von der Matthäus und Lukas sagen, von der Markus selbst kurz vorher gesagt, daß sie die frommen Weiber zugleich gehabt? Offenbar! Wenn ich doch erfahren könnte, wem diese schöne offenbare Fratze zuerst offenbar geworden! Mit den Harmonien des Clericus und Lamy, welche beide in dem nämlichen Jahre 1699 herauskamen, schließt sich meine Belesenheit in dieser Art Schriften; und bis dahin finde ich nicht die geringste Spur davon. Verzeihet mir also, ihr neuern Harmonisten, die ich nur den Namen nach kenne, wenn ich vielleicht gegen euch ungerecht bin, indem ich glaube, daß ein so seltner Pfifferling ganz allein auf meines Nachbars Miste gewachsen ist. Ich wüßte nicht, wo er sonst hätte wachsen können, es wäre denn, daß auch ihr, letzte Erben des harmonischen Geistes, Miste hättet, die eben so treffliche Schwämme hervortrieben.

Doch alle diese Höhnerei prallt auf mich selbst zurück, wenn ich nicht zeige, wie und in welchem Betracht Markus denn sonst eine andre Erscheinung die erste nennen können, wenn ihm nicht die, welche den sämtlichen Weibern geschahe, die erste sein solle. —

Wie? und in welchem Betracht? Das wußte der Nachbar wirklich nicht? wirklich nicht? O, so hat er nie das Kapitel des Markus im Zusammenhange gelesen, und er ist ein Laie; er ist ein Laie und kein Theolog. Nicht als ob die Laien nicht auch müßten die Kapitel im Zusammenhange lesen, aus welchem sie einen Versikel erklären wollen: es ist nur eher von einem treuherzigen Laien, der, mit Luthern zu reden, aber eben so irrherzig als treuherzig ist, zu besorgen, daß er es unterläßt, als von einem Theologen.

Mehr nämlich braucht es schlechterdings nicht, als das Kapitel des Markus im Zusammenhange zu lesen, um den garstigen Pilz auf des Nachbars Miste zu zertreten, an dem sich auch ein Schwein vergiften könnte. Denn wem fällt es denn nicht sogleich in die Augen, und wem ist es denn noch nicht in die Augen gefallen, daß Markus in seinem 16ten Kapitel eine zweifache Kundmachung der Auferstehung Christi erzählet: eine minder authentische und eine ganz authentische? Die minder authentische ist die Kundmachung ganz derselben durch Engel und geht bis auf den 9ten Versikel. Die authentische fängt mit dem 9ten Versikel an und bestehet in den persönlichen Erscheinungen Christi, deren er vornehmlich drei gedenket, unter welchen und andern ihresgleichen Markus so ausdrücklich sagt, daß die der Maria Magdalena ganz allein geschehene die allererste gewesen. — Ich schäme mich vor mir selbst, daß ich scheinen muß, eine solche Katechismusmilch meinem Leser noch vorkauen zu wollen. Aber muß man nicht, jenen verzauberten Kehlen zu gefallen, die oft an einem Tropfen reiner Milch ersticken wollen und pfündige Kieselsteine ohne Würgen herabschlucken? So mächtig kämpft ihre unglückliche Idiosynkrasie mit allem, was lauter ist und Nahrung gewähret!

„Ja!“ wird mein Nachbar antworten, „wer die biblischen Schriftsteller nur so lesen dürfte, daß er bloß acht hätte, was jeder selbst sagt! Wenn man nicht immer bei jedem auch ein Auge auf alle übrige haben müßte! Ei freilich, so kann jeder Bauer den Markus erklären. Aber wir, wir Theologen — — (wenn er anders diese fallende Larve wieder unter den Hut zu stecken wagt), wir Theologen dürfen den Markus durchaus nicht ohne den Matthäus erklären. Denn was hülfe es denn nun, daß wir den Markus so verstünden, wie ihn jedes Kind verstehen kann, wenn Matthäus dadurch in die Enge käme? Denn erzählt Matthäus nicht ausdrücklich, daß den vom Grabe zurückkommenden Weibern, wo sie nichts als die Botschaft der Engel vernommen, unterweges nach der Stadt zu auch Christus in eigner Person erschienen sei? Diese Erscheinung muß ja doch wohl früher gewesen sein als die, welche der Maria Magdalena allein (nach Johannis 20, 14) geschah, da sie den Herrn für den Gärtner ansah. Wenn nun Markus in seinem 9ten Versikel eben diese Erscheinung meinet, so war sie ja nicht die erste, und er konnte nur in sofern sagen, daß Maria Magdalena die erste persönliche Erscheinung Christi gehabt, als er zu verstehen gab (aber selbst

nicht glaubte), daß Maria Magdalena immer bei den gesamten Weibern geblieben und mit diesen zugleich auf dem Rückwege nach der Stadt den auferstandenen Christus zuerst ganz allein gesehen hätte?" —

Dies ist doch nach des Nachbars Meinung? Nicht? — Er schläft; aber antwortet ihr, die ihr seine Reden im Schlafe für Orakel gehalten! — Nicht?

Und nun muß ich doch erst noch einen Augenblick auf seine Seite treten und anmerken, daß dem ohngeachtet noch Rat für seine liebe Harmonie gewesen wäre, ohne den Markus so häßlich zu zerplacken. Wenn er es nicht weiß, wie es zu machen, daß die Erscheinung Christi beim Johannes (20, 14) noch immer (nach Markus 16, 9) die erste bleibt, ohngeachtet Christus auch den sämtlichen Weibern auf dem Rückwege erschienen, so lerne er es von dem Dichter.*) — Aber freilich, was ist von einem Dichter zu lernen? Der Dichter will das mit seiner profanen Einbildungskraft zwingen, was nur mit der heiligen Exegetik gezwungen werden muß.

Doch dieser ungenutzte Vorteil ist es nicht, was ich hier meinem Nachbar zur Last zu legen gedächte. Ich gedächte vielmehr, ihm bloß eine kleine Frage vorzulegen — wenn er wache wieder ist, versteht sich —, die nicht bloß den gegenwärtigen einzeln Fall, sondern das ganze Harmonienwesen betrifft.

Nämlich — denn darin sind wir ohne Zweifel doch einig? daß, wenn ein einzelner weltlicher Geschichtschreiber vollkommen mit sich selbst übereinstimmt, so daß das, was er selbst sagt, zusammenhängt und natürlich aus einander fließt, man die Widersprüche, in die er durch die natürlichste Erklärung seiner Nachrichten mit andern Geschichtschreibern gerät, lieber auf seiner Rechnung stehen lassen, als durch eine minder natürliche Erklärung seiner Worte ihn mit andern vergleichen und ihn dadurch in Widerspruch mit sich selbst bringen muß. — Ich dächte nicht, daß jemand in der Welt dieses in Abrede sein könnte. Denn woher weiß man, ob der Geschichtschreiber, den ich so auf seine Kosten mit andern übereinstimmig machen, mit diesen andern hat übereinstimmig sein wollen? Ob er nicht vielmehr eben da, wo er mit andern nicht übereinkömmt, diese andere stillschweigend hat widerlegen wollen? — Und nun meine Frage! — Wenn dem so ist, sollte man nicht die nämliche Gerechtigkeit, die wir jedem weltlichen Geschichtschreiber erweisen, vor allen Dingen den Evangelisten, die doch auch Geschichtschreiber sein sollen und sind, widerfahren lassen, ehe und bevor wir sie zu Werkzeugen des h. Geistes machen, der sich ihrer auf so verschiedne Art bedienen konnte?

Sollten wir das, wäre es nicht mehr als billig, wo bliebe eure Harmonie, Wortklauber, Sinnverdreher? eure! Ich meine nicht jene bessere, die sich begnügt, ein einstimmiges Resultat zu erhalten

*) Messias, Vierzehnter Gesang.

und kleine Nebenumstände, die in diesem nichts verändern, so verschieden, so widersprechend sein läßt, als sie wollen. Ich meine nicht eine Harmonie, mit der sich die Christen zu Tatianus' Zeiten begnügten. Ich meine eine Osiandrische, oder wie die gemilderten Osiandrischen Namen haben (denn sie sind doch alle mehr oder weniger Osiandrisch) —, kurz, eine Harmonie, wie sie nur in dem Luthertume entstanden ist, wie sie nur in dem falsch verstandenen Luthertume entstehen können. Diese, diese Harmonie wächserner Nasen, die einen jeden Evangelisten in jeder Silbe retten will, um aus ihnen allen ein Ding zusammenzusetzen, das kein einziger Evangelist für das seine erkennen würde; diese Harmonie, gegen welche allein die Einwürfe meines Ungenannten gerichtet sind, die allein diese Einwürfe hervorgebracht hat: wo bleibt sie? wer braucht sie? wer mag sie, wenn wir die Evangelisten vor allererst als gesunde natürliche Menschen schreiben lassen?

Ja, denkt der Orthodoxist, die Evangelisten sind aber auch nicht gesunde natürliche Menschen; sie sind weit mehr. Nun dann, so scheue ich mich nicht zu sagen, daß ihnen dieses Mehr sehr teuer zu stehen kommt. Man hat jeden von ihnen einzeln zum elendesten Geschichtschmierer herabgewürdiget, um sie zusammen in corpore über alle menschliche Geschichtschreiber zu erheben. —

Aber dieses Allgemeine bringt mich zu weit von dem einzeln Falle, der mich hier beschäftigen soll. Zurück zu ihm! Was ich Ueberflüssiges gesagt, habe ich auf Veranlassung der ohne allem Gleichen seienden und ewig bleibenden Mißhandlung des Markus gesagt, deren sich mein Nachbar unterfangen. Und wohl mir, dem man leicht eine Uebertreibung schuld geben könnte, daß der vorsichtige Nachbar seine Meinung nochmals mit andern Worten wiederholt. Denn auf eine Zwischenrede, deren sich sein Herr A. unterfängt, um ihm zu überlegen zu geben, ob man nicht gar sagen könne: „Markus habe es nicht einmal gewußt, daß Magdalena eine eigene Erscheinung allein gehabt," auf diese Zwischenrede antwortet er sehr bedächtig, wie folget: „Das wollte ich wohl nicht gern sagen" — — daß nämlich Markus nichts von der besondern Erscheinung gewußt, welche Maria ganz allein gehabt. Wie klug! ja nichts gegen den Markus behaupten zu wollen, worüber wenigstens ein ganzer Versikel desselben (16, 9) für untergeschoben und eingeflickt hätte erkläret werden müssen! — „Sondern," fährt er fort, „dafür will ich lieber, was ich gesagt, wiederholen." — Nun gut, ich will es mit ihm wiederholen, um ganz sicher zu gehen. Denn das Herz schlägt mir noch immer von Mitleid, einen ehrlichen Mann, der ohnstreitig die beste Absicht gehabt, so etwas Wüstes und Wildes sagen zu lassen. Er wiederholt also: „Da Markus nicht erwähnet, daß Magdalena von den übrigen gelaufen" — (ob er es schon wußte) —, „sondern sie in deren Gesellschaft nach dem Grabe gehen läßt" — (welches er schlechterdings nicht hätte thun müssen, da er jenes wußte) —, „die Erscheinung des Engels und seinen Auftrag

an sie meldet und der Ausrichtung desselben erwähnet" — (Der Magdalena hatte der Engel nichts aufgetragen, denn sie war nicht dabei gewesen; und von Ausrichtung des Auftrags des Engels an die übrigen Weiber sagt Markus nicht ein Wort. Er sagt vielmehr ausdrücklich, daß sie diesen Auftrag nicht ausgerichtet, „οὐδενι οὐδεν εἶπον;" denn οὐδενι durch nemini *obvio* zu übersetzen und so das allgemeine niemand auf die Ersten die Besten, die ihnen begegnet, einzuschränken, denen sie ihre gehabte Erscheinung nur nicht an den Kopf werfen wollen, ist in der That lächerlicher, als die obige Spöttelei zu Hilfe zu rufen. Was Markus den gesamten Jüngern [V. 10. 11] melden läßt, ist augenscheinlich bloß und allein der Bericht der Maria Magdalena von der ihr besonders geschehenen Erscheinung. Denn Maria kömmt da ganz allein, erzählt ihnen ganz allein, daß der Herr lebe, „και ἐθεαθη ὑπ' αὐτης" nicht ὑπ' αὐτων. Und da dieses alles so ist — man höre doch: denn so was Treffliches kann man nicht oft genug hören! —) „so meint Markus die Erscheinung, welche die vereinigten Weiber hatten, und das war ganz recht die erste." — (Aber wenn diese Erscheinung, die nur Matthäus allein hat, die weder Markus noch Lukas haben, worauf Markus also auch keine Rücksicht nehmen wollen, noch nehmen können, so ganz recht die erste war, wie kann denn Markus sagen, daß sie der Maria Magdalena, und der Maria Magdalena allein geschehen? Er wußte ja, daß sie ihr nicht einmal mit geschehen war. Und wäre sie ihr auch mit geschehen gewesen, hätte er aus diesem Grunde nicht eben so wohl sagen können, daß der Herr der Maria Jacobi, oder der Johanna, oder der Salome zuerst erschienen wäre? Was hätte denn Maria Magdalena für ein Vorrecht gehabt, daß er nur von ihr sagt, der Auferstandene sei ihr zuerst erschienen? —) „Jeder Leser," wiederholt sich mein Nachbar weiter, als ob er sich bewußt wäre, ganz etwas außerordentlich Kluges und Sinnreiches gesagt zu haben, „jeder Leser, der nichts vom Johannes weiß, muß ihn so verstehen —" (widerlegt, oder es ist nie etwas in der Welt widerlegt worden!) —, „und wer den Johannes gelesen, sieht leicht, warum Markus Magdalenens Erscheinung die erste heißt; weil er nämlich die damit meint, welche den Weibern, unter denen er sie zuerst namhaft macht, gegeben war." — Welch ein Grund! Weil Markus die Maria Magdalena bei einer Gelegenheit zuerst namhaft macht, wo er sie gar nicht hätte namhaft machen sollen, so muß das, was er klar und deutlich und mit Bestande der Wahrheit bei einer andern Gelegenheit von ihr sagt, nicht von dieser, sondern von jener Gelegenheit zu verstehen sein! —

Und nun wäre ich glücklich wieder da, wo ich oben meinen ersten Absprung nahm, bei den Worten des Nachbars: „wie es mit dem Markus ist, so ist es auch mit dem Lukas." — Also nur noch dieses Einzige von jenem. — Es waren auch einmal Leute, die sich in verschiednes nicht finden konnten, was Markus von dem auferstandenen Christus erzählt, und denen besonders der 9. Versikel:

„Αναστας πρωτον ἐφανη Μαρια τῃ Μαγδαληνῃ,“ an welchem sich der Nachbar ein so herrliches Denkmal gestiftet, ein gewaltiger Anstoß war, weil er, wie Hieronymus sagt,*) „diversa atque contraria Evangelistis caeteris narrare videatur.“ — Und was thaten diese Leute? — Weil sie so fein nicht waren als der Nachbar, weil sie so viel Exegetik und Griechisch nicht verstanden als der Nachbar — denken Sie einmal selbst, lieber Nachbar — (ich hoffe, daß Sie dieser Weihrauch aufweckt) — denken Sie einmal — so unterstunden sich diese unwissenden Grützköpfe, den ganzen Versikel mit allem, was darauf folgt, für einen fremden spätern Zusatz zu erklären und den Markus in ihren Exemplaren mit „ἐφοβουντο γαρ“ zu beschließen. — War das nicht erschrecklich? War das nicht eine so lästerliche Verwegenheit, als nur immer eine zu denken? — Und doch (unter uns, Nachbar!) wollte ich ebenfalls lieber nicht allein diesen einen Versikel, nicht allein den ganzen Markus, nicht allein alle vier Evangelisten, sondern geradezu das ganze Neue Testament mitsamt der Offenbarung unter das alte Eisen werfen, als mir erlauben, einem einzigen Orte darin so mitzuspielen, als Sie dem Versikel des Markus mitzuspielen sich erdreistet. Unter uns!

Und nun auch gar dem Lukas mitspielen wollen, „mit dem es eben so sein soll wie mit dem Markus!“ Denn auch er, sagen Sie, übergeht — (aber wußte doch?) „den oft genannten Umstand, den wir aus dem Johannes wissen, und nennet unter den Erzählerinnen der Vorfälle beim Grabe die Maria Magdalena zuerst, ob sie gleich bei der ersten Erscheinung nicht gegenwärtig und auch die erste Erzählerin wohl nicht gewesen war.“ (Wie auch das Lukas gar wohl wußte, der wider sein besseres Wissen nur so verwirrt schreibt, weil ihm der h. Geist die Feder führt. — Kleinigkeit! Aber nun paß auf, gähnender Leser, es wird was zu lachen geben!) „Ganz allein,“ fährt der Nachbar fort, „ganz allein hatte Maria Magdalena die erste Erscheinung gehabt“ — (Nachbar, besinnen Sie sich! Nachbar, woher wissen Sie denn das? —); „vorzüglich voll schien sie davon zu sein, mehr als den andern war ihr den Jüngern zu sagen aufgegeben, und daher wird ihr Bericht, als verschieden von dem, den die Gesellschaft gebracht, besonders genannt und diesem nicht unbillig vorgesetzt, ob er gleichwohl eine Stunde später eingelaufen sein mochte.“ — Fern sei es von mir, daß ich hier das seltsame Antiklimax rügen sollte, dem zu gefallen der Evangelist wissentlich und vorsätzlich ein Hysteronproteron begangen hätte. Freilich, ein menschlicher Geschichtschreiber hätte eben darum, weil der Maria Magdalena mehr als den andern, den Jüngern zu sagen, aufgetragen worden, eben darum, wenn es auch die Zeitordnung nicht erfordert hätte, ihren Bericht später beigebracht, weil man natürlicherweise das Wenigere vorangehen läßt. Aber ein übermenschlicher, ein inspirierter Schriftsteller, ja der! —

---

*) Man sehe die Anmerkung des Millius.

und so muß ich hiervon schweigen. Nur meine schon eingeworfene Frage muß ich in ihr völliges Licht stellen, wenn mein Leser lachen soll, — falls er vor Gähnen dazu kommen kann. „Ganz allein," sagt der Nachbar, „hatte Maria Magdalena die erste Erscheinung gehabt." — Wirklich, Nachbar? Ums Himmels willen, wo haben Sie denn das her? Das einzige Zeugnis, daß Maria ganz allein zuerst den Auferstandenen persönlich gesehen habe, ist ja der nämliche Versikel beim Markus (16, 9), den Sie von dieser Erscheinung nicht wollen gelten lassen, von dem Sie erwiesen zu haben glauben, daß darin diejenige Erscheinung die erste genannt werde, die Maria Magdalena mit den übrigen Weibern auf dem Rückwege zugleich gehabt. Der einzige Johannes, der noch eben die Erscheinung (20, 16) erzählt, von welcher ich sage, nicht Sie, daß der von Ihnen so gemißhandelte Versikel des Markus rede, sagt ja mit keiner Silbe, daß sie die erste gewesen. Denn ob er schon keine andre vorher erzählt, so folgt doch daraus nicht, daß auch keine vorhergegangen. Woher wissen Sie es denn also, daß Magdalena ganz allein die erste persönliche Erscheinung Christi gehabt? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie die nämliche Stelle zum Beweise sowohl für die gewöhnliche als für die neuerdings von Ihnen hineingelegte Meinung brauchen wollen? Sie werden ja nimmermehr wie jener Geizhals das Futter wieder in der Krippe suchen, von welchem Sie wissen, daß Sie es Ihren eignen Pferden herausgestohlen? — Und doch ist es so. Wahrlich, so lange es Ausleger auf der Welt gibt, glaube ich nicht, daß einem sein untreues Gedächtnis einen so lächerlichen Possen gespielt habe. Merken Sie sich doch, wenigstens aufs künftige, lieber Nachbar, daß nach dem Lügner kein Mensch unter der Sonne ein gutes Gedächtnis nötiger hat als — der elende Ausleger! —

Wenn ich hier voller Verdruß und Ekel die Feder aus der Hand würfe, wer könnte es mir verdenken? — Ich bin bis an die Hälfte der Widersprüche und habe unter allen fünfen nicht einen widerlegt gefunden, da es schon für mich genug wäre, wenn nur einer unwiderlegt geblieben wäre. — Dem ohngeachtet mutig an die andre Hälfte nur auch!

Sechster Widerspruch.

„Nach dem Matthäus ist der auferstandene Jesus der Maria Magdalena auf dem Rückwege zur Stadt erschienen, und nach dem Johannes vor der Thür des Grabes."

Legt einem unbefangenen, von keinen harmonistischen Flickereien etwas wissenden, vernünftigen Leser den Matthäus und Johannes vor und hört, was er sagt. Wenn sich das nicht widerspricht, so widerspricht sich nichts. Und wie? gestehen denn selbst die Harmonisten nicht, daß hier offenbar ein Widerspruch bleiben würde, wenn sie nicht zu machen wüßten, daß Matthäus das nicht sagt, was er doch sagt? Würde der Nachbar selbst den Matthäus so mißhandeln,

wie ich oben gezeigt habe, daß er thut, wenn Matthäus, natürlich verstanden, mit dem Johannes zu vereinigen wäre? — Matthäus nennt die Maria Magdalena unter den Weibern, die den Leichnam Christi zu salben ausgehen und am Grabe die Erscheinung der Engel haben, ausdrücklich; eben das thut Markus ausdrücklich; eben das thut Lukas ausdrücklich: und keiner von allen dreien läßt es mit einer Silbe vermuten, daß sie von den übrigen Weibern, ehe sie ganz an das Grab gekommen, abgegangen. — Aber Johannes soll diesen Umstand doch haben. — Johannes? — So sagt wenigstens der Nachbar: „Daß Magdalena bei den übrigen Weibern, mit welchen sie zum Grabe ausging, nicht blieb, sondern nach der Entdeckung, daß es geöffnet sei, zurücklief, erzählt Johannes so deutlich, daß es wirklich unbescheiden ist, ihn mit dem Matthäus in Widerspruch zu setzen.“ Hier muß ich wiederum zweifeln, ob ich und der Nachbar einerlei Text des Johannes haben? Unmöglich können wir ihn haben. Denn was in seinem so deutlich stehen soll, das steht in meinem gar nicht. In seinem soll deutlich stehen, „daß Magdalena bei den übrigen Weibern, mit welchen sie zum Grabe ausging, nicht blieb;“ und in meinem steht nicht einmal, daß sie mit andern Weibern ausgegangen. Mein Johannes läßt die Magdalena ganz allein zum Grabe gehen und weiß von keinen Begleiterinnen, die sie so übereilt auf den ersten Anblick des eröffneten Grabes verlassen hätte. Stünde nun in seinem Johannes nichts anders, nichts mehr, würde der Nachbar sich wohl so entscheidend ausdrücken und seinem Gegner eine Unbescheidenheit vorwerfen, der nur er schuldig wäre? — Doch warum nicht? — Er scheint gerade der Mann zu sein, der sich am mausigsten macht, wenn er am wenigsten Recht hat. Mein Johannes und sein Johannes sind die nämlichen, und der ganze Unterschied liegt nur darin, daß ich den Johannes mit bloß ungetäuschten Augen, er hingegen durch die Brille seiner Harmonie lieset. In seiner Harmonie steht es, nicht im Johannes, daß Maria, sobald sie von fern das Grab eröffnet siehet, die übrigen Weiber mir nichts dir nichts verlassen habe und nach der Stadt geeilet sei. Bei dem Johannes ist sie weder so unhöflich, noch so unbesonnen. Oder will man sie mit dem Dichter lieber furchtsam als unbesonnen machen?

> Und die Bewohnerin Magdalas kam, sah offen das Grabmal,
> Weggewälzet den Fels, floh, rief's den andern entgegen,
> Eilte zurück nach Jerusalem. Aber die Kommenden ließen
> Sich nicht schrecken und gingen heran. —

Gleichviel! Ihr Betragen ist immer gleich unbegreiflich, indem schwerlich ein Weib aus Furcht wegläuft, wo sie sieht, daß mehrere ihres Geschlechts stehen bleiben; oder auch mehr Weiber schwerlich

stehen bleiben, wo sie sehen, daß **eine** aus Furcht davonläuft. Aber es ist ja so sichtbar, warum Maria Magdalena eine so lächerlich furchtsame oder eine so lächerlich unbesonnene Rolle spielen muß. Ließe man sie mit den übrigen Weibern ganz herangehen, so sähe sie mit ihnen zugleich Engel, und nach dem Johannes muß sie noch nichts als das leere Grab gesehen haben, als sie den zwei Aposteln die erste Nachricht bringt. — Arme Magdalene! Wären die Evangelisten nichts als menschliche Geschichtschreiber, so bliebst du bei Ehren. Denn man hat noch immer einen menschlichen Geschichtschreiber lieber etwas nicht recht wissen, als eine Person, die er einführt, unnatürlich abgeschmackt handeln lassen. Aber so sind die Evangelisten göttlich, d. i. — eine schöne Göttlichkeit! — nicht sowohl das, was jeder von ihnen sagt, ist göttlich, sondern das, das ist göttlich, was wir sie alle einstimmig aus unserm hermeneutischen Sprachrohre können sprechen lassen; und du wirst darüber — arme Magdalene! — — die **Harlequinin** der Harmonie!

„**Meinen Unwillen aber über des Mannes Unverschämtheit kann ich hier kaum zurückhalten,**" sagt der Nachbar von meinem Ungenannten. Behüte Gott, daß meine Leser glaubten, ich selbst wäre imstande, so etwas von meinem Nachbar zu sagen! Ich wüßte nicht, warum ich Unwillen gegen einen Mann haben sollte, mit dem ich Mitleiden habe. Und Mitleiden muß man ja wohl mit einem Manne haben, der folgendes Raisonnement für so bündig halten kann, daß er es mit einem Trumpfe begleiten darf: „Johannes sagt klar, Jesus sei der Magdalena am Grabe erschienen, und Matthäus, er sei den Weibern auf der Rückkehr vom Grabe begegnet. Mußte nun vernünftigerweise nicht erst bewiesen werden, daß Magdalena unter diesen Weibern gewesen?" — (Mußte? was braucht das erst erwiesen zu werden? Sagt es nicht Matthäus ausdrücklich? Müssen Sie nicht vielmehr beweisen, daß es Matthäus nicht sagt?) — „Dieses geschieht aber nicht, weil es nach Johann. 20, 1—18 nicht geschehen kann." — Freilich geschieht es nicht; denn es war geschehen, sobald Matthäus schrieb. Sobald Matthäus geschrieben hatte, und ehe Johannes schrieb: wem konnte es auch nur im Traume einfallen, daß Maria Magdalena unter den Weibern nicht gewesen, unter welchen sie Matthäus zuerst nennet? und Markus nennet, und Lukas nennet? In diesem Zeitraume war es doch wohl ausgemacht und litte keinen Widerspruch, daß Maria Magdalena unter den Weibern gewesen, denen Christus auf dem Wege nach der Stadt erschienen war? Warum muß es denn, nur seitdem Johannes geschrieben, nicht mehr wahr sein? — Weil es dem, was Johannes schreibt, widersprechen würde? Nun freilich. — Und nichts in den Evangelisten sich widersprechen darf? Und wir sie in allen Worten müssen vergleichen können? — Wer sagt das? Sie vergleichen, wo sie sich vergleichen lassen, ohne daß dem einen oder dem andern Weh geschieht: wer würde

das nicht gern wollen? Aber sie auf Kosten eines oder mehrerer Evangelisten vergleichen, welche darüber zu nachlässigen, elenden Geschichtschreibern werden, welche darüber in Widerspruch mit sich selbst kommen, welche darüber wissentlich und vorsätzlich (wie ich erwiesen habe) Lügen niedergeschrieben haben müssen: welchem gesunden Magen ist eine solche Vergleichung nicht unverdaulicher als alle die Widersprüche, die man damit verglichen und gehoben zu haben versichert?

„Dennoch," fährt der Nachbar fort, „setzt der Ungenannte beide Evangelisten in Widerspruch, wie die beiden Aeltesten in Israel, die fälschlich wider die Susanna zeugten." — Diese Erläuterung aus der Geschichte der Susanna hat mir auch nicht gefallen. Aber warum nicht? Weil ich mich mein Tage nicht bereden können, daß Daniel die Richter nicht zu einem sehr falschen Schritte verleitet hätte, wenn sie die Aeltesten auf den bloßen Widerspruch, in den sie fielen, verdammt hätten. Ihr eignes Bekenntnis muß dazu gekommen sein. Der bloße Widerspruch konnte gegen sie nichts beweisen, sondern er war nur die Gelegenheit einer Ueberraschung, in der sie ihre Verleumdung gestanden. Und so, sage ich, bleibt es zwar allerdings ein eben so großer Widerspruch, wenn die nämliche Erscheinung an zwei verschiednen Orten soll geschehen sein, als wenn die nämliche Sache zugleich unter einer Eiche und unter einer Linde soll vorgegangen sein; aber derjenige, der des erstern Widerspruchs wegen, wenn er auch immer und ewig in den Evangelisten bleiben müßte, schließen wollte: „also sind die Evangelisten Lügner, also muß man den Evangelisten gar nichts glauben," der schließt wirklich eben so übereilt, als die Richter geschlossen haben würden, wenn sie bloß darauf die Aeltesten hätten steinigen lassen, weil der eine eine Eiche für eine Linde, oder der andre eine Linde für eine Eiche angesehen hätten, indem ihre lüstern Augen nach ganz etwas anderm sahen als nach den Bäumen der wollüstigen Szene.

Daher mag ich dem Nachbar seinen Trumpf: der unverschämte Mann! auch kaum aufmutzen. Er sahe damit vielleicht nicht sowohl auf den Widerspruch, den der Ungenannte zwischen dem Matthäus und Johannes fand, als auf das, was der Ungenannte aus diesem und dergleichen Widersprüchen folgern zu dürfen glaubte. Da befiel ihn denn ein heiliger Eifer, und ich bin noch sehr wohl mit ihm zufrieden, daß er in diesem heiligen Eifer nur rief: der unverschämte Mann! und nicht gar ein Gott schelte dich, Satan! ausstieß. Was unmittelbar darauf folgt, ist wenigstens so kahl, daß ein förmlicher Fluch nicht übel dazu gepaßt hätte: „Kein Christ hätte vor ihm den absurden Widerspruch, wenn er da wäre, gesehen? Es müssen sehr stolze Leute sein, die so die Religion bestreiten und sich für Generalpächter des Menschenverstandes halten." — Vors erste, lieber Nachbar, sind Sie ganz unrecht berichtet, daß dieser Widerspruch zwischen dem Matthäus und Johannes nicht schon längst gerüget worden. Und zum

andern, was wäre es denn, wenn auch das nicht wäre und der Ungenannte ihn schlechterdings zu allererst entdeckt hätte? Es ist bis itzt in der Welt noch unendlich mehr übersehen als gesehen worden. Nur Leute, bei denen alles so bleiben soll, wie sie es von ihrem Professor gehört haben, können sich das nicht einbilden; und diese Leute sind der Wahrheit noch viel schädlicher als die, die Sie so sinnreich Generalpächter des Menschenverstandes, ich weiß nicht wem nach, nennen. Denn was diese gepachtet haben, das haben sie doch, und sie verkaufen es zur Zeit der Not nur ein wenig teuer. Aber jene! Jene wollen das gar nicht in der Welt leiden, was diese nur ausschließend gepachtet zu haben vermeinen. — Fragen Sie mich aber, lieber Nachbar, wer denn diesen Widerspruch, bei dem wir halten, vor unserm Ungenannten schon gesehen habe, so antworte ich Ihnen nur: daß Augustinus sogar schon darauf geantwortet hat. Aber freilich ganz anders geantwortet hat als Sie. Augustinus nämlich sagt — Lesen Sie es bei ihm selbst nach! *) Ich würde nicht fertig, wenn ich vollends mit Ihnen in die ältesten Harmonien gehen wollte, die Sie mir so wenig zu kennen scheinen.

Siebenter Widerspruch.

„Bei dem Matthäus umfassen die Weiber des Auferstandenen Füße; beim Lukas ermuntert der Auferstandene selbst die versammelten Elfe, ihn zu berühren; beim Johannes befiehlt er dem Thomas, ihn mit der Hand zu betasten: nur von der Maria Magdalena, sagt Johannes, habe er sich durchaus nicht wollen berühren lassen."

Wenn sich zwei oder mehrere Evangelisten widersprechen, so bin ich, falls ihre Vergleichung nicht notwendig ist, falls sie nicht höchst natürlich sich ergibt, sehr geneigt, alles so stehn zu lassen, wie es steht, und den Widerspruch lieber zuzugeben, als ihren zwar verschlissenen, aber immer noch ehrwürdigen Purpur mit meinen abstechenden Lappen zu flicken. Bei weiten aber bin ich so nachgebend nicht, wenn man mich bereden will, daß ein Evangelist sich selbst widerspreche. Denn wie mehrere nicht eins sind, so ist auch eins nicht mehrere. Wenn der unterrichteteste, redlichste Erzähler andern, die mit ihm zugleich erzählen, nicht widersprechen soll, so muß er diesen andern, oder diese andre müssen ihm schreiben helfen; und das möchte ich nicht gern auf die Evangelisten kommen lassen. Hingegen wenn ein Geschichtschreiber sich nicht selbst widersprechen soll, so braucht er nur immer derselbe zu sein, der er war.

Folglich, da in diesem Widerspruche nicht allein Matthäus und Lukas mit dem Johannes streiten, sondern Johannes auch mit sich selbst uneinig ist, so habe ich ihn von jeher unter diejenigen gerechnet, denen mit leichter Mühe zu begegnen sei. Da nämlich

*) De consensu Evangel., L. III. c. 24.

Johannes sagt, daß der Auferstandene sich den Betastungen des Thomas nicht nur nicht geweigert, sondern sie vielmehr aufgefordert, und eben dieser Johannes erzählt, daß der Auferstandene von der Maria Magdalena nicht berührt sein wollen, so kann ich mir nicht einbilden, daß Johannes zwei widersprechende Dinge damit zu verstehen geben wollen: einmal, daß Christus durch seine Fühlbarkeit den zweifelnden Thomas überzeugen, und einmal, daß Christus durch seine Nichtfühlbarkeit die schon überzeugte Magdalena, wenn sie etwa nach ihm griffe, nicht zweifelhaft machen wollen. Denn schlechterdings hat Johannes nur eines von beiden für wahr halten können: entweder daß Christus nach seiner Auferstehung einen fühlbaren körperlichen Körper oder einen unfühlbaren Scheinkörper gehabt habe.

Und so würde ich ganz gern dem Nachbar zugestehen, daß er auf diesen Widerspruch geantwortet habe, wenn er weniger schnippisch und verächtlich geantwortet hätte. Aber diesen Ton kann man an einem Manne, der nicht mehr Scharfsinn, nicht mehr Gelehrsamkeit zeigt als er, so wenig vertragen, daß man vielmehr dadurch gereizt wird, einen Posten zu verteidigen, den man gutwillig verlassen wollte.

Gleichwohl will ich ihm in dieser Absicht nur zu Gemüte führen, daß seine Erklärung der Worte des Johannes (20, 17), worauf sich seine ganze Antwort gründet, noch lange so ausgemacht nicht sei, als er glaubt. Sie ist zwar freilich die seit 150 Jahren fast allgemein angenommene; aber sie macht doch auch die ganze Stelle so kahl, so leer, so frostig, so komplimentenmäßig, daß nicht zu verwundern, wenn das gesamte Altertum weit etwas anderes und mehrers darin gesucht hat. Selbst Grotius hängt noch an der alten mystischen Auslegung; und diejenigen, lieber Nachbar, sind eben nicht gleich kranke Köpfe, die diese und mehrere Auslegungen der Neuern für wahre Ausleerungen der ausgelegten Stellen halten.

Achter Widerspruch.

„Nach dem Matthäus und Markus bescheidet Christus unmittelbar nach seiner Auferstehung sowohl durch die Engel im Grabe, als selbst mündlich durch die rückkehrenden Weiber seine Jünger nach Galiläa; bei dem Lukas aber befiehlt er eben denselben an eben dem Tage der Auferstehung, daß sie sämtlich in Jerusalem bleiben sollten, bis daß der h. Geist über sie ausgegossen würde, welches am Pfingstfeste geschah."

Auch bei diesem Widerspruche, welchen ich unter allen bisher vorgekommenen noch am liebsten möchte beantworten können, ist merkwürdig, daß sich jeder Evangelist einzeln sorgfältig gehütet hat, darein zu verfallen. Denn wenn Jesus beides von seinen Jüngern verlangt hätte, wenn er ihnen beides zu verschiednen Zeiten befohlen hätte, so würde derjenige Evangelist, welcher das Gebot an

die Jünger, nach Galiläa zu gehen, so einschärft (Matthäus), nicht von allen Erscheinungen zu Jerusalem schweigen und nur der einzigen auf einem Berge in Galiläa gedenken; und derjenige Evangelist, welcher den Auferstandenen seinen Jüngern befehlen läßt, die ersten funfzig Tage nicht aus Jerusalem zu weichen, (Lukas), würde nicht bloß lauter Erscheinungen in Jerusalem erzählen und selbst diejenige in Jerusalem bei verschlossenen Thüren vorgehen lassen (24, 41), deren eine sehr gleichförmige Johannes (21, 1—13) am Galiläischen Meere erfolgen läßt.

Und dieses alles hat der Ungenannte so handgreiflich aus einander gesetzt, daß ich hier den Nachbar vornehmlich erwartet habe. Nicht, daß ich hoffen dürfte, er würde leisten, was noch kein Ausleger geleistet hat, sondern weil mir einfiel, daß eine blinde Henne manchmal auch ein Korn findet. Das albernste Gewäsche in den Tag hinein hat oft Gelegenheit zu einem sehr sinnreichen Gedanken gegeben, und gar nicht witzige Leute werden oft durch dringende Verlegenheit geschwind etwas zu ihrer Verteidigung sagen zu müssen, sehr witzig. Hier wird, dacht' ich, die blinde Henne brav scharren, und wer weiß, ob nicht gar ein hübsches Steinchen in dem aufgescharrten Miste sich findet? Das Steinchen wäre denn für mich.

Nun dann! Hier ist das Steinchen, das die blinde Henne aufgescharret hat. Benennen mag es ein andrer; ich halte es für ein Krötensteinchen. Es kann aber auch ein Luchssteinchen sein; denn hohl ist es.

Pfiffig indes, werden manche sagen, sei mein Nachbar doch für zehn andre. Denn er begnügt sich, diesen achten Widerspruch in eigner Person nur vorzutragen, und nachdem er ihn vorgetragen, wendet sich sein bescheidnes unterrichtendes B. an das unterrichtete und ihn schon wieder unterrichtende A. mit einem „Was sagen Sie dazu?" Und nun sagt das A., wie folget: „Ich sage, was ich öftrer gesagt, unser Autor muß alles durch einander werfen, wenn er Widersprüche zur Welt bringen will. Es ist wahr, daß die Engel und Jesus selbst am Tage seiner Auferstehung den Weibern befahlen, seinen Jüngern zu sagen, daß sie nach Galiläa gehen und ihn da sehen sollten; aber es ist nicht wahr, daß er an eben diesem Tage ihnen gebot, zu Jerusalem zu bleiben, denn das befahl er ihnen am Tage seiner Himmelfahrt, wie jeder sieht, der Ap.-Gesch. 1, 3. 4. lesen kann."

So? das ist nicht wahr, wie jeder sehen kann? — Wie froh bin ich, daß dieses A. sagt, ein Mann, der mir vom Anfange nicht gefallen, weil er ein Zweizüngler ist. Und ein hämischer, boshafter Zweizüngler! — Lieber Nachbar, mit was für Leuten geben Sie sich ins Gespräch! Merken Sie denn nicht, daß dieses tückische A. Sie gern in einen übeln Ruf bringen möchte? Was er da sagt, wird Ihnen Händel machen, weil Sie es mit keiner Silbe bestrafen.

Oder ernsthafter: Ihr Pfiff, lieber Nachbar, hilft Ihnen nichts, daß Sie eine solche Antwort nicht selbst geben, sondern nur geben

lassen. Sie haben zwar vielleicht einmal gehört, daß man in einer Komödie seine Personen kann sprechen lassen, wie man will, wenn es nur mit dem einmal angenommenen Charakter derselben nicht streitet; daß man sie fluchen und lügen und lästern kann lassen, so arg man will; und daß kein Mensch den Komödienschreiber dafür muß ansehen wollen. Aber Unterredungen, die zu Untersuchung der Wahrheit geschrieben werden, sind keine Komödien, und der Verfasser solcher Unterredungen muß für alles stehen, was er nicht darin gelegentlich selbst verwirft oder wenigstens mit einem mißbilligenden Seitenblicke bezeichnet.

Also, lieber Nachbar, was sagen Sie? den Befehl, vors erste in Jerusalem zu bleiben, habe Christus seinen Jüngern am Tage seiner Himmelfahrt gegeben, wie jeder sehen müsse, der Ap.-Gesch. 1, 3. 4. lesen könne? — Es ist mir unbegreiflich, wie Sie so etwas so dreist in die Welt schreiben können. Wenn die Bibeln in der Welt noch so rar wären, daß man eine von hundert Meilen her verschreiben müßte, so wäre es noch was. Aber da jeder Ihrer Leser nur die Hand ausstrecken darf, um Sie auf der Unwahrheit zu ertappen — wahrhaftig, unbegreiflich! ganz unbegreiflich!

So viel ist wahr, daß der Anfang der Apostelgeschichte bis auf den 9ten Versikel drei verschiedne Absätze hat, die wohl ein Mann durch einander mengen könnte, der im Schlafe zu lesen gewohnt ist. Die zwei ersten Versikel enthalten einen bloßen Uebergang von dem ersten auf das zweite Buch des Lukas, mit genauer Bemerkung, bis wie weit das erste Buch, sein Evangelium, gehe. Hierauf wiederholt er kürzlich, V. 3. 4. 5, was Christus in den 40 Tagen nach seiner Auferstehung gethan und gesagt, und kömmt sodann, im 6ten V., auf die ganz letzte Begebenheit seines ersten Buchs zurück, von welcher er den Faden wieder aufnimmt. Diese letzte Begebenheit ist die Himmelfahrt Christi, von welcher wir hier, V. 6. 7. 8, noch einen Umstand erfahren, den Lukas, weil er sich auf die Zukunft bezog, lieber zu Anfang des zweiten als zu Ende des ersten Buchs erzählen wollte.

Wenn nun der Befehl, daß die Jünger vors erste nicht von Jerusalem weichen sollen, in dem mittelsten Absatze vorkömmt; wenn es nichts weniger als unwidersprechlich ist, daß συνελθοντες, V. 6, sich auf συναλιζομενος, V. 4, beziehet und Lukas vielmehr im 6ten Versikel von einer ganz andern Versammlung zu reden anfängt, als deren er im 4ten Versikel gedenkt, wo nur von einer Versammlung der Elfe die Rede war, anstatt daß im 6ten Versikel eine weit größere Versammlung von Jüngern zu verstehen, die bei der Himmelfahrt gegenwärtig sein sollten; wenn es noch im geringsten nicht erwiesen ist, daß das συναλιζομενος, V. 4, nichts als ein bloßes Zusammenbringen bedeute und folglich die beiden ältesten Uebersetzer, der lateinische und syrische, die es durch convescens geben, völlig Unrecht hätten; wenn sogar es höchst wahrscheinlich ist, daß Lukas mit diesem Worte eben nicht wie

Xenophon sich ausdrücken, sondern vielmehr auf eine andere Stelle bei sich selbst verweisen wollen:*) wie können Sie denn sagen, daß jeder, der Apostg. 1, 3. 4 lesen könne, sehen werde, Christus habe nicht am Tage seiner Auferstehung, sondern am Tage seiner Himmelfahrt den Jüngern befohlen, in Jerusalem vors erste zu bleiben? Ich kann doch auch lesen, und sehe das nicht. Aber freilich, ich will nicht sehen, und ganz recht; ich will mit fremden Augen nicht sehen, sondern mit meinen. — Wenn Sie sich noch begnügt hätten zu sagen, daß jener Befehl in der Apostelgeschichte nicht eben am Tage der Auferstehung gegeben zu sein scheine, so möchte es noch hingehen, falls er an dieser Stelle allein stünde. —

Denn kurz: wozu alles dieses Spiegelgefechte? — Ihre Versündigung ist hier weit größer, als daß Sie bloß Ihre Meinung in einer streitigen Stelle ganz offenbar finden. So was widerfährt uns allen. Das wäre des Rügens nicht wert. Dabei kann man noch immer ein sehr ehrlicher Mann sein. Aber, Nachbar, auch dabei: wenn man nicht allein eine streitige Stelle als nicht streitig für sich anführt, sondern noch dazu eine anderweitige, nicht im geringsten streitige Stelle, die ausdrücklich wider uns ist, wissentlich verschweigt? Auch dabei? — Ich lasse es gelten, wenn man auf der Katheder disputiert, wo man sich nur seinem Pro loco würdig zeigen soll. Da gilt allerlei Münze. Aber wenn man vor den Augen der ganzen Welt als ein unparteiischer Untersucher der Wahrheit auftritt, der mit gutem Gewissen muß sagen können: οὐ σπευδω νικησαι κακως, ἀλλα ζητησαι ἀληθως, ist es auch da noch erlaubt, solche Adjunktenstreiche zu spielen?

Es hat nämlich jener Befehl in der Apostelgeschichte nicht allein eine solche Parallelstelle, aus welcher er erklärt werden kann, sondern er hat sogar eine solche, aus welcher er notwendig erklärt werden muß, weil es Parallelstelle des nämlichen Verfassers ist. Der nämliche Lukas, welcher in seiner Apostelgeschichte den Tag, da jener Befehl gegeben worden, nicht bestimmt genug ausgedrückt, drückt sich in seinem Evangelio so bestimmt darüber aus, daß schlechterdings keine genauere Bestimmung der Zeit möglich ist. Denn wenn läßt er ihn da geben, jenen Befehl? Nicht in der Versammlung der Elfe, in welcher der Auferstandene ein Stück vom gebratnen Fische und Honigseims aß? Und wenn war diese Versammlung? War es nicht die nämliche, bei welcher sich die zwei Jünger, welche nach Emmaus gegangen waren, einfanden? Und wenn gingen diese Jünger nach Emmaus? War es nicht am dritten Tage nach der Kreuzigung Christi? wie sie selbst sagen. War es nicht, wie sie selbst sagen, am Abende des nämlichen Tages, an dessen frühen Morgen die Weiber das Gesicht der Engel gesehen hatten? — also: am Tage der Auferstehung? —

---

*) V. Boisii Veteris Interpretis cum recentioribus Collatio, p. 347. Conf. Stockius ad l. q.

Was ist hierwider einzuwenden? Nichts, schlechterdings nichts. Entweder hat Christus, nach dem Lukas, seinen Jüngern sogleich am Tage der Auferstehung befohlen, in Jerusalem zu bleiben, oder es ist bei allen Evangelisten nichts klar, nichts ausgemacht. Denn das Deutlichste, was sie uns irgendwo sagen, ist nichts deutlicher als das.

„Aber, mein Gott!“ muß ein ehrlicher Christ denken, der unter diesen Dornen zu wandeln nie für gut befunden, „wenn schlechterdings wider jene Stelle im Evangelio des Lukas nichts einzuwenden ist, wie helfen sich denn gleichwohl die Harmonisten?“ Wie sie können, liebe Seele. Das ist, auf die schändlichste, heilloseste, unverantwortlichste Weise. Und da dürfte ich fast meinem Nachbar eine Ehrenerklärung thun. Er ist im Grunde nichts schlimmer als sie alle; und wenn in Gesellschaft unsinnig sein den Unsinn entschuldiget, so ist er hinlänglich entschuldigt. Eben die Stelle, die er hier verschweigt, hat sie längst zu einem Verfahren genötiget, bei welchem ich eben so gern die mangelhaften Stücke eines zerrissenen Briefes, mit welchen der Wind spielet, zu meiner Bibel machen möchte. Zu einem Verfahren, welches auch nur stillschweigend billigen, zur Schande der Evangelisten laut erklären heißt, daß in ihnen überall nichts aus dem Zusammenhange zu erklären sei, daß alle ihre Nachrichten, alle von ihnen eingeschaltete Reden Christi nichts als feuchter Sand sind, der sich nur so lange zusammenballet, als man ihn nicht reibet.

Sie sagen nämlich: Lukas brauche in seinem Evangelio eine Anticipation und lasse Christum daselbst etwas weit früher sagen, als er es wirklich gesagt habe; welches er selbst Apostelg. 1, 3. 4 zu verstehen gebe. — Vollkommen wie T o i n e t t e, der Medikus, im „E i n g e b i l d e t e n K r a n k e n!“ Die Weise der heiligen Lehrer, mit Luthern zu reden, die Schrift s o zu erklären, daß sie helle klare Sprüche nehmen und machen damit die dunkeln Wankelsprüche klar, diese Weise war so alt, so abgenutzt! Warum sollen sie das Herz nicht einmal verlegen? warum sollen sie, wenigstens zur Veränderung, das Ding nicht einmal umkehren und die dunkeln Wankelsprüche nehmen, um damit in die allzu hellen, allzu klaren Sprüche eine angenehme Dämmerung zu bringen?

Oder sie sagen mit andern Worten: Lukas habe dort, in seinem Evangelio, zwei Reden Christi in eine geschmolzen; zwischen dem 43ten und 44ten Versikel, die Lukas freilich mit eisern Klammern verbunden zu haben scheine, die er mit e i n e m Zuge der Feder geschrieben oder in e i n e m Atem seinem Schreiber vorgesagt, liege nicht weniger als eine Zeit von 40 Tagen; von dem einen Versikel auf den andern mache Christus mit seinen Jüngern einen kleinen Sprung von Jerusalem bis Bethania. — Und warum nicht? Tausend Jahre sind ja vor Gott wie ein Tag: mit einer Spanne umfaßt er ja die ganze Erde. Folglich sind 40 Tage vor ihm nur wenige Sekunden; folglich ist ihm der Abstand von Jerusalem bis Bethania ein Punkt, der in den andern fällt; und aus Vernachlässigung dieser

wenigen Sekunden, aus dieser Verwechselung der rechten Seite eines Sonnenstäubchens mit dessen linker, wagt man es, dem Lukas ein Verbrechen zu machen? — Sie wären es fähig, diese Herren, ihre harmonische Mißhandlung so zu rechtfertigen. —

Wahr ist es, daß ihnen schon Tatian gewissermaßen vorgegangen, als welcher den 49ten Versikel in dem letzten Kapitel des Lukas auf eine eben so gewaltsame Art trennet und zwischen das wiederholte Versprechen Christi, seinen Jüngern die Verheißung seines Vaters zu senden, und den unmittelbar darauf folgenden Befehl, in Jerusalem zu bleiben, ich weiß nicht wie viel Erscheinungen noch einschaltet, deren die andern Evangelisten gedenken. Aber wie dieses überhaupt für sie nichts beweisen, sondern nur zeigen würde, wie früh es schon Leute gegeben habe, die sich alles mit den Evangelisten erlaubet, um nur ein Ganzes aus ihnen zusammensetzen zu können, das nach ihrem Kopfe wäre: so antworte ich hierauf noch folgendes insbesondere. Vors erste ist noch eine große Frage, ob wir den wahren Tatian haben. Zweitens, hätten wir ihn auch, und wäre es eben derselbe, den uns Viktor Capuanus aufbehalten: so ist klar, daß sein Werk nichts weniger als eine Harmonie in dem uns gebräuchlichen Verstande dieses Wortes ist oder sein soll; es ist ein bloßer Faden, auf welchen er taliter qualiter die Erzählungen der Evangelisten gereihet; es ist ein bloßes βιβλιον συντομον, dessen sich die gemeinen Christen in aller Einfalt bedienten. Drittens bitte ich, nicht zu vergessen, daß die rechtgläubige Kirche mit der Arbeit des Tatian nur schlecht zufrieden war; nicht allein wegen verschiedner Auslassungen, die er zu Gunsten seiner Enkratitischen Irrtümer machte, sondern auch wegen der Zusammensetzung des beibehaltenen und unverfälschten Textes der Evangelisten selbst. Denn Theodoret gibt ihm eine κακουργιαν της συνθηκης schuld, worunter ich mir nichts anders denken kann, als daß er, wo es ihm vorteilhaft gewesen, solcher gewaltsamen Trennungen der Worte des Herren mehrere zu machen sich unterstanden, als diese eine ist, die in dem Werke etwa noch übrig geblieben, das gegenwärtig seinen Namen führt.

Wenigstens ist gewiß, daß keiner von den nachfolgenden Kirchenvätern weder die Trennung des 49ten Versikels, noch die Trennung des 43ten und 44ten gebilliget und sich dadurch aus der Verlegenheit zu helfen gesucht, daß Christus an dem nämlichen Tage seinen Jüngern in Jerusalem zu bleiben und nach Galiläa zu gehen befohlen.

Hieronymus sicherlich nicht, dem Hedibia diesen nämlichen achten Widerspruch meines Ungenannten zur Auflösung vorlegte. Denn Hieronymus sagt bloß, daß die Erscheinungen Christi in Jerusalem für keine eigentliche Erscheinungen zu rechnen, als in welchen er nur „pro consolatione timentium videbatur, et videbatur breviter, rursumque ex oculis tollebatur“. In den Erscheinungen in Galiläa hingegen wäre „tanta familiaritas et perseverantia“ gewesen, „ut cum eis pariter vesceretur“. Nun

ist zwar freilich unbegreiflich, wie Hieronymus fortfahren: „Unde et Paulus Apostolus refert, eum *quingentis simul apparuisse discipulis.* Et in Joanne legimus quod piscantibus Apostolis *in littore steterit et partem assi piscis favumque comederit:* quae verae resurrectionis indicia sunt,“ und unmittelbar darauf hinzusetzen können: „In Hierusalem autem nihil horum fecisse narratur.“ Denn wie war es immer möglich, daß Hieronymus einer Bibelleserin, wie Hedibia war, so etwas schreiben konnte? Hedibia mußte notwendig sehr sonderbare Begriffe entweder von der Uebereinstimmung der verschiednen Exemplare des neutestamentlichen Textes oder von der Bekanntschaft des Hieronymus mit demselben bekommen. Der auferstandene Christus habe in Jerusalem nicht gegessen? Steht denn nicht in seinem eignen Lukas: „At illi (die in Jerusalem versammelten Jünger, zu welchen die von Emmaus zurückgekehrten kamen) obtulerunt ei partem piscis et favum mellis?“ Folgt denn nicht auch in seinem Lukas: „et cum manducasset coram eis?“ Wie gesagt, diese Vergeßlichkeit des Hieronymus ist mir ganz unbegreiflich, eben so unbegreiflich als es mir ist, daß sie sonst niemanden, so viel ich wüßte, vor mir aufgefallen. Dieser einzigen Stelle wegen, wenn ich Herausgeber des Hieronymus gewesen wäre, würde ich ohne weiteres Bedenken die ganze Antwort auf die zwölf Fragen der Hedibia nicht bloß unter die ἀμφιβολως νοθα, sondern geradezu unter die ψευδεπιγραφα indocta dieses Kirchenlehrers geworfen haben. Denn was kann ungelehrter für einen Ausleger der Schrift sein, als wenn ihm die ausdrücklichen Worte derselben so wenig gegenwärtig sind? Wäre es sonst einem wohl zu verdenken, der diese Vergeßlichkeit des Hieronymus nur für angenommen ausgäbe, weil er der Hedibia nichts Gescheiters zu antworten wußte? — Doch was mache ich mir für Sorge? Die Benediktiner, deren neueste Ausgabe ich nicht nachsehen kann, werden da schon andern Rat gefunden haben!

Eben so wenig und noch weniger als Hieronymus läßt es sich Augustinus einfallen, jenes doppelten einer den andern aufhebenden Befehls wegen, eine und eben dieselbe Rede beim Lukas halb in Jerusalem und halb vierzig Tage hernach in Bethania halten zu lassen. Auch geht er mit Beantwortung des daraus entspringenden Einwurfs schon weit feiner zu Werke. Da nämlich Markus, welcher eben so wohl als Matthäus den Befehl hat, daß die Jünger nach Galiläa gehen sollen, ganz und gar keiner Erscheinung in Galiläa gedenke; da der Engel beim Matthäus nicht gesagt habe: „Praecedit vos in Galilaeam, ibi *primum* eum videbitis;“ aut: „ibi *tantum* eum videbitis;“ aut: „*non nisi* ibi eum videbitis,“ als in welchen Fällen Matthäus den übrigen Evangelisten freilich widersprechen würde; da Matthäus den Engel bloß sagen lasse: „*ibi eum videbitis,* nec expressum est, quando id futurum esset, utrum quam primum antequam alibi ab eis visus esset; an postea quam eum alicubi etiam praeterquam in Galilaea vidissent,“

so glaubt Augustinus, Christus habe zwar freilich wohl den Jüngern versprechen lassen, irgend einmal in Galiläa ihnen zu erscheinen, in der That aber liege doch in dem Befehle, daß sie ihm nach Galiläa folgen sollten, noch ganz etwas anders. Und was? Was anders als ein Mysterium, welches in der wörtlichen Bedeutung des Namens Galiläa wie die Dotter in der Schale des Eies eingeschlossen liege. „Galilaea namque," sagt er, „interpretatur vel transmigratio, vel revelatio." Und nun nehme man das eine oder das andere: die Sache ist klar, und das praecedit vos in Galilaeam wäre genau erfüllt worden, auch wann der auferstandene Christus ganz und gar nicht nach Galiläa gekommen wäre. Denn vors erste, secundum transmigrationis sententiam: transmigrierte nicht nunmehr die Gnade Christi zu den Heiden? Vors zweite, secundum illud, quod Galilaea interpretatur revelatio: wo sonst als in Galiläa offenbarte sich Christus zuerst in derjenigen Gestalt, in welcher er dem Vater gleich ist? —

Wie nüchtern! wie nüchtern! werden mir die Exegeten seit heute und gestern zurufen. — Meine Herren, es kann wohl sein. Und obschon auch Hieronymus an einem andern Orte,*) wo er sich vermutlich besann, daß jene der Hedibia gegebene Antwort nicht weit reichen möchte, sogar zu einer mystischen Auslegung seine Zuflucht nimmt — die mystischen sowie die allegorischen Auslegungen sind freilich ein wenig nüchtern — gleichwohl, ich muß es nur zu meiner Schande gestehen, — die nüchternste von allen mystischen und allegorischen Auflösungen unauflöslicher Knoten dünkt mich unendlich besser als Ihre Alexandrischen, meine Herren, mit dem Schwerte. Denn jene sind doch nur Spiele, leere Versuche, und Ihre sind Mißhandlungen, thätige Vergehungen, die Sie an einem bloß menschlichen Schriftsteller auszuüben sich selbst schämen würden. —

Ehe ich hierüber bittrer werde, will ich nur weitergehen.

Neunter Widerspruch.

„Nach dem Matthäus geschieht die Erscheinung in Galiläa auf einem Berge, dahin Christus seine Jünger beschieden hatte; nach dem Johannes geschieht sie am Ufer des galiläischen Sees bei Tiberias. Da und dort unter ganz verschiednen Umständen."

Das gibt mein Nachbar mit beiden Händen zu. Nur ist dem guten Mann sehr traurig, daß ein Mensch, der doch Berg und See unterscheiden könne, aus zwei so sichtbar verschiednen Erscheinungen lieber einen Widerspruch schmieden, als sie unterscheiden wollen.

Endlich steht einmal das Wörtchen wollen am rechten Orte. Der Ungenannte wollte nicht, weil er glaubte, nicht zu dürfen. Der Nachbar aber will, ohne sich zu bekümmern, ob er darf.

Zwar sagt der Nachbar, daß weder Matthäus noch Johannes den Ungenannten auf irgend eine Weise veranlassen können, beide

*) Comment. in Matthaeum.

Erscheinungen für eine zu halten; daß es folglich kaum wert sei, auf den ganzen Widerspruch zu antworten. Er macht hiermit auch in der That linksum, marschieret ab und schießt Viktorie.

Aber, lieber Nachbar, wenn Sie von Ihrer glorreichen Expedition glücklich wieder nach Hause sind: wollen Sie wohl folgendes in Betrachtung zu ziehen geruhen, um wenigstens ex post zu urteilen, ob Sie sich den Sieg so leicht hätten machen sollen?

Die Erscheinung, die den Elfen auf dem Berge geschah, ist die einzige, deren Matthäus gedenkt, deren Matthäus zufolge des Versprechens, welches bei ihm der auferstandene Christus seinen Jüngern thun läßt, gedenken mußte. Wäre es daher auch nur Matthäus, aus dem wir unsere Nachrichten von der Auferstehung Christi schöpfen könnten und müßten, so würde man nicht unrecht annehmen, daß diese einzige erzählte Erscheinung auch die einzige geschehene gewesen. Ja, ich bin ganz sicher, daß sodann unsre Theologen schon längst die Gründe ausfindig gemacht hätten, warum der auferstandene Christus nicht mehr als einmal hätte erscheinen können und müssen.

Nun aber, da wir mehrere Evangelisten haben, die eben so glaubwürdig sind als Matthäus; da jene andere Evangelisten mehrere Erscheinungen berichten: so ist freilich aus dem Stillschweigen des Matthäus nicht zu schließen, daß er damit, daß er nur einer Erscheinung gedenkt, andeuten wollen, daß es auch nur eine Erscheinung gegeben. Sondern die Sache ist nunmehr nur die, daß wir die einzige Erscheinung bei dem Matthäus unter die anderweitigen Erscheinungen so einschalten, daß weder jene anderweitige, noch diese eingeschaltete etwas dabei leiden.

Bloß nach den Worten zu urteilen, die Christus bei der galiläischen Erscheinung auf dem Berge zu seinen Jüngern redet, sollte man meinen, daß diese Erscheinung, wenn es nicht die erste und letzte gewesen, doch wenigstens die letzte gewiß gewesen sein müsse. Denn Christus erteilet ihnen da seine letzten Befehle und nimmt förmlich von ihnen Abschied. Doch da wir aus dem Lukas wissen, daß die Himmelfahrt ohnfern Jerusalem und nicht in Galiläa geschehen, und die letzte Erscheinung doch wohl die Erscheinung bei der Himmelfahrt muß gewesen sein, so fällt die Galiläische Erscheinung irgendwo zwischen die übrigen.

Und auch dieses irgendwo läßt sich näher bestimmen, indem wir mehr als eine von den übrigen Erscheinungen angeben können, welche notwendig vor ihr hergegangen sein müssen. Nämlich, nicht allein alle die einzeln Erscheinungen am Tage der Auferstehung, bei welchen Thomas nicht zugegen war, nicht allein die Erscheinung acht Tage darauf, welcher Thomas beiwohnte, müssen vor ihr vorhergegangen sein, sondern sogar die am See Tiberias, welche Johannes berichtet, kann nicht anders als früher gewesen sein. Dieses erhellet aus Johannis 21, 14 unwidersprechlich, wo dieser Evangelist letztbenannte am See Tiberias ausdrücklich die dritte an der Zahl nennet; welches, da es ihm selbst widersprechen würde,

wenn man es von jeder einzeln Erscheinung, die etwa nur einer oder wenigen Personen geschehen war, verstehen wollte, notwendig nur von den solennern unter einer beträchtlichen Anzahl geschehenen Erscheinungen zu verstehen ist, dergleichen die bei verschlossenen Thüren und diejenige, welche acht Tage darauf erfolgte, gewesen waren. Nach diesen beiden, sagt Johannes, war die am See Tiberias die dritte. Grotius hatte hier keinen glücklichen Einfall, wenn er dieses dritte Mal beim Johannes auf die Zahl der Tage will gezogen haben, an welchen Christus erschienen. Denn er vergaß in dem Augenblicke, wie die Juden ihre Tage zu zählen pflegen, als wonach sich nicht sagen läßt, daß die Erscheinung bei verschlossenen Thüren mit den Erscheinungen am Grabe an dem nämlichen Tage geschehen wären. Fallen diese und jene aber auf zwei verschiedne Tage, so war die Erscheinung in Gegenwart des Thomas die dritte, und die am See Tiberias müßte die vierte, nicht die dritte gewesen sein.

Mag man aber doch jenes dritte Mal beim Johannes verstehn und auslegen, wie man will: genug, daß die Harmonisten alle, keinen einzigen ausgenommen, einmütig die Erscheinung am See Tiberias vor der Erscheinung auf dem Berge vorhergehen lassen. Nun sind dieser Berg und dieser See beide in Galiläa, beide Erscheinungen sind also in Galiläa geschehen, beide sind zufolge der Verheißung Christi geschehen, daß er seinen Jüngern daselbst sichtbar werden wolle. Und das, lieber Nachbar, sehen Sie, das macht die Schwierigkeit, aus welcher nach der Meinung des Ungenannten und auch ein wenig nach meiner, bei aufrichtiger Entwicklung, nichts Geringers als ein formeller Widerspruch erwächst.

Denn lassen Sie uns doch nur die Erscheinung auf dem Berge etwas genauer erwägen. Derjenige Evangelist (Matthäus), bei dem der auferstandene Christus seinen Jüngern zweimal befehlen läßt, unverzüglich nach Galiläa zu gehen, wo sie ihn sehen würden, ist, wie gesagt, der einzige, der dieser Erscheinung auf dem Berge gedenkt; ist der, der sonst durchaus keiner andern Erscheinung gedenkt; ist der, der dieser Erscheinung mit dem Zusatze gedenkt, daß eben auf diesen Berg sie Christus beschieden. Gesetzt nun aber auch, daß dieser Zusatz: dahin sie Christus beschieden hatte, sich nicht auf den Berg, sondern bloß auf Galiläa bezöge, so bleibt doch noch immer, auch ohne diesen Zusatz, die Erscheinung auf dem Berge die anberaumte Erscheinung und muß folglich, wenn ich schon nicht sage die erste von allen Erscheinungen überhaupt, aber doch ganz gewiß die erste von allen Galiläischen Erscheinungen gewesen sein. Das ist notwendig, das ist unwidersprechlich, oder Matthäus (man merke das wohl!), Matthäus, der zu allererst schrieb, der nicht wissen konnte, was und wie viel der h. Geist nach ihm durch andere Evangelisten würde ergänzen, würde berichtigen lassen, Matthäus hat als einer geschrieben, in dem nicht ein Funken Menschenverstandes glimmet. Denn so wie kein vernünftiger Mensch

mit seinen Freunden eine zweite, dritte Zusammenkunft verabredet und anberaumet, ohne zu wissen, wo und wenn die erste geschehen soll, so kann auch kein vernünftiger Geschichtschreiber von Anberaumung einer Zusammenkunft sprechen und in Erfolg dieser Anberaumung, ich weiß nicht welcher zweiten, dritten Zusammenkunft gedenken, ohne von der, welche die erste und nächste nach der Anberaumung gewesen, ein Wort zu erwähnen.

Ist es aber notwendig, lieber Nachbar, daß die Erscheinung auf dem Berge die erste Galiläische Erscheinung muß gewesen sein; ist es zugleich ausgemacht, daß dem ungeachtet die Erscheinung an dem See Tiberias, dem sogenannten Galiläischen Meere, vor jener Erscheinung vorhergegangen: nun, so haben wir ja zwei erste Galiläische Erscheinungen. Zwei erste! — — Zwei gar? Ei, lieber Nachbar, was ist denn das, zwei erste? Ist es ein Rätsel? oder ist es ein Widerspruch? Mir ist es nur ein Rätsel. Dem Ungenannten war es ein Widerspruch. Und Ihnen, Nachbar? O! Ihnen ist es weder das eine, noch das andre. Ihnen sind zwei erste zwei erste! Sie können nichts, als den Mann beklagen, der zwei so verschiedne Zwei lieber in Widerspruch stellen, als trennen will. Die Kleinigkeit, daß sowohl das eine als das andre von diesen Zwei in einem und eben demselben Betracht das erste sein soll, ist ja so eine Kleinigkeit! —

Mehr will ich hierüber nicht sagen. Wer gewisse Dinge nicht sogleich fühlt, dem sind sie auf keine Weise fühlbar zu machen. Der

Zehnte Widerspruch

ohnedem ist mit dem neunten so genau verbunden, daß ich bei Gelegenheit seiner noch alles nachholen könnte, was ich etwa bisher beizubringen vergessen hätte. Ja, er ist, dieser zehnte Widerspruch, nichts als die fernere stückweise Auseinandersetzung des neunten. Und dieser Stücke macht der Ungenannte besonders drei, in welchen allen seine erkannten Widersprüche sehr leicht zu rechtfertigen sind, nachdem wir in dem vorigen den Hauptgrund derselben gesichert haben.

Nämlich, wenn der Ungenannte berechtiget gewesen ist, die Erscheinung auf dem Berge und die Erscheinung am Meere in Galiläa für einerlei Erscheinung zu halten, die nur durch die immer wachsenden Abweichungen der mündlichen Erzählung in den ersten dreißig bis vierzig Jahren zu solcher Verschiedenheit gediehen (er war zu dergleichen aber dadurch berechtiget, weil die Erscheinung auf dem Berge als die anberaumte Erscheinung notwendig die erste, wenigstens die erste in Galiläa sein mußte, und gleichwohl die Erscheinung am Galiläischen Meere nach der Rechnung des Johannes noch vor jene fällt), so ist er allerdings auch berechtiget gewesen, darin einen Widerspruch zu finden, daß Matthäus die Galiläische Erscheinung zur ersten macht, Johannes aber vor selbiger zwei Erscheinungen zu Jerusalem vorhergehen läßt.

Nun hätte ich meinesteils hierauf bloß geantwortet, daß Johannes die Erscheinungen überhaupt zähle, Matthäus aber nur die erste und vornehmste Erscheinung in Galiläa namhaft mache, als welches nach seiner einmal gemachten Anlage genug war. Doch mein Nachbar weiß den Aal ganz anders zu fassen; weil Matthäus, sagt er, kein Protokoll abgeschrieben habe, weil er nur der einen Erscheinung erwähne, weil er (er, der erste Evangelist!) nicht für nötig gehalten, seinen Lesern von mehrern etwas zu melden, so sei aus ihm überhaupt nicht zu schließen, in welcher Ordnung die Erscheinung auf dem Berge gefolgt sei. Freilich, Ordnung ist nur unter den mehrern; aber eines, was aus diesen geordneten mehrern herausgerissen wird, muß doch noch immer Merkmale seines gehabten Platzes behalten, oder man hat auf eine höchst unvorsichtige Art dieses eine für das einzige erklärt. Auch hat Matthäus seiner einen Erscheinung noch immer jene Merkmale gelassen, indem er sagt, daß es die anberaumte gewesen. Nur die Harmonisten halten für gut, auf diese seine Anberaumung gar nicht zu achten und ihn die erste die beste Erscheinung aus dem Glückshafen greifen zu lassen. Mein weltkluger Nachbar will ein Gleichnis aus der neuesten Geschichte geben und sagt: „Es kömmt die Rede auf den letzten Krieg; ich erwähne besonders der Schlacht bei Roßbach; erkläre ich sie dadurch für die erste oder letzte?" Ei nicht doch! Sie könnten so einen Fehler machen! Aber, lieber Nachbar, wenn Ihnen ein andrer den ganzen letzten preußischen Krieg in folgendem Epitome erzählen wollte: „Der König, nachdem er fast aus allen seinen Staaten vertrieben war, hatte sich die vornehmsten seiner Feinde, die Franzosen und Reichstruppen, nach Sachsen wie bestellt. Sie kamen voll Uebermuts und Spottes, als hätten sie den Sieg schon in Händen. Aber wie ein Donnerstrahl aus hellem Himmel überfiel er sie bei Torgau. Da erkannten sie wieder, mit wem sie zu thun hatten, und machten Friede; etliche aber blieben noch seine Feinde," was würden Sie von einem solchen Erzähler wohl denken? Würden Sie ihn auch durchhelfen wollen, wie Sie den Matthäus durchzuhelfen suchen? Denn gerade ein solcher Erzähler wäre nach Ihrer Auslegung Matthäus. Er ließe Christum seine Jünger nach Galiläa bestellen, wo sie ihn sehen würden, und hierauf verschwiege er nicht allein, daß ungeachtet dieser Bestellung er ihnen erst an andern Orten mehrmalen erschienen sei, sondern gedächte auch nicht einmal seiner ersten Erscheinung dort in Galiläa, gedächte anstatt der ersten, wenigstens anstatt der frühern, welches die am Ufer der See gewesen, einer spätern, und wer weiß wie viel spätern, auf einem Berge! — Aber gottlob, daß Matthäus nur nach Ihrer Auslegung, lieber Nachbar, ein so abgeschmackter Erzähler ist! Nur nach der Auslegung der abgeschmackten Harmonisten ein so abgeschmackter Erzähler! Man bleibe ihm mit diesen vom Leibe, und er erzählt als ein planer gesunder Mann, dessen Erzählung wohl unrichtig sein kann, aber ungereimt doch wahrlich nicht ist.

Eben so ist es mit den übrigen Umständen beschaffen. Matthäus und Johannes widersprechen sich offenbar in jedem derselben, sobald man annehmen muß, daß die Erscheinungen am See Tiberias und auf dem Berge ursprünglich nur eine Erscheinung gewesen.

Umsonst schreien Sie, lieber Nachbar, so laut und so oft: „Aber wer heißt euch, das annehmen? Aber könnt ihr denn nicht Zwei zählen? Wer hier nicht Zwei zählen kann, muß nicht wollen!" — Gott erbarm's! wir wollten gern, aber wie können wir? Wie können wir Zwei zählen, da wir nicht wissen, wo wir anfangen sollen? nicht wissen, welches wir Eins nennen sollen? Will ich die Erscheinung an dem See mit dem Johannes Eins nennen, so ruft die Erscheinung auf dem Berge: „Nein, ich bin Eins, oder mein Gewährsmann Matthäus war blödsinnig!" Will ich nun diese Eins nennen, so ruft mir Johannes entgegen: „Darfst du mich Lügen strafen? Glaubst du, daß ich nicht Drei zählen kann?" — So werden wir ewig von einer Seite zu der andern geworfen, zählen ewig Eins und Eins und kommen in alle Ewigkeit nicht bis auf Zwei.

Wie bewundre ich Sie, lieber Nachbar! wie bewundre ich Sie! Sie können Zwei zählen und, was das Sonderbarste ist, können mit dem nämlichen Zahlpfennige in die Hand eines jeden Kindes Zwei zählen! — Ist das Kind artig, so lächelt es und schweigt. —

Und schweigt. — O, daß ich nicht auch so artig gewesen bin wie dieses Kind! daß ich nicht auch jeden neuen Druck des nämlichen Zahlpfennigs für einen neuen Zahlpfennig mehr lächelnd hingenommen und geschwiegen habe!

Doch diese Reue kömmt zu spät; auch ist das Uebel, unter dessen Gefühl sie mich am meisten nagen könnte, überstanden; ich bin fertig. Ich bin fertig, fertig mit Verteidigen und Beantworten. Nicht zwar fertig mit Verteidigung meines ganzen Ungenannten, der ich weit entfernt bin mich zu unterziehen; nicht zwar fertig mit Beantwortung der ganzen Schrift meines Nachbars, die ich nicht einmal ganz lesen mögen, aber doch fertig mit Verteidigung dessen, was ich von den Fragmenten des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; aber doch fertig mit Beantwortung dessen, was in den Unterredungen meines Nachbars gegen das gerichtet ist, wovor ich mit dem Ungenannten für einen Mann zu stehen mir einfallen lassen.

Gott verhüte, daß ich mich mit diesem auf ein Mehrers einlassen sollte, was mir etwa, selbst bei der flüchtigen und nur mich betreffende Dinge suchenden Durchlesung, als kontraband aufgestoßen wäre! Er behalte z. E., was er von der gänzlichen Unwissenheit eines geistlichen Messias sagt, in welcher die Apostel bei Lebzeiten Christi schlechterdings gestanden, unangefochten! Er behalte unangefochten, was er von dem spöttischen Unglauben der versammelten Jünger sagt, als die von Emmaus zu ihnen eintreten!

Er kitzele sich an so skandalösen Albernheiten immerhin und freue sich, mit dem mutwillig ausgebrochenen und zerschlagnen Schlußsteine eines wichtigen Bogens unbedeutende Lücken zugemauert zu haben! Was geht es mich an? Ich will fertig sein und bin fertig.

Habe ich aber meine Muße, auch so schon, nicht zum besten angewandt, was thut das? Wer weiß, ob ich sie mit etwas andern nicht noch schlechter angewandt hätte? Mein Vorsatz war es wenigstens, sie gut anzuwenden. Meine Ueberzeugung war es wenigstens, daß ich sie so gut anwenden könne. Ich überlasse es der Zeit, was meine aufrichtig gesagte Meinung wirken soll und kann. — Vielleicht s o l l sie so viel nicht wirken, als sie wirken k ö n n t e. Vielleicht soll, nach Gesetzen einer höhern Haushaltung, das Feuer noch lange so fortdampfen, mit Rauch noch lange gesunde Augen beißen, ehe wir seines Lichts und seiner Wärme zugleich genießen können. — Ist das, so verzeihe du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wenn und wo sie sich ergießen soll, einem unnütz geschäftigen Knechte! Er wollte Schlamm dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwissend mit weggeworfen, so sind deine Goldkörner unverloren!

* *
*

Nach diesem unwillkürlichen Ausbruche meiner innigsten Empfindung darf ich ruhig auf den Schlamm zurücksehen, den ich hier zu Hause geführt habe.

Auf diesen Schlamm, auf diesen Schlamm, großer Gott! wenn auch einige Goldkörner darunter wären, versetzt trotzig und keck mein Nachbar das vollendete Gebäude seines Glaubens!

Denn hier muß ich meinen Leser an die obigen Standorte erinnern, auf welchen mein Ungenannter und ich und mein Nachbar halten. An meines Ungenannten zu voreiliges a u c h d a r u m, an mein bescheidenes o b s c h o n, an meines Nachbars dreistes d e n n.

Welch ein Mann, mein Nachbar! welch ein Christ! Die Widersprüche, aus welchen mein Ungenannter zu viel schloß, die Widersprüche, die ich der Wahrheit unbeschadet zugebe, diese Widersprüche — nein, nicht diese Widersprüche — die Antworten, die glücklichen Antworten, die sein Scharfsinn so sonder alle Mühe auf diese Widersprüche fand, — diese seine — wie man will — kunstlosen oder kunstreichen Antworten — was spott' ich? — Diese ekeln Mißgeburten seines eigenen Gehirnes — deren man freilich den langen Tag über nicht so viele ersäufen kann, als er die folgende Nacht wieder auszubrüten imstande ist: sind das, was seine Ueberzeugung an der Gewißheit der Auferstehung Christi v o l l e n d e t hat.*) Zwar zweifelte er nie an diesem großen Vorfalle; aber doch nach dem Angriffe meines Ungenannten, nachdem ihm dieser Gelegenheit gegeben, schärfer zuzusehen und mit Bewunderung zu

*) Unterredung, S. 1.

bemerken, wie auch in anscheinenden Kleinigkeiten die Evangelisten so genau sind: wie weit stärker und fester ist sein Glaube geworden!*) Und nun sage man mir noch mehr, daß die Einwürfe der Ungläubigen nichts Gutes stiften!

Gott! Gott! worauf können Menschen einen Glauben gründen, durch den sie ewig glücklich zu werden hoffen!

Nur noch ein Wort von mir selbst, und ich schließe. — Ich fühle es sehr wohl, daß mein Blut anders umfleußt itzt, da ich diese Duplik**) ende, als da ich sie anfing. Ich fing so ruhig an, so fest entschlossen, alles, was ich zu sagen habe, so kalt, so gleichgültig zu sagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle. Und ich ende so bewegt, kann es so wenig in Abrede sein, daß ich vieles so warm, so teilnehmend gesagt habe, als ich mich schämen würde, in einer Sache meines einzigen Halses zu sprechen. Besonders wollte ich durchaus nicht über das Edle oder Unedle, über das Moralische oder Unmoralische gewisser Hiebe und Stöße meines Kampfpaares urteilen, und habe es doch gethan. Ich wollte bloß die Gründe dieses Urteils meinen Leser beiläufig abnehmen lassen, und habe ihm das Urteil selbst oft wörtlich vorgesprochen. Was soll ich thun? Mich entschuldigen? Mit der albernen Miene eines unausgelernten Heuchlers um Vergebung bitten? Versprechen, daß ich ein andermal besser auf meiner Hut sein wolle?

Kann ich das? Ich versprechen? — Ja, ja! ich verspreche: — mir es nie wieder auch nur vorzunehmen, bei gewissen Dingen kalt und gleichgültig zu bleiben. Wenn der Mensch bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennet, nicht warm und teilnehmend werden darf: wenn und wo darf er es denn?

---

*) S. 76.

**) Duplik, nicht Replik. Denn die Evangelisten und mich halte ich für den angeklagten Teil. Die Anklage erhob mein Ungenannter mit der unbilligen Aeußerung, daß wegen einiger Widersprüche in Kleinigkeiten den Evangelisten aller Glaube abzusprechen sei. Hierauf ließ ich mich in meinen Gegensätzen ein und antwortete ohne Umschweif, was ich für die kürzeste und unfehlbarste Antwort hielt. Diese Antwort mißfiel meinem Nachbar, der sie vermutlich mehr für eine verdeckte hämische Bestätigung der Anklage als für eine Antwort hielt. Er wollte lieber eine alte verschrieene Ware das 999ste Mal wieder zu Markte bringen, als aus dem Magazine eine frische holen, die mehr Abgang fände. Aber dafür erkläre ich nun auch seine Antwort laut für eben das, wofür er meine stillschweigend erklärt hat: für Anklage der Evangelisten mehr, für nur anders gewandte, aber auf das Nämliche hinauslaufende Anklage, als für Antwort. Und das ist sie auch wirklich: indem es ihm damit nicht um die Glaubwürdigkeit jedes einzeln Evangelisten, sondern bloß um die Glaubwürdigkeit einer gewissen Harmonie eigner Schöpfung zu thun ist, die, wenn sie erwiesen wäre, die Evangelisten gerade noch verdächtiger machen würde, als sie der Ungenannte zu machen weder Fug noch Willen gehabt hat. Also Duplik!

Eine Parabel.

1778.

— quae facilem ori paret bolum.
Etymologista vetus.

Nebst einer kleinen Bitte und einem eventualen Absagungsschreiben

an den Herrn Pastor Goeze in Hamburg.

———1

Ehrwürdiger Mann!

Ich würde ehrwürdiger Freund sagen, wenn ich der Mensch wäre, der durch öffentliche Berufung auf seine Freundschaften ein günstiges Vorurteil für sich zu erschleichen gedächte. Ich bin aber vielmehr der, der durchaus auf keinen seiner Nächsten dadurch ein nachteiliges Licht möchte fallen lassen, daß er der Welt erzählet, er stehe oder habe mit ihm in einer von den genauern Verbindungen gestanden, welche die Welt Freundschaft zu nennen gewohnt ist. —

Denn berechtiget wäre ich es allerdings, einen Mann Freund zu nennen, der mir mit Verbindlichkeit zuvorgekommen ist; den ich auf einer Seite habe kennen lernen, von welcher ihn viele nicht kennen wollen; dem ich noch Verbindlichkeit habe, wenn es auch nur die wäre, daß seine Wächterstimme noch meines Namens schonen wollen.

Doch, wie gesagt, ich suche bloß durch meine Freunde eben so wenig zu gewinnen, als ich möchte, daß sie durch mich verlieren sollten.

Also nur: Ehrwürdiger Mann! Ich ersuche Sie, die Güte zu haben, nachstehende Kleinigkeit in einige Ueberlegung zu ziehen. Besonders aber dringe ich darauf, sich über die beigefügte Bitte nicht bloß als Polemiker, sondern als rechtschaffner Mann und Christ auf das baldigste zu erklären rc.

Die Parabel.

Ein weiser thätiger König eines großen großen Reiches hatte in seiner Hauptstadt einen Palast von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz besonderer Architektur.

Unermeßlich war der Umfang, weil er in selbem alle um sich versammelt hatte, die er als Gehilfen oder Werkzeuge seiner Regierung brauchte.

Sonderbar war die Architektur; denn sie stritt so ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber sie gefiel doch und entsprach doch.

Sie gefiel: vornehmlich durch die Bewunderung, welche Einfalt und Größe erregen, wenn sie Reichtum und Schmuck mehr zu verachten als zu entbehren scheinen.

Sie entsprach: durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Palast stand nach vielen, vielen Jahren noch in eben der Reinlichkeit und Vollständigkeit da, mit welcher die Baumeister die letzte Hand angelegt hatten: von außen ein wenig unverständlich, von innen überall Licht und Zusammenhang.

Was Kenner von Architektur sein wollte, ward besonders durch die Außenseiten beleidiget, welche mit wenig hin und her zerstreuten, großen und kleinen, runden und viereckten Fenstern unterbrochen waren, dafür aber desto mehr Thüren und Thore von mancherlei Form und Größe hatten.

Man begriff nicht, wie durch so wenige Fenster in so viele Gemächer genugsames Licht kommen könne. Denn daß die vornehmsten derselben ihr Licht von oben empfingen, wollte den wenigsten zu Sinne.

Man begriff nicht, wozu so viele und vielerlei Eingänge nötig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite ja wohl schicklicher wäre und eben die Dienste thun würde. Denn daß durch die mehrern kleinen Eingänge ein jeder, der in den Palast gerufen würde, auf dem kürzesten und unfehlbarsten Wege gerade dahin gelangen solle, wo man seiner bedürfe, wollte den wenigsten zu Sinne.

Und so entstand unter den vermeinten Kennern mancherlei Streit, den gemeiniglich diejenigen am hitzigsten führten, die von dem Innern des Palastes viel zu sehen die wenigste Gelegenheit gehabt hatten.

Auch war da etwas, wovon man bei dem ersten Anblicke geglaubt hätte, daß es den Streit notwendig sehr leicht und kurz machen müsse; was ihn aber gerade am meisten verwickelte, was ihm gerade zur hartnäckigsten Fortsetzung die reichste Nahrung verschaffte. Man glaubte nämlich verschiedne alte Grundrisse zu haben, die sich von den ersten Baumeistern des Palastes herschreiben sollten, und diese Grundrisse fanden sich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Charakteristik so gut als verloren war.

Ein jeder erklärte sich daher diese Worte und Zeichen nach eignem Gefallen. Ein jeder setzte sich daher aus diesen alten Grundrissen einen beliebigen neuen zusammen, für welchen neuen nicht selten dieser und jener sich so hinreißen ließ, daß er nicht allein selbst darauf schwor, sondern auch andere darauf zu schwören bald beredte, bald zwang.

Nur wenige sagten: „Was gehen uns eure Grundrisse an?

Dieser oder ein andrer, sie sind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gütigste Weisheit den ganzen Palast erfüllet und daß sich aus ihm nichts als Schönheit und Ordnung und Wohlstand auf das ganze Land verbreitet."

Sie kamen oft schlecht an, diese wenigen! Denn wenn sie lachenden Muts manchmal einen von den besondern Grundrissen ein wenig näher beleuchteten, so wurden sie von denen, welche auf diesen Grundriß geschworen hatten, für Mordbrenner des Palastes selbst ausgeschrien.

Aber sie kehrten sich daran nicht und wurden gerade dadurch am geschicktesten, denjenigen zugesellet zu werden, die innerhalb des Palastes arbeiteten und weder Zeit noch Lust hatten, sich in Streitigkeiten zu mengen, die für sie keine waren.

Einsmals, als der Streit über die Grundrisse nicht sowohl beigelegt als eingeschlummert war, — einsmals um Mitternacht erscholl plötzlich die Stimme der Wächter: „Feuer! Feuer in dem Palaste!"

Und was geschah? Da fuhr jeder von seinem Lager auf, und jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Palaste, sondern in seinem eignen Hause, lief nach dem Kostbarsten, was er zu haben glaubte — nach seinem Grundrisse. „Laßt uns den nur retten!" dachte jeder; „der Palast kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier stehet!"

Und so lief ein jeder mit seinem Grundrisse auf die Straße, wo, anstatt dem Palaste zu Hilfe zu eilen, einer dem andern es vorher in seinem Grundrisse zeigen wollte, wo der Palast vermutlich brenne. „Sieh, Nachbar! hier brennt er! Hier ist dem Feuer am besten beizukommen." — „Oder hier vielmehr, Nachbar, hier!" — „Wo denkt ihr beide hin? Er brennt hier!" — „Was hätt' es für Not, wenn er da brennte? Aber er brennt gewiß hier!" — „Lösch' ihn hier, wer da will. Ich lösch' ihn hier nicht." — „Und ich hier nicht!" — „Und ich hier nicht!" —

Ueber diese geschäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Palast, wenn er gebrannt hätte. — Aber die erschrocknen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten.

Die Bitte.

Ein andres ist ein Pastor, ein andres ein Bibliothekar. So verschieden klingen ihre Benennungen nicht, als verschieden ihre Pflichten und Obliegenheiten sind.

Ueberhaupt denke ich, der Pastor und Bibliothekar verhalten sich gegen einander wie der Schäfer und der Kräuterkenner.

Der Kräuterkenner durchirret Berg und Thal, durchspähet Wald und Wiese, um ein Kräutchen aufzufinden, dem Linneus noch keinen Namen gegeben hat. Wie herzlich freuet er sich, wenn er eines findet! Wie unbekümmert ist er, ob dieses neue Kräutchen

giftig ist oder nicht! Er denkt, wenn Gifte auch nicht nützlich sind — (und wer sagt es denn, daß sie nicht nützlich wären?) — so ist es doch nützlich, daß die Gifte bekannt sind.

Aber der Schäfer kennt nur die Kräuter seiner Flur; und schätzt und pflegt nur diejenigen Kräuter, die seinen Schafen die angenehmsten und zuträglichsten sind.

So auch wir, ehrwürdiger Mann! — Ich bin Aufseher von Bücherschätzen und möchte nicht gern der Hund sein, der das Heu bewacht: ob ich schon freilich auch nicht der Stallknecht sein mag, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Raufe trägt. Wenn ich nun unter den mir anvertrauten Schätzen etwas finde, von dem ich glaube, daß es nicht bekannt ist, so zeige ich es an. Vors erste in unsern Katalogen und dann nach und nach, so wie ich lerne, daß es diese oder jene Lücke füllen, dieses oder jenes berichtigen hilft, auch öffentlich und bin ganz gleichgültig dabei, ob es dieser für wichtig oder jener für unwichtig erkläret, ob es dem einen frommet oder dem andern schadet. Nützlich und verderblich sind eben so relative Begriffe als groß und klein.

Sie hingegen, ehrwürdiger Mann, würdigen alle litterarischen Schätze nur nach dem Einflusse, den Sie auf Ihre Gemeinde haben können, und wollen lieber zu besorglich als zu fahrlässig sein. Was geht es Sie an, ob etwas bekannt oder nicht bekannt ist? wenn es nur einen auch von den Kleinsten ärgern könnte, die Ihrer geistlichen Aufsicht anvertrauet sind.

Recht gut! Ich lobe Sie darum, ehrwürdiger Mann. Aber weil ich Sie lobe, daß Sie Ihre Pflicht thun, so schelten Sie mich nicht, daß ich die meinige thue — oder, welches einerlei ist, zu thun glaube.

Sie würden vor Ihrer Todesstunde zittern, wenn Sie an der Bekanntmachung der bewußten Fragmente den geringsten Anteil hätten. — Ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern, aber vor meiner Todesstunde werde ich nie zittern. Am allerwenigsten deswegen, daß ich gethan habe, was verständige Christen itzt wünschen, daß es die alten Bibliothekare zu Alexandria, zu Cäsarea, zu Konstantinopel mit den Schriften des Celsus, des Fronto, des Porphyrius, wenn sie es hätten thun können, möchten gethan haben. Um die Schriften des letztern, sagt ein Mann, der sich auf solche Dinge verstehet, gäbe itzt mancher Freund der Religion gern einen frommen Kirchenvater hin.

Und ich hoffe ja nicht, ehrwürdiger Mann, daß Sie sagen werden: „Jene alten Feinde der Religion hätten es allerdings verdient, daß ihre Schriften sorgfältiger wären aufbehalten worden. Aber wozu der Neuern ihre aufbewahren, die nach siebzehnhundert Jahren doch nichts Neues sagen könnten?"

Wer weiß das, ohne sie gehört zu haben? Wer von unsern Nachkommen glaubt das, ohne es zu sehen? Dazu bin ich der festen Meinung, daß Welt und Christentum noch so lange stehen werden,

daß in Betracht der Religion die Schriftsteller der ersten zweitausend Jahre nach Christi Geburt der Welt eben so wichtig sein werden, als uns itzt die Schriftsteller der ersten zweihundert Jahre sind.

Das Christentum geht seinen ewigen, allmählichen Schritt, und Verfinsterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Sekten des Christentums sind die Phases desselben, die sich nicht anders erhalten können als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonn' und Planet und Betrachter auf dem nämlichen Punkte verharren. Gott bewahre uns vor dieser schrecklichen Stockung!

Also, ehrwürdiger Mann, mißbilligen Sie es wenigstens weniger hart, daß ich ehrlich genug gewesen, eben so wohl sehr unchristliche Fragmente als eine sehr christliche Schrift des Berengarius von ihrem Untergange zu retten und an das Licht zu bringen.

Doch das ist die Bitte noch nicht, ehrwürdiger Mann, die ich Ihnen zu thun habe. Ich bitte von gewissen Leuten nichts, was ich nicht allenfalls auch Recht hätte, von ihnen zu fodern. Und mit dieser Bitte allerdings können Sie es halten, wie Sie wollen,

Sondern meine eigentliche Bitte ist derart, daß Sie die Gewährung derselben mir nicht wohl verweigern können. Sie haben mir Unrecht gethan; und einem ehrlichen Manne ist nichts angelegner, als Unrecht, welches er nicht thun wollen und doch gethan, wieder gut zu machen.

Es besteht aber dieses mir zugefügte Unrecht darin, daß Sie eine von mir geschriebene Stelle ganz wider ihren Zusammenhang zu kommentieren das Unglück gehabt. Ihr Kopf war eben wärmer als helle. Ich erkläre mich an einem Gleichnisse.

Wenn ein Fuhrmann, der, in einem grundlosen Wege mit seinem schwerbeladenen Wagen festgefahren, nach mancherlei vergeblichen Versuchen, sich loszuarbeiten, endlich sagt: „Wenn alle Stränge reißen, so muß ich abladen," wäre es billig, aus dieser seiner Rede zu schließen, daß er gern abladen wollen, daß er mit Fleiß die schwächsten, mürbesten Stränge vorgebunden, um mit guter Art abladen zu dürfen? Wäre der Befrachter nicht ungerecht, der aus diesem Grunde die Vergütung alles Schadens, selbst alles innern von außen unmerklichen Schadens, an welchem eben so wohl der Einpacker Schuld könnte gehabt haben, von dem Fuhrmanne verlangen wollte?

Dieser Fuhrmann bin ich, dieser Befrachter sind Sie, ehrwürdiger Mann. Ich habe gesagt: wenn man auch nicht imstande sein sollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen so geschäftig ist, so bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Christen unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den wesentlichen Wahrheiten derselben erlangt haben. Dieses zu unterstützen, schrieb ich die Stelle nieder, die eine so unmilde Ausdehnung von Ihnen erdulden müssen. Ich soll und muß gesagt haben, daß auf die Einwürfe gegen die

Bibel sich schlechterdings nichts antworten lasse, daß es nur umsonst sei, darauf antworten zu wollen. Ich soll und muß die letzte unfehlbare Zuflucht des Christen dem Theologen je eher je lieber zu nehmen angeraten haben, damit ein schwacher, aber großsprecherischer Feind desto eher das Feld behaupten könne.

Das ist nicht die wahre Vorstellung meiner Gedanken, ehrwürdiger Mann. Gleichwohl kann es bei Ihnen auch nicht Vorsatz gewesen sein, eine so falsche Vorstellung meiner Gedanken zu machen. Sie waren in Zuversicht auf Ihre gute Sache, die Sie auch von mir angegriffen zu sein vermeinten, zu hastig: Sie übereilten sich.

Ehrwürdiger Mann, die sich am leichtesten übereilen, sind nicht die schlechtesten Menschen. Denn sie sind größtenteils eben so fertig, ihre Uebereilung zu bekennen; und eingestandene Uebereilung ist oft lehrreicher als kalte überdachte Unfehlbarkeit.

Sonach erwarte ich denn auch von Ihnen, ehrwürdiger Mann, daß Sie in einem der nächsten Stücke Ihrer Freiwilligen Beiträge eine so gut als freiwillige Erklärung zu thun nicht ermangeln werden, des Inhalts: daß allerdings noch ein gewisser Gesichtspunkt übrig sei, in welchem meine von Ihnen angegriffene Stelle sehr unschuldig erscheine; daß Sie diesen Gesichtspunkt übersehen; daß Sie weiter keine Ursache haben, diesen übersehenen Gesichtspunkt, nachdem Sie von mir darauf geführet worden, nicht für den zu halten, auf welchen ich hier gearbeitet.

Nur eine solche Erklärung kann dem Verdachte Einhalt thun, den Sie, ehrwürdiger Mann, über meine Absichten verbreiten zu wollen scheinen. Nur nach einer solchen Erklärung darf ich auf das wieder begierig sein, was Ihnen ferner gegen mich zu erinnern gefallen möchte. Ohne eine solche Erklärung aber, ehrwürdiger Mann, muß ich Sie schreiben lassen — so wie ich Sie predigen lasse.

Das Absagungsschreiben.

Mein Herr Pastor,

Mit vorstehenden friedlichen Blättern glaubte ich von Ihnen abzukommen, und schon freute ich mich in Gedanken auf den Freiwilligen Beitrag, in welchem Ihre heilige Faust das christliche Panier wieder über mich schwenken würde.

Indes aber entweder mich die Presse oder ich die Presse nicht genugsam fördern konnte, erhalte ich das 61—63ste Stück besagter Beiträge — und bin wie vernichtet!

Das hat der nämliche Mann geschrieben? Wie soll die Nachwelt, auf welche die Freiwilligen Beiträge doch ganz gewiß kommen werden, einen so plötzlichen Sprung von Weiß auf Schwarz sich erklären? — „Goeze," wird die Nachwelt sagen, „Goeze

wäre der Mann gewesen, der in einem Atem gegen einen und eben denselben Schriftsteller sauersüße Komplimente zwischen den Zähnen murmeln und aus vollem Halse laute Verleumdungen ausstoßen können? Er hätte zugleich die Katze und den Eber gespielt? Die Katze, die um den heißen Brei gehet, und den Eber, der blind auf den Spieß rennet? Das ist unglaublich! In dem 55sten Stück ist sein Eifer noch so gemäßiget, noch so ganz anonymisch; er nennet weder Sack noch Esel, auf die sein Stecken zuschlägt; und auf einmal, im 61sten Stücke, ist Lessing namentlich hinten und vorne, muß Lessing namentlich geknippen werden, so oft er den Krampf in seine orthodoxen Finger bekömmt? Dort will er das Wasser kaum regen, und hier Plumps! Das ist unbegreiflich! Notwendig müssen also zwischen dem 55sten und 61sten Stücke dieser kostbaren Blätter, wie wir sie itzt haben, alle diejenigen verloren gegangen sein, die uns dieses Plumps! erklären würden."

So wird die Nachwelt sagen, Herr Pastor. Doch was kümmert uns die Nachwelt, Herr Pastor, die vielleicht auch so nicht sagen wird? Genug, Sie wissen selbst am besten, wie sehr sich die Nachwelt irren würde, und ich berühre diese Saite bloß, um es bei der itztlebenden Welt — versteht sich, der Welt, die wir beide füllen — zu entschuldigen, falls auch mein Ton, den ich mir künftig mit dem Hrn. Pastor Goeze erlauben dürfte, ihr von dem allzu viel abzuweichen scheinen sollte, den ich noch bisher anzugeben für schicklicher gehalten.

Denn, wahrlich, Herr Pastor, der zudringlichen Griffe, mit welchen Sie an mich setzen, werden allmählich zu viel! Erwarten Sie nicht, daß ich sie Ihnen alle vorrechne: es würde Sie kitzeln, wenn Sie sähen, daß ich alle gefühlt habe. Ich will Ihnen nur sagen, was daraus kommen wird.

Ich will schlechterdings von Ihnen nicht als der Mann verschrieen werden, der es mit der Lutherischen Kirche weniger gut meinet als Sie. Denn ich bin mir bewußt, daß ich es weit besser mit ihr meine als der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat oder dergleichen lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwatzen möchte.

Sie, Herr Pastor, Sie hätten den allergeringsten Funken Lutherischen Geistes? — Sie? der Sie auch nicht einmal Luthers Schulsystem zu übersehen imstande sind? — Sie? der Sie mit stillschweigendem Beifall von ungewaschenen, auch wohl treulosen Händen die Seite des Lutherschen Gebäudes, die ein wenig gesunken war, weit über den Wasserpaß hinausschrauben lassen? Sie? der Sie den ehrlichen Mann, der freilich ungebeten, aber doch aufrichtig den Männern bei der Schraube zuruft: „Schraubt dort nicht weiter, damit das Gebäude nicht hier stürze!" — der Sie diesen ehrlichen Mann mit Steinen verfolgen?

Und warum? — Weil dieser ehrliche Mann zugleich den schriftlich gegebenen Rat eines ungenannten Baumeisters, das Gebäude

lieber ganz abzutragen, — gebilliget? unterstützt? ausführen wollen? auszuführen angefangen? — nicht doch! — nur nicht unterschlagen zu dürfen geglaubt.

O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, Herr Pastor, wo der gute Mann, der dieses ausrief, nur noch dieses ausrufen konnte. — Erst soll uns hören, erst soll über uns urteilen, wer hören und urteilen kann und will!

O daß er es könnte, er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — Großer, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend, aber gleichgültig daherschlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset, wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christentum, wie du es itzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde! Wer — —

Aber ich vergesse mich und würde noch mehr Sie vergessen, Herr Pastor, wenn ich auf eine dergleichen Aeußerung Ihnen vertraulich zuspräche: „Herr Pastor, bis dahin, was weder Sie noch ich erleben werden, bis dahin, was aber gewiß kömmt, gewiß! gewiß! — wäre es nicht besser, unsers Gleichen schwiegen? unsers Gleichen verhielten sich nur ganz leidend? Was einer von uns zurückhalten will, möchte der andere übereilen, so daß der eine mehr die Absichten des andern beförderte als seine eignen. Wie wäre es, Herr Pastor, wenn wir den Strauß, den ich noch mit Ihnen auszufechten habe, den ersten und letzten sein ließen? Ich bin bereit, kein Wort weiter mit Ihnen zu verlieren, als was ich schon verloren habe."

Denn nein, das werden Sie nicht wollen. Goeze hat noch keinem seiner Gegner das letzte Wort gelassen, ob er sich gleich immer das erste genommen. Er wird, was ich zu meiner Verteidigung sagen müssen, als Angriff betrachten. Denn der Tummelplatz des seligen Ziegra muß ihm nicht vergebens nun ganz angestorben sein.

Ich beklage; denn sehen Sie, Herr Pastor, es wird mir unmöglich sein, nicht gegen Ihren Stachel zu lecken, und die Furchen, fürchte ich, die Sie auf dem Acker Gottes mich mit aller Gewalt wollen ziehen lassen, werden immer krümmer und krümmer werden.

Nicht zwar, daß ich Ihnen jede hämische Anspielung; jeden, wenn Gott will, giftigen Biß; jeden komischen Ausbruch Ihres tragischen Mitleids; jeden knirschenden Seufzer, der es beseufzet, nur ein Seufzer zu sein; jede pflichtschuldige Pastoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich von nun an Ihre Freiwilligen Beiträge spicken und würzen werden, aufmutzen oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht, daß ich von einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen sollte, als er hat. Auch haben dieserlei Pharmaka ihren Kredit längst verloren.

Sondern nur eines werde ich nicht aushalten können: Ihren Stolz nicht, der einem Jeden Vernunft und Gelehrsamkeit abspricht, welcher Vernunft und Gelehrsamkeit anders braucht als Sie. Besonders wird alle meine Galle rege werden, wenn Sie meinen Ungenannten, den Sie nur noch aus unzusammenhängenden Bruchstücken kennen, so schülerhaft und bubenmäßig zu behandeln fortfahren. Denn, Mann gegen Mann — nicht Sache gegen Sache — zu schätzen, so war dieser Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrsamkeit sieben Goeze nicht ein Siebenteil von ihm aufzuwägen vermögend sind. Das glauben Sie mir indes, Herr Pastor, auf mein Wort!

Und sonach meine ritterliche Absage nur kurz. Schreiben Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, so viel das Zeug halten will: ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge, was mich oder meinen Ungenannten angeht, Recht lasse, wo Sie nicht Recht haben: dann kann ich die Feder nicht mehr rühren.*)

---

*) „Diese Parabel hat mein Bruder unter dem Titel: ‚Der Palast im Feuer. Eine Parabel mit ihrer Erklärung‘, aufs neue herausgeben wollen und schon die Stellen, zu welchen Erklärungen kommen sollten, auf besondere Seiten geschrieben. Es ist davon aber weiter nichts da als ein Entwurf zur Vorrede, der so lautet: ‚Diese Parabel ist nicht das Schlechteste, was ich geschrieben. — — — Die albern Deutungen des Herrn Goeze nötigen mich, mein eigner Ausleger zu werden. — Goeze läßt sich träumen, daß ich damit auf die Händel zielen wollen, welchen die Fragmente erregen. — Und ich habe sie bestimmt, die ganze Geschichte der christlichen Religion darunter vorzustellen.‘“ — Anm. v. Karl G. Lessing (im Theolog. Nachlaß, S. 21).

Axiomata,

wenn es deren in dergleichen Dingen gibt.

1778.

— — — — acumine pollentibus notionem praedicati in notione subjecti indivulso nexu cum ea cohaerentem pervidendi.
Wolfii Ph. r.

Wider den Herrn Pastor Goeze in Hamburg.

——2

Der Bogen, oder wie viel es geben wird, den ich zu schreiben mich niedersetze, dürfte mir deswegen sehr sauer werden, weil ich kaum weiß, *für* wen ich ihn schreibe. Ich weiß nur, *wider* wen, und habe so wenig Hoffnung, daß er auch *für* den werden könne, *wider* den er gerichtet ist, daß ich diese Hoffnung kaum in einen Wunsch zu verwandeln wage.

Ueber eine Stelle nämlich, von der ich mir bewußt bin, daß ich sie mit Ueberlegung und in guter Meinung geschrieben habe, hat der Hr. Pastor *Goeze* in Hamburg Erinnerungen gemacht und in zweierlei Zeitungen abdrucken lassen, die mich lieber als Gegner der christlichen Religion brandmarkten.

Ich mag die Stelle, so wie ich sie geschrieben habe, hier nicht wiederholen. Und das um so viel weniger, da ich den einzeln Sätzen derselben, die ich wie *lauter Axiome dahin gepflanzt haben soll*, eine etwas andre Ordnung geben will. Vielleicht, daß durch diese kleine Veränderung allein mein Gegner mich besser verstehen lernt; besonders, wenn er findet, daß seine eignen Einwendungen mir behilflich gewesen, mich besser zu erklären. Vielleicht, daß durch diese kleine Veränderung allein meine Sätze vollends werden, was sie noch nicht waren. Denn wer weiß nicht, daß Axiomata Sätze sind, deren Worte man nur gehörig verstehen darf, um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln?

Gleich anfangs stutzt der Hr. Pastor gewaltig, daß mir weder die bisherigen Bestreitungen, noch die bisherigen Verteidigungen der christlichen Religion so ganz gefallen. Er stutzt; aber wenn ich

ihn nur bewegen kann, das Ding, welches ihn so scheu macht, erst recht anzusehen, so soll er es beruhiget wohl hoffentlich vorbeigehen.

Wenn ich heucheln wollte, dürfte ich mich nur so erklären, daß alle Schuld meiner unbefriedigten Erwartung auf die Bestreitungen der Religion fiele. Daß diese ohne Ausnahme ganz schief und verfehlt sind, wird mir der Hr. Pastor gern zugeben. Wenn ich nun sagte: „Wie der Angriff, so die Verteidigung. Was kann der Gottesgelehrte dafür, daß man seine gute Sache auf keiner andern Seite, mit keinen bessern Waffen angreifen wollen? Wenn man die Festungen von oben herab belagern wird, so wird man auch darauf denken, sie von oben herein zu beschirmen."

Doch ich verachte alle Ausflüchte, verachte alles, was einer Ausflucht nur ähnlich sieht. Ich habe es gesagt und sage es nochmals: auch an und für sich selbst sind die bisherigen Verteidigungen der christlichen Religion bei weitem nicht mit allen den Kenntnissen, mit aller der Wahrheitsliebe, mit allem dem Ernste geschrieben, den die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfodern!

Und allerdings ist diese meine allgemeine Aeußerung aus Induktion entstanden, und zwar aus einer so vollständigen, so genau erwogenen Induktion, als ich in meiner Verfassung zu machen nur imstande gewesen.

Nun, so führe man diese Induktion erst vor unsern Augen! ruft mein Gegner in einem schon triumphierenden Tone mir zu.

Lieber Herr Pastor, ich wünschte sehr, diese Zumutung wäre nicht gedruckt an mich ergangen. Es ist eine wahre Kanzelzumutung, und Sie wissen wohl, wie man einer dergleichen Zumutung begegnet. Ebenfalls durch eine Zumutung.

Wenn ich sage, alles Quecksilber verraucht über dem Feuer, muß ich demjenigen zu gefallen, dem die Allgemeinheit meiner Behauptung nicht ansteht, alles Quecksilber aus der ganzen Natur zusammenbringen und es vor seinen Augen verrauchen lassen? Ich dächte, bis ich das imstande bin, spräche ich bloß zu ihm: „Guter Freund, alles Quecksilber, das ich noch über Feuer brachte, das verrauchte wirklich. Kennst du welches, das nicht verraucht, so bring es, damit ich es auch kennen lerne, und du sollst Dank haben."

Alle die unzähligen großen und kleinen Schriften, die auch nur seit diesem Jahrhunderte für die Wahrheit der christlichen Religion geschrieben worden, auf die Kapelle zu bringen: welch ein Zumuten! War es dem Hrn. Pastor doch Ernst damit, wollte er nicht bloß mich damit verhöhnen, nicht bloß sich an meiner Verlegenheit weiden, entweder zu widerrufen, oder mich einer Arbeit ohne Ende zu unterziehen: nun gut, so beweise er es durch eine Kleinigkeit. Sie soll ihm nur ein Wort kosten, diese Kleinigkeit.

Nämlich: er nenne mir nur diejenige Schrift, mit welcher ich meinen Versuch des Verrauchens zuerst machen soll. Er nenne mir sie nur, und ich bin bereit. Ist es eine, die ich schon kenne, so

darf mir nicht bange sein. Ist es eine, die ich nicht kenne, und mein Versuch schlägt fehl, desto besser. Ich nehme für eine große Belehrung eine kleine Beschämung gern vorlieb.

Nur eines muß ich mir dabei ausbedingen. Er muß nicht thun, als ob der, welcher gewisse Beweise einer Sache bezweifelt, die Sache selbst bezweifle. Der geringste Fingerzeig, dahin ausgestreckt, ist Meuchelmord. Was kann ich dafür, daß man neuerer Zeit Nebenbeweise zu einer Gewißheit und Evidenz erheben wollen, die sie schlechterdings nicht haben können? Was kann ich dafür, daß man die ganze Sache nicht in den bescheidenen Schranken lassen wollen, innerhalb welchen sie alle ältere Theologen gesichert genug hielten? Oder ist dem Hrn. Pastor die Geschichte der Dogmatik so wenig bekannt, daß er von diesen Veränderungen nichts weiß? Wie kömmt er, und er insbesondere dazu, sich gegen einen Mann zu erklären, der nur mit diesen Veränderungen unzufrieden ist? Er ist ja sonst kein Freund von theologischen Neuerungen. Warum will er nur diese gegen mich in Schutz nehmen? Weil ich mich nicht überall nach der theologischen Schulsprache ausgedruckt habe, die ihm geläufig ist? Ich bin Liebhaber der Theologie und nicht Theolog. Ich habe auf kein gewisses System schwören müssen. Mich verbindet nichts, eine andre Sprache als die meinige zu reden. Ich bedaure alle ehrliche Männer, die nicht so glücklich sind, dieses von sich sagen zu können. Aber diese ehrlichen Männer müssen nur andern ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit welchem sie an die Krippe gebunden sind. Sonst hört mein Bedauern auf, und ich kann nichts, als sie verachten.

So viel von dem Grausale, der dem Hrn. Pastor gleich am Eingange des Weges aufstieß. Nun von der Stelle selbst, die ich, wie gesagt, nicht ganz in der nämlichen Ordnung, aber doch in allen ihren Worten, in ihrem ganzen Sinne gegen die Mißdeutungen des Hrn. Pastors zu retten mich gezwungen sehe. Die logische Ordnung unsrer Gedanken ist nicht immer die, in welcher wir sie andern mitteilen. Aber sie ist die, welche vor allen Dingen der Gegner aufsuchen muß, wenn sein Angriff nach der Billigkeit sein soll. Und so hätte der Hr. Pastor mit dem 3ten meiner Sätze anfangen müssen, wie folget.

I. (3)

Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehöret.

Dieses geschrieben zu haben, darf mich nicht reuen. Aber darauf geantwortet haben, wie der Hr. Pastor Goeze darauf antwortet, möchte ich um alles in der Welt nicht.

„In diesem Satze," antwortet er, „liegen zwei Sätze. Einmal: die Bibel enthält das, was zur Religion gehört. Zweitens: die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehört. In dem ersten Satze

räumt der Hr. H. das ein, was er in dem vorhergehenden geleugnet hat. Enthält die Bibel das, was zur Religion gehört, so enthält sie die Religion objektive selbst."

Ich erschrecke! Ich soll geleugnet haben, daß die Bibel die Religion enthalte? Ich? Wo das? Gleich in dem Vorhergehenden? Doch wohl nicht damit, daß ich gesagt habe: die Bibel ist nicht die Religion? Damit?

Lieber Herr Pastor, wenn Sie mit allen Ihren Gegnern so zu Werke gegangen sind! Ist denn Sein und Enthalten einerlei? Sind es denn ganz identische Sätze: die Bibel enthält die Religion, und die Bibel ist die Religion? Man wird mir doch nimmermehr in Hamburg den ganzen Unterschied zwischen Brutto und Netto wollen streitig machen? Da, wo so viele Waren ihre bestimmte Tara haben, wollte man mir auf die h. Schrift, auf eine so kostbare Ware nicht auch eine kleine Tara gut thun? — Nun, nun, der Hr. Pastor ist auch wirklich so unkaufmännisch nicht. Denn er fährt fort:

„Der zweite Satz kann zugegeben werden, wenn man einen Unterschied macht zwischen dem, was wesentlich zur Religion gehört, und zwischen dem, was zur Erläuterung und Bestätigung der Hauptsätze, welche eigentlich das Wesen der Religion ausmachen, gehöret."

Gut! also handeln wir doch schon um das Brutto. Und wie, wenn auch ganz unnötige Emballage darunter wäre? — Wie, wenn auch nicht weniges in der Bibel vorkäme, das schlechterdings weder zur Erläuterung noch zur Bestätigung, auch des allergeringsten Satzes der Religion, diene? Was andere, auch gute Lutherische Theologen von ganzen Schriften der Bibel behauptet haben, darf ich doch wohl von einzeln Nachrichten in dieser und jener Schrift behaupten? Wenigstens muß man ein Rabbi oder ein Homilet sein, um nur eine Möglichkeit oder ein Wortspiel auszugrübeln, wodurch die Hajiemim des Ana, die Krethi und Plethi des David, der Mantel, den Paulus zu Troas vergaß, und hundert andere solche Dinge in einige Beziehung auf die Religion können gebracht werden.

Also der Satz: die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehöret, ist ohne Einschränkung wahr. Auch kann er durch seinen gehörigen Gebrauch der Religion unendlich vorteilhafter, als durch seinen Mißbrauch ihr schädlich werden. Mißbrauch ist von allen Dingen zu besorgen, und ich hätte nichts dagegen, daß man sich im voraus darwider decket. Nur hätte das auf eine passendere Art geschehen müssen, als es in folgendem Zusatze des Hrn. Pastors geschehen ist.

„Soll aber dieser Satz der Bibel zum Nachteil gereichen, so ist er völlig unkräftig, eben so unkräftig, als wenn ich sagen wollte: Wolffs System der Mathematik enthält Scholia, und diese verringern den Wert desselben."

Wie gesagt, bei mir soll dieser Satz der Bibel zu keinem Nachteile gereichen. Er soll sie vielmehr mit eins unzähligen Einwürfen und Spöttereien entziehen und in die aufgegebnen Rechte alter Urkunden wieder einsetzen, denen man Ehrerbietung und Schonung schuldig ist.

Mit Ihrem Exempel hiernächst, Herr Pastor, bin ich mehr zufrieden, als Sie glauben. Freilich verringern die Scholia in Wolffs Elementen der Mathematik nicht den Wert derselben. Aber sie machen doch, daß nun nicht alles darin demonstriert ist. Oder glauben Sie, daß die Scholia eben so gewiß sein müssen, als die Theoremata? Nicht zwar, als ob nicht auch Scholien demonstriert werden können, sondern sie brauchen es hier nur nicht. Es hieße die Demonstration verschwenden, wenn man alle die Kleinigkeiten damit versehen wollte, die man in ein Scholion bringen und auch nicht bringen kann. — Eine ähnliche Verschwendung der Inspiration ist von eben so wenig Nutzen, aber von unendlich mehr Aergernis.

II. (4)

Es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehrern gleich unfehlbar sei.

Nicht? Sondern was denn? Unwidersprechliche Wahrheit. Unwidersprechlich? dem so oft widersprochen worden! dem noch itzt so viele widersprechen! So viele, die auch Christen sein wollen und Christen sind. Freilich nicht Wittenbergisch-Lutherische Christen, freilich nicht Christen von Calovs Gnaden, aber doch Christen und selbst Lutherische Christen von Gottes Gnaden.

Wenn indes Calov und Goeze doch Recht hätten! Letzterer führt wenigstens ein so treffliches Dilemma an. „Entweder,“ sagt er, „dieses Mehrere ist von Gott eingegeben, wenigstens gebilliget, oder nicht. Ist das erste, so ist es eben so unfehlbar wie das Wesentliche. Nimmt man aber das letzte an, so verliert das erste auch seine Zuverlässigkeit.“

Wenn dieses Dilemma richtig ist, so muß es auch gelten, wenn ich anstatt des Mehrern irgend ein ander Subjekt setze, von welchem das nämliche doppelte Prädikat zu gelten scheinet. Z. E.: „Das Moralisch-Böse ist entweder durch Gott geworden, wenigstens von ihm gebilliget, oder nicht. Ist das erste, so ist es eben so göttlich und also eben so gut, als das Gute. Nimmt man aber das letzte an, so können wir auch nicht wissen, ob Gott das Gute erschaffen und gebilliget habe. Denn Böses ist nie ohne Gutes, und Gutes nie ohne Böses.“

Was denkt mein Leser? Wollen wir beide Dilemmata behalten, oder beide verwerfen? Ich bin zu dem letzten entschlossen. Denn wie, wenn sich Gott bei seiner Inspiration gegen die menschlichen Zusätze, die selbst durch die Inspiration möglich wurden, eben so verhalten hätte wie bei seiner Schöpfung gegen das Moralisch-

Böse? Wie, wenn er, nachdem das eine und das andere Wunder einmal geschehen war, das, was diese Wunder hervorgebracht hatten, seinem natürlichen Laufe überlassen hätte? Was schadet es, daß in diesem Falle die Grenzen zwischen menschlichen Zusätzen und geoffenbarten Wahrheiten so genau nicht mehr zu bestimmen wären? Ist doch die Grenzscheidung zwischen dem Moralisch-Bösen und dem Moralisch-Guten eben so unbestimmbar. Haben wir aber darum gar kein Gefühl vom Guten und Bösen? Würden sich deswegen gar keine geoffenbarte Wahrheiten von menschlichen Zusätzen unterscheiden? Hat denn eine geoffenbarte Wahrheit gar keine innere Merkmale? Hat ihr unmittelbar göttlicher Ursprung an ihr und in ihr keine Spur zurückgelassen als die historische Wahrheit, die sie mit so vielen Fratzen gemein hat?

Also gegen den Schluß des Hrn. Pastors hätt' ich das und sonst noch manches einzuwenden. Aber er will auch nicht sowohl durch Schlüsse beweisen als durch Gleichnisse und Schriftstellen.

Und diese letztern, die Schriftstellen, werden doch wohl unwidersprechlich sein? Wenn sie das doch wären! Wie gern wollte ich den ewigen Zirkel vergessen, nach welchem die Unfehlbarkeit eines Buches aus einer Stelle des nämlichen Buches, und die Unfehlbarkeit der Stelle aus der Unfehlbarkeit des Buches bewiesen wird! Aber auch die sind so wenig unwidersprechlich, daß ich denken muß, der Hr. Pastor hat nur gerade die allerzweifelhaftesten für mich aufgesucht, um die triftigern auf eine bessere Gelegenheit zu versparen.

Wenn Christus von der Schrift sagt, sie zeuge von ihm, hat er damit sagen wollen, daß sie nur von ihm zeuge? Wie liegt in diesen Worten die Homogenität aller biblischen Bücher, sowohl in Ansehung ihres Inhalts als ihrer Eingebung? Könnte die Schrift nicht eben so wohl von Christo zeugen, wenn auch nur das eingegeben wäre, was sich darin als ausdrückliche Worte Gottes oder der Propheten auszeichnet?

Und die πασα γραφη des Paulus! — Ich brauche den Hrn. Pastor nicht zu erinnern, wem er erst über die wahre Erklärung dieser Stelle genug thun muß, ehe er fortfährt, sich ihrer so geradehin zu bedienen. Eine andere Konstruktion gibt den Worten des Paulus einen so andern Sinn, und diese Konstruktion ist eben so grammatisch, mit dem Zusammenhange eben so übereinstimmend, hat eben so viele alte und neue Gottesgelehrten für sich als die in den gemeinsten Lutherschen Dogmatiken gebilligte Konstruktion, daß ich gar nicht einsehe, warum es schlechterdings bei dieser bleiben soll. Luther selbst hat in seiner Uebersetzung nicht sowohl diese als jene befolgt. Er hat kein και gelesen, und schlimm genug, wenn durch diese Variante, so wie man dieses και mitnimmt oder wegläßt, die Hauptstelle von dem principio cognoscendi der ganzen Theologie so äußerst schwankend wird!

Endlich das feste prophetische Wort! — Woher der Beweis, daß unter dem prophetischen Worte auch alle historischen

Worte verstanden werden? Woher? Die historischen Worte sind das Vehiculum des prophetischen Wortes. Ein Vehiculum aber soll und darf die Kraft und Natur der Arzenei nicht haben. Was hat der Hr. Pastor an dieser Vorstellung auszusetzen? Daß es nicht seine, nicht seine Wittenbergische Vorstellung ist, das weiß ich. Wenn aber nur das Deutschland durch zwei Zeitungen erfahren sollen, warum hat er sich und mir die Sache nicht noch leichter gemacht? Warum hat er nicht kurz und gut in Bausch und Bogen erklärt, daß meine ganze Stelle den Kompendien der Wittenbergischen Orthodoxie platterdings widerspreche? Zugegeben, und herzlich gern! hätte ich sodann eben so kurz antworten können.

III. (1)

Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion.

Wenn es wahr ist, daß die Bibel mehr enthält, als zur Religion gehöret, wer kann mir wehren, daß ich sie, in sofern sie beides enthält, in sofern sie ein bloßes Buch ist, den Buchstaben nenne und dem bessern Teile derselben, der Religion ist oder sich auf Religion beziehet, den Namen des Geistes beilege?

Zu dieser Benennung ist derjenige sogar berechtiget, der das innere Zeugnis des h. Geistes annimmt. Denn da dieses Zeugnis sich doch nur bei denjenigen Büchern und Stellen der Schrift mehr oder weniger äußern kann, welche auf unsere geistliche Besserung mehr oder weniger abzwecken: was ist billiger, als nur solcherlei Bücher und Stellen der Bibel den Geist der Bibel zu nennen? Ich denke sogar, es streife ein wenig an Gotteslästerung, wenn man behaupten wollte, daß die Kraft des h. Geistes sich eben so wohl an dem Geschlechtsregister der Nachkommen des Esau beim Moses als an der Bergpredigt Jesu beim Matthäus wirksam erzeigen könne.

Im Grunde ist dieser Unterschied zwischen dem Buchstaben und dem Geiste der Bibel der nämliche, welchen andere, auch gute Lutherische Theologen schon längst zwischen der heiligen Schrift und dem Worte Gottes gemacht haben. Warum hat Hr. Pastor Goeze nicht erst mit diesen angebunden, ehe er einem armen Laien ein Verbrechen daraus macht, in ihre Fußtapfen zu treten?

IV. (2)

Folglich sind die Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion.

Ganz gewiß hat eine Folge die Natur des Grundsatzes, aus welchem sie hergeleitet wird. Jener ist teils zugegeben, teils erwiesen. Sind Einwürfe gegen zufällige Erläuterungen der Hauptsätze der christlichen Religion keine Einwürfe gegen die Hauptsätze

selbst, so können noch weniger Einwürfe gegen biblische Dinge, die auch nicht einmal zufällige Erläuterungen der Religion sind, Einwürfe gegen die Religion sein.

Ich brauche also hier nur noch auf die Instanz des Hrn. Pastors zu antworten. Freilich, wenn eine Landesverfassung gerade nicht weniger und nicht mehr enthält als die Landesordnung, so hat derjenige Unterthan, der mutwillige Einwürfe gegen die Landesverfassung macht, auch die Landesordnung mutwillig angegriffen. Aber wozu wären denn sodann ganz verschiedne Benennungen? Warum hieße nicht das eine sowohl als das andere Landesordnung oder Landesverfassung? Daß das eine anders heißt als das andere, ist ja ein offenbarer Beweis, daß das eine auch etwas anders ist als das andere. Denn vollkommene Synonyma gibt es nicht. Ist aber das eine etwas anders als das andere, so ist es ja nicht wahr, daß das eine bestreiten, notwendig auch das andere bestreiten heißen muß. Denn der Umstand, welcher die zweifache Benennung veranlaßt hat, sei noch so klein, so kann der Einwurf auch doch nur diesen kleinen Umstand betreffen, und das, was der Hr. Pastor so spöttisch Antithese nennt, ist völlige Rechtfertigung. Ich will mich an einem Exempel erklären, das ihm ganz nahe ist. Die Sammlung Hamburgischer Gesetze des Hrn. Syndikus Klefeker (wenn sie fertig geworden, was ich itzt nicht weiß) enthält doch wohl die vollständigste und zuverlässigste Verfassung der Stadt Hamburg? könnte doch wohl auch diesen Titel führen? Wenn sie ihn nun führte, könnte ich keinen Einwurf gegen dieses Werk machen, ohne mich der Autorität der Hamburgischen Gesetze selbst entgegenzustellen? Könnte mein Einwurf nicht die historischen Einleitungen betreffen, die Hr. Klefeker einer jeden Klasse von Gesetzen vorausgeschickt hat? Oder haben diese historischen Einleitungen dadurch die Kraft der Gesetze erhalten, weil sie mit den Gesetzen in einem Bande abgedruckt worden? Woher weiß der Hr. Pastor, daß die historischen Bücher der Bibel nicht ohngefähr solche Einleitungen sein sollen? welche Bücher Gott eben so wenig einzugeben oder auch nur zu genehmigen brauchte, als Bürgerschaft und Rat nötig hatten, diese Einleitungen in ihren besondern Schutz zu nehmen. Genug, daß Klefekern alle Archive der Stadt offen stunden! Hat er sie nicht sorgfältig genug gebraucht, so brauche sie ein andrer besser, und damit gut. Vielmehr wäre es ein ärgerlicher Mißbrauch, eine unnütze Verschleuderung der gesetzgebenden Macht, wenn man ihr Ansehen an zwei so verschiedene Dinge so ganz gleich hätte verteilen wollen: an die Gesetze und an die Geschichte der Gesetze.

V. (5)

Auch war die Religion, ehe eine Bibel war.

Hierwider sagt der Hr. Pastor: „Aber doch nicht, ehe eine Offenbarung war." — Was er damit will, ist mir ganz unbegreif-

lich. Freilich kann eine geoffenbarte Religion nicht eher sein, als sie geoffenbaret worden. Aber sie kann doch eher sein, als sie niedergeschrieben worden. Davon ist ja nur die Rede. Ich will ja nur sagen: die Religion war, ehe das Geringste von ihr schriftlich verfaßt wurde. Sie war, ehe es noch ein einziges Buch von der Bibel gab, die itzt sie selbst sein soll. Was soll nun die windschiefe Frage, die mich in meinen eignen Gedanken irre machen könnte? — Mehr weiß ich hierauf nicht zu erwidern.

VI. (6)

Das Christentum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb, und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zustande kam.

„Alles dieses," sagt der Hr. Pastor, „kann ich dem Herausgeber einräumen." — Kann? warum denn nur kann? — Muß mir der Hr. Pastor einräumen.

Muß er mir das aber einräumen, so räumt er mir ja auch zugleich ein, daß das mündlich geoffenbarte Christentum weit früher gewesen als das aufgeschriebne; daß es sich erhalten und ausbreiten können, ohne aufgeschrieben zu sein. Mehr will ich ja nicht, und ich weiß wiederum gar nicht, warum er mir auch hier die Frage entgegensetzt: „War denn das Christentum schon, ehe Christus und die Apostel geprediget hatten?"

Diese Frage soll diesen Satz zu seiner Absicht unbrauchbar machen; welche Absicht der folgende Satz enthält. Da wollen wir sehen.

Hier möchte ich vorläufig nur auch gern eine Frage oder zwei thun, bloß um mich zu belehren, bloß den ganzen Sinn des Hrn. Pastors zu fassen. — „Wenn, so lange Christus und die Apostel predigten, so lange die außerordentlichen Gaben des h. Geistes in den Gemeinen wirksam waren, die Fortpflanzung der christlichen Religion durch mündlichen Unterricht besser zu erhalten war als durch Schriften," fing der Gebrauch der Schriften erst an, als jene außerordentlichen Gaben aufhörten, oder fing er früher an? Fing er früher an, und ist es unleugbar, daß diese Gaben nicht zugleich mit den Aposteln aufhörten, sondern noch Jahrhunderte fortdauerten: entlehnten in diesem Zeitraume die Gaben den Beweis von den Schriften, oder die Schriften von den Gaben? Jenes hat keinen Verstand; und war dieses: sind wir nicht sehr übel daran, daß die nämlichen Schriften, welche die ersten Christen auf den Beweis der Gaben glaubten, wir ohne diesen Beweis glauben müssen? Fing hingegen der Gebrauch der Schriften nicht eher an, als die Wundergaben aufhörten, woher nehmen wir den Beweis, daß die Schriften in die Stelle der Wundergaben nicht sowohl getreten, als treten sollen?

Und doch erhellet aus der Geschichte, daß dieses allerdings der

Fall ist. Allerdings ist zu erweisen, daß, so lange die Wundergaben und besonders die unmittelbare Erleuchtung der Bischöfe statthatten, man aus dem geschriebenen Worte weit weniger machte. Es war ein Verbrechen sogar, dem Bischofe nicht anders als auf das geschriebene Wort glauben zu wollen. Und das nicht ohne Grund. Denn die ἐμφυτος δωρεα της διδαχης, die in den Bischöfen war, war eben dieselbe, welche in den Aposteln gewesen war; und wenn Bischöfe das geschriebene Wort anführten, so führten sie es freilich zur Bestätigung ihrer Meinung, aber nicht als die Quelle ihrer Meinung an.

Dieses bringt mich nahe zu der Absicht wieder zurück, in welcher ich den Satz, bei welchem wir halten, und den nächstvorgehenden vorausgeschickt habe. Zu der Folge nämlich:

VII. (7)

Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhangen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der christlichen Religion auf ihnen beruhen.

D. i. wenn es wahr ist, daß die Religion des A. und N. Testaments eine geraume Zeit schon geoffenbaret war, ehe das Geringste von ihr schriftlich verfaßt wurde, und eine noch geraumere Zeit bestand, ehe alle die Bücher fertig wurden, die wir itzt zum Kanon des A. und N. Testaments rechnen, so muß sie ja wohl ohne diese Bücher sich denken lassen. Ohne diese Bücher, sage ich. Ich sage nicht: ohne den Inhalt dieser Bücher. Wer mich dieses statt jenem sagen läßt, läßt mich Unsinn sagen, um das große, heilige Verdienst zu haben, Unsinn zu widerlegen. Nochmals und nochmals: ohne diese Bücher. Auch hat, so viel ich weiß, noch kein Orthodox behauptet, daß die Religion in einem dieser Bücher zuerst, durch eines dieser Bücher ursprünglich geoffenbaret worden und, so wie die übrigen dazu gekommen, allmählich mit angewachsen sei. Vielmehr gestehen es gelehrte und denkende Theologen einmütig, daß in diesen Büchern bloß gelegentlich, bald mehr bald weniger, davon aufbehalten worden. — Dieses Mehrere oder Wenigere wäre schon wahr gewesen, ehe es gelegentlich schriftlich aufbehalten wurde; und sollte itzt für uns nur wahr sein, weil es schriftlich aufbehalten worden? —

Hier sucht sich zwar der Hr. Pastor mit einer Unterscheidung zu helfen: ein andres, will er, sei die Wahrheit der Religion, und ein andres unsre Ueberzeugung von dieser Wahrheit. „Die Wahrheit der christlichen Religion," sagt er, „beruhet allerdings auf sich selbst; sie bestehet auf ihrer Uebereinstimmung mit den Eigenschaften und Willen Gottes und auf der historischen Gewißheit der Factorum, auf welche ihre Lehrsätze sich zum Teil gründen. Allein unsere Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion beruhet doch lediglich und allein auf diesen Schriften." Aber, wenn ich

diese Worte recht verstehe, so sagt der Hr. Pastor entweder etwas sehr Unphilosophisches, oder er schlägt sich selbst und ist völlig meiner Meinung. Vielleicht auch, daß er sich so unphilosophisch ausdrücken mußte, um nicht gar zu deutlich meiner Meinung zu scheinen. Denn man überlege doch nur! Wenn die Wahrheit der christlichen Religion teils — (dieses teils hat er freilich nicht buchstäblich hingeschrieben, aber sein Sinn erfodert es doch notwendig —), wenn sie, sage ich, teils auf sich selbst, d. i. auf ihrer Uebereinstimmung mit den Eigenschaften und dem Willen Gottes, teils auf der historischen Gewißheit der Factorum beruhet, auf die sich einige ihrer Lehrsätze gründen: entspringt nicht aus diesem doppelten Grunde auch eine doppelte Ueberzeugung? Hat nicht jeder einzelne Grund seine Ueberzeugung für sich? Was braucht einer von beiden die Ueberzeugung des andern zu entlehnen? Ist es nicht fauler Leichtsinn, dem einen die Ueberzeugung des andern zu gute kommen zu lassen? Ist es nicht leichtsinnige Faulheit, die Ueberzeugung des einen auf beide erstrecken zu wollen? Warum soll ich Dinge, die ich deswegen für wahr halten muß, weil sie mit den Eigenschaften und dem Willen Gottes übereinstimmen, nur deswegen glauben, weil andre Dinge, die irgend einmal in Zeit und Raum mit ihnen verbunden gewesen, historisch erwiesen sind?

Es sei immerhin wahr, daß die biblischen Bücher alle die Fakta erweisen, worauf sich die christlichen Lehrsätze zum Teil gründen; Fakta erweisen, das können Bücher, und warum sollten es diese nicht können? Genug, daß die christlichen Lehrsätze sich nicht alle auf Fakta gründen. Die übrigen gründen sich, wie zugegeben, auf ihre innere Wahrheit, und wie kann die innere Wahrheit irgend eines Satzes von dem Ansehen des Buches abhangen, in dem sie vorgetragen worden? Das ist offenbarer Widerspruch.

Noch kann ich mich über eine Frage nicht genug wundern, die der Hr. Pastor mit einer Zuversicht thut, als ob nur eine Antwort darauf möglich wäre. „Würde,“ fragt er, „wenn die neutestamentlichen Bücher nicht geschrieben und bis auf uns gekommen wären, wohl eine Spur von dem, was Christus gethan und gelehret hat, in der Welt übrig geblieben sein?“ — Gott behüte mich, jemals so klein von Christi Lehren zu denken, daß ich diese Frage so geradezu mit Nein zu beantworten wagte! Nein, dieses Nein spräche ich nicht nach, und wenn mir es ein Engel vom Himmel vorsagte! Geschweige, da mir es nur ein Lutherscher Pastor in den Mund legen will. — Alles, was in der Welt geschieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann, und nur deine Lehren, göttlicher Menschenfreund, die du nicht aufzuschreiben, die du zu predigen befahlest, wenn sie auch nur wären geprediget worden, sollten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus sich ihr Ursprung erkennen ließe? Deine Worte sollten erst, in tote Buchstaben verwandelt, Worte des Lebens geworden sein? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menschen zu erleuchten

und zu bessern? Ist mündliche Ueberlieferung nichts? Und wenn mündliche Ueberlieferung tausend vorsätzlichen und unvorsätzlichen Verfälschungen unterworfen ist, sind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nämliche Aeußerung seiner unmittelbaren Gewalt nicht eben so wohl die mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälschungen bewahren können, als wir sagen, daß er die Bücher bewahret hat? — O über den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger deines Wortes sein will und so keck vorgibt, daß du, deine Absicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den du dir gefallen lassen, ihm kund zu machen! O über den Gottesgelehrten, der außer diesem einzigen Wege, den er sieht, alle andere Wege, weil er sie nicht sieht, platterdings leugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie so rechtgläubig werden, damit ich nie so vermessen werde! —

Wie viel kleine Nachrichten und Begriffe sind nicht auch wirklich durch bloße mündliche Ueberlieferung bis auf den heutigen Tag fortgepflanzet worden, ohne deren Hilfe wir schwerlich wohl die Schriften des N. T. vollkommen so verstehen und auslegen würden, als wir mit ihrer Hilfe thun? Dieses gilt nicht allein von den Katholiken, die es eingestehen, sondern auch von den Protestanten, ob deren es schon wenige zugeben.

Das apostolische Glaubensbekenntnis ist offenbar mehr aus einem mündlich überlieferten Lehrbegriffe entstanden, als unmittelbar aus der Schrift gezogen worden. Wäre es dieses, so würde es gewiß teils vollständiger, teils bestimmter sein. Daß es dieses nicht ist, läßt sich weniger aus der Mutmaßung erklären, daß es nur ein Formular für Täuflinge sein sollen, als daher, daß es den mündlich überlieferten Glauben enthält, der zur Zeit seiner Abfassung, als man die Bücher des N. Testaments so sorgfältig noch nicht durchsiebt hatte, auch den Grund noch nicht erkannte, sie so sorgfältig durchsieben zu müssen, gänge und gäbe war.

Doch wo gerate ich hin? — Wohin der Hr. Pastor mir leichter ein Kreuz nachschlagen kann, mir lieber einen Fluch nachrufen wird, als mir folgen. — Also zurück und weiter!

VIII. (8)

W a r e i n Z e i t r a u m, i n w e l c h e m s i e (die christliche Religion) b e r e i t s s o a u s g e b r e i t e t w a r, i n w e l c h e m s i e s i c h b e r e i t s s o v i e l e r S e e l e n b e m ä c h t i g e t h a t t e, u n d i n w e l c h e m g l e i c h w o h l n o c h k e i n B u c h s t a b e a u s d e m v o n i h r a u f g e z e i c h n e t w a r, w a s b i s a u f u n s g e k o m m e n i s t: s o m u ß e s a u c h m ö g l i c h s e i n, d a ß a l l e s, w a s d i e E v a n g e l i s t e n u n d A p o s t e l g e s c h r i e b e n h a b e n, w i e d e r u m v e r l o r e n g i n g e u n d d i e v o n i h n e n g e l e h r t e R e l i g i o n d o c h b e s t ü n d e.

Es ist nicht spöttische Parodie, es ist mein herzlicher Ernst, wenn ich zum Teil die Worte des Hrn. Pastors gegen ihn selbst

kehre und sage: „Bei aller Achtung, welche ich für die sonstige Geschicklichkeit und Verdienste des Hrn. Pastors um die theologische Litteratur habe, kann ich mich doch nicht entbrechen, das, was er gegen diesen Satz erinnert, entweder für höchst gefährliche Heterodoxie oder für höchst hämische Verleumdung zu erklären." — Er wähle! Auch steht ihm beides zu Diensten.

Zuerst also seine Erinnerungen von seiten der Verleumdung. — Ein handgreifliches Sophisma! ruft er. Ei! aber doch wohl nicht nur für einen Mann, an dem die Hand verständiger und rechtgläubiger ist als der Kopf? „Denn," sagt er, „man setze nur für die Worte: in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist, diese: in welchem gleichwohl noch kein Wort aus dem von ihr geprediget war, was bis auf uns gekommen ist, so wird uns die Falschheit desselben in die Augen leuchten." — Vortrefflich! — wo ist der Schriftsteller, dem ich nicht ein Sophisma, dem ich nicht eine Gotteslästerung anflicken will, sobald ich ihm statt seiner Worte andere unterschieben darf? Andere? bloß andere? Wenn es der billige, der christliche Hr. Pastor dabei bewenden ließe! Aber er schiebt mir statt meiner guten, statt meiner, wenn auch nicht einen wahren Sinn, doch einen Sinn habenden Worte Worte unter, die schlechterdings gar keinen Sinn haben. Ich sage: Die christliche Religion war, ehe von der christlichen Religion etwas aufgeschrieben wurde. Damit soll ich gesagt haben: Die christliche Religion war, ehe die christliche Religion gepredigt, geoffenbaret wurde. Das ist, ich soll gesagt haben: Die christliche Religion war, ehe die christliche Religion war. Bin ich denn aus dem Tollhause entlaufen, um so etwas zu sagen, zu schreiben?

Der Hr. Pastor fährt hierauf fort, mir Dinge vorzuhalten, an denen ich nie gezweifelt habe. Und warum? wozu? Damit seine Zeitungsleser glauben sollen, ich zweifle allerdings daran? — Schön! Seiner sehr anständig!

Nur wenn er nochmals in die Frage fällt: „Woher können wir nun die Lehren und Thaten Christi und seiner Apostel wissen?" und er sich selbst darauf antwortet: „Allein aus den Schreiben der Evangelisten und Apostel," muß ich mich nochmals gegen dieses allein verwahren. Mit dem Zusatze, daß der größere Teil der Christen ihm dieses allein eben so wenig zugibt. Oder sind die Katholiken keine Christen? Wäre ich kein Christ, wenn ich in diesem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Protestanten den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Anteil daran hätten! Ich dächte, wie nur das gegen das Christentum gelten kann, worauf weder Katholik noch Protestant zu antworten weiß, so müsse auch nur das zum Christentum gehören, was dem Katholiken und Protestanten gemein ist. Wenigstens

kleidet es einen Theologen, von welchem Teile er auch sei, sehr schlecht, einen Satz, von dem er weiß, daß ihn der andere Teil behauptet, in dem Munde eines Dritten, da, wo dieser Dritte weder Katholik noch Protestant sein will, als einen solchen zu verdammen, der die ganze christliche Religion schlechterdings aufhebe.

Und hier fängt sich die Heterodoxie des Hrn. Pastors an. Wie? die christliche Religion selbst würde verloren gehen, wenn es möglich wäre, daß die Schriften der Evangelisten und Apostel verloren gingen? Wie? So hat man noch keinen zuverlässigen Lehrbegriff aus diesen Schriften gezogen, der sich in andern Schriften erhalten würde? So ist derjenige, der seinen ganzen Glauben nur aus einem dergleichen Lehrbegriffe hat, kein Christ? So wird niemand gesund, als wer die Arzenei mitsamt der Schachtel verschlingt? — Man gebe nur acht, nun werde ich müssen gesagt haben, daß nicht allein die Schriften der Evangelisten und Apostel, sondern auch alles das, was jemals aus diesen Schriften gezogen worden, verloren gehen und dennoch die christliche Religion bestehen könnte. — Nun werde ich müssen gesagt haben, daß die christliche Religion bestehen könne, obgleich die christliche Religion verloren gänge.

Und doch darf man nur auf meine Absicht zurücksehen, in welcher ich die ganze Stelle geschrieben habe, die dem Hrn. Pastor ein solches Aergernis ist. Ich will Einwürfe gegen den minder wichtigen Teil der Bibel auf ihren wahren Belang herabsetzen. Das ist meine Absicht. Und nur in dieser Absicht sage ich, daß derjenige, dessen Herz mehr Christ ist als der Kopf, sich ganz und gar an diese Einwürfe nicht kehre, weil er f ü h l e, was andere sich zu d e n k e n begnügen, weil er allenfalls die ganze Bibel entbehren könnte. Er ist der zuversichtliche Sieger, der die Festungen liegen läßt und das Land einnimmt. Der Theolog ist der furchtsame Soldat, der sich an den Grenzfestungen den Kopf zerstößt und kaum das Land darüber zu sehen bekömmt.

A propos! — Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wollte ein abgesetzter Lutherscher Prediger aus der Pfalz mit seiner Familie, die aus zusammengebrachten Kindern beiderlei Geschlechts bestand, sich nach einer von den Kolonien des britischen Amerika begeben. Das Schiff, worauf er überging, scheiterte an einer kleinen unbewohnten Bermudischen Insel, und von dem Schiffsvolke ersoff außer der Familie des Predigers fast alles. Der Prediger fand diese Insel so angenehm, so gesund, so reich an allem, was zur Unterhaltung des Lebens gehört, daß er sich gern gefallen ließ, die Tage seiner Wallfahrt daselbst zu beschließen. Der Sturm hatte unter andern eine kleine Kiste an das Land getrieben, in welcher bei allerlei Gerätschaft für seine Kinder auch ein Katechismus Lutheri sich befand. Es versteht sich, daß dieser Katechismus bei gänzlichem Mangel aller andern Bücher ein sehr kostbarer Schatz für ihn wurde. Er fuhr fort, seine Kinder daraus zu unterrichten, und starb. Die Kinder unterrichteten ihre Kinder wieder daraus

und starben. Nur erst vor zwei Jahren ward wieder einmal ein englisches Schiff, auf welchem ein hessischer Feldprediger war, an diese Insel verschlagen. Der Feldprediger — ich könnte es aus seinen eigenen Briefen haben — ging mit einigen Matrosen, die frisches Wasser einnehmen sollten, ans Land und erstaunte nicht wenig, sich auf einmal in einem ruhigen lachenden Thale, unter einem nackten, fröhlichen Völkchen zu finden, das deutsch sprach, und zwar ein Deutsch, in welchem er nichts als Redensarten und Wendungen aus Luthers Katechismus zu hören glaubte. Er ward neugierig darob, und siehe, er fand, daß das Völkchen nicht allein mit Luthern sprach, sondern auch mit Luthern glaubte, und so orthodox glaubte als nur immer ein Feldprediger. Einige Kleinigkeiten ausgenommen. Der Katechismus war, wie natürlich, in den anderthalbhundert Jahren aufgebraucht, und sie hatten nichts davon mehr übrig als die Bretterchen des Einbandes. „In diesen Bretterchen," sagten sie, „steht das alles, was wir wissen." — „Hat es gestanden, meine Lieben!" sagte der Feldprediger. — „Steht noch, steht noch!" sagten sie. „Wir können zwar selbst nicht lesen, wissen auch kaum, was Lesen ist, aber unsere Väter haben es ihre Väter daraus herlesen hören. Und diese haben den Mann gekannt, der die Bretterchen geschnitten. Der Mann hieß Luther und lebte kurz nach Christo."

Ehe ich weiter erzähle, Hr. Pastor: waren diese guten Leutchen wohl Christen, oder waren sie keine? Sie glaubten sehr lebhaft, daß es ein höchstes Wesen gebe; daß sie arme, sündige Geschöpfe wären; daß dieses höchste Wesen dem ohngeachtet durch ein andres eben so hohes Wesen sie nach diesem Leben ewig glücklich zu machen die Anstalt getroffen. — Hr. Pastor, waren diese Leutchen Christen, oder waren sie keine?

Sie müssen notwendig sagen: sie waren keine. Denn sie hatten keine Bibel. — Barmherziger Gott! Unbarmherziger Priester! — Nein, ich erzähle Ihnen von diesem lieben, fröhlichen, glücklichen Völkchen weiter nichts.

Lieber schwatzen wir noch einen Augenblick über ein Ding, von dem es weit verzeihlicher ist, keine richtigen Begriffe zu haben. Der Hr. Pastor will beweisen, daß „überdem mein Satz der Erfahrung und Geschichte offenbar widerspreche." Aber was er desfalls anführet, ist so kahl, so oben abgeschöpft, daß er dergleichen Tiraden sich höchstens nur in seinen Texten erlauben müßte. Man höre nur! „Von dem neunten Jahrhunderte an," sagt er, „bis auf den Anfang des funfzehnten war ein Zeitraum, in welchem die Schriften der Evangelisten und Apostel beinahe verloren gegangen waren. Wer kannte außer wenigen Gelehrten die Bibel? Sie steckte in Handschriften und Uebersetzung bis auf die Erfindung der Druckerei in den Klöstern." Warum sollen vom neunten bis zum funfzehnten Jahrhundert der Abschriften des N. Testaments wenigere gewesen sein als vom fünften bis aufs neunte? Warum vom fünften bis

aufs neunte wenigere als vom ersten bis aufs fünfte? Gerade umgekehrt; die Codices der neutestamentlichen Schriften vermehrten sich mit der Folge der Zeit. Gerade waren dergleichen Codices im ersten und zweiten Jahrhunderte am seltensten, und so selten, daß ganze große Gemeinden nur einen einzigen Codicem besaßen, den die Presbyteri der Gemeinde unter ihrem Schlosse hielten und den auch ohne ihre besondere Erlaubnis niemand lesen durfte. Getraut er sich von dem Zeitraume, den er angibt, eben das zu erweisen? Ich glaube meines wenigen Teils, daß in diesem Zeitraume mehr Abschriften der Bibel in dem einzigen Deutschland gewesen als in den zwei ersten Jahrhunderten in der ganzen Welt, den Grundtext des A. Testaments etwa ausgenommen. Oder will er zu verstehen geben, daß man mit dem neunten Jahrhunderte angefangen habe, dem gemeinen Manne die Bibel aus den Händen zu spielen? Das muß er wohl; denn er fährt fort: „Der große Haufe erfuhr aus derselben nichts mehr, als was ihm die römische Klerisei davon sagte, und diese sagte ihm nichts mehr, als was er ohne Nachteil ihres Interesse wissen konnte. Wie war in dieser Zeit die christliche Religion in Absicht auf den großen Haufen beschaffen? War sie mehr als ein verwandeltes Heidentum?" — Die strenge Wahrheit ist, daß die Bibel auch vor dem neunten Jahrhunderte nie in den Händen des gemeinen Mannes gewesen war. Der gemeine Mann hatte nie mehr daraus erfahren, als ihm die Klerisei daraus mitteilen wollen. Und so hätte sich die Religion schon weit eher verschlimmern müssen, wenn es nicht wahr wäre, daß sie sich auch ohne unmittelbaren Gebrauch der Bibel erhalten könnte. „Cui assentiunt," möchte ich aus dem Irenäus hinzusetzen, „multae gentes barbarorum, eorum, qui in Christum credunt, sine charta et atramento scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem." Endlich, wenn die christliche Religion vom neunten bis zum funfzehnten Jahrhunderte nur daher so verfiel, weil die Schrift beinahe verloren war, warum hätte sie sich denn nicht allgemeiner wieder aufgerichtet, seitdem die Schrift durch die Druckerei gleichsam wiedergefunden worden? Hat denn die römische Kirche seitdem nur eine einzige ihrer alten Lehren fahren lassen? Gibt es nicht Middletone, die sie noch itzt für nichts Bessers als für ein abgeändertes Heidentum halten? Ich bin gewiß, der Hr. Pastor ist dieser erbaulichen Meinung sogar selbst. — Aber die Reformation doch? Diese haben wir doch wohl ganz dem ungehindertern häufigern Gebrauch der Bibel zu danken? — Auch das ist so ungezweifelt nicht. Denn die Reformation kam weniger dadurch zustande, daß man die Bibel besser zu brauchen anfing, als dadurch, daß man die Tradition zu brauchen aufhörte. Auch haben wir dem ungehindertern häufigern Gebrauche der Bibel eben so wohl den Socinianismus zu danken als die Reformation.

So wenigstens denke ich, unbekümmert, wie sehr sich der Hr.

Pastor darüber wundert. Ich wundre mich nicht einmal, daß er sich wundert. Der Himmel erhalte uns nur noch lange in dem nämlichen Verhältnisse, daß er sich wundert und ich mich nicht.

IX. (9)

Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist.

Jede scharfsinnige Unterscheidung läßt sich von einem, der seiner Sprache nur ein wenig mächtig ist, in eine Antithese bringen. Weil nun aber freilich nicht jede Antithese auf einer scharfsinnigen Unterscheidung beruhet, weil oft nur ein bloßes Wetterleuchten des Witzes ist, was ein zerschmetternder Strahl des Scharfsinnes sein sollte, zumal bei den lieben Dichtern, so ist der Name Antithese ein wenig verdächtig geworden. Das kömmt nun den Herren sehr gut zu Passe, die, ich weiß nicht, welchen natürlichen Widerwillen gegen allen Scharfsinn haben, besonders, wenn er sich nicht in ihre Alltagsworte kleidet. Sie schreien: „Antithese! Antithese!" Und damit haben sie alles widerlegt.

Auch diese Antithese sagt nichts! sagt der vielsagende Hr. Pastor. „Denn sind die Evangelisten und Apostel Männer, welche geredet und geschrieben haben, getrieben durch den h. Geist, so ist die christliche Religion wahr, weil die Evangelisten und Apostel, oder eigentlich weil Gott selbst sie gelehret hat. Der zweite Satz steht bloß müßig da."

Nun denn! so muß ich schon das Maß meiner Sünden häufen und eine Antithese mit einer andern Antithese unterstützen: Auch das, was Gott lehret, ist nicht wahr, weil es Gott lehren will, sondern Gott lehrt es, weil es wahr ist.

Steht der zweite Satz hier auch müßig? — Ja, wenn wir nicht wüßten, was diese Herren sich für einen schönen Begriff von dem Willen Gottes machten! Wenn wir nicht wüßten, daß nach ihrem Sinne Gott etwas wollen könne, bloß weil er es wolle! Und auch das ließe sich in gewissem Verstande von Gott noch sagen; so daß ich kaum weiß, wie ich ihren Unsinn in Worte fassen soll.

X. (10)

Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erkläret werden, und alle schriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat.

Das erste Wort, was der Hr. Pastor hierauf erwidert, ist: Gut! Und so freuete ich mich schon. Doch er läßt auf dieses Gut ein Aber folgen, und das sonderbarste Aber von der Welt. Sogleich ist nichts mehr gut, auch das nicht, was wir oben aus seinem eignen Munde haben.

Oben (VII. 7) hatte er selbst uns belehret, daß die innere Wahrheit der christlichen Religion auf der Uebereinstimmung mit den Eigenschaften Gottes beruhe; und nun weiß er auf einmal von dieser innern Wahrheit kein Wort mehr, sondern setzt die hermeneutische Wahrheit entweder lediglich an ihre Stelle oder erklärt doch wenigstens die hermeneutische Wahrheit für die einzige Probe der innern. Als ob die innere Wahrheit eine Probe noch brauchte! Als ob nicht vielmehr die innere Wahrheit die Probe der hermeneutischen sein müßte!

Man höre nur! Ich will des Hrn. Pastors vermeinte Widerlegung und meine Antwort in eine Art von Dialog bringen, welcher der Kanzeldialog heißen könnte. Nämlich: ich unterbreche den Hrn. Pastor, aber der Hr. Pastor hält sich nicht für unterbrochen. Er redet fort, ohne sich zu bekümmern, ob unsere Worte zusammenklappen oder nicht. Er ist aufgezogen und muß ablaufen. Also ein Dialog und kein Dialog.

Er. „Gut; aber derjenige, der mir die schriftlichen Ueberlieferungen aus ihrer innern Wahrheit erklären will, muß mich vorher überzeugen, daß er selbst von der innern Wahrheit derselben eine richtige und gegründete Vorstellung habe —"

Ich. Vorher? Warum vorher? Indem er das eine thut, thut er ja auch das andre. Indem er mir die innere Wahrheit eines geoffenbarten Satzes erklärt (ich sage: erklärt, nicht: bloß erklären will), beweiset er ja wohl genugsam, daß er selbst von dieser innern Wahrheit eine richtige Vorstellung habe.

Er. — „und daß er sich nicht selbst ein Bild davon mache, das seinen Absichten gemäß ist."

Ich. Wenn seine Absichten keine innere Güte haben, so können die Religionssätze, die er mir beibringen will, auch keine innere Wahrheit haben. Die innere Wahrheit ist keine wächserne Nase, die sich jeder Schelm nach seinem Gesichte bossieren kann, wie er will.

Er. „Woher aber will er die Erkenntnis der innern Wahrheit der christlichen Religion nehmen —"

Ich. Woher die innere Wahrheit nehmen? Aus ihr selbst. Deswegen heißt sie ja die innere Wahrheit, die Wahrheit, die keiner Beglaubigung von außen bedarf.

Er. — „als aus den schriftlichen Ueberlieferungen oder aus den Schriften der Evangelisten und Apostel —"

Ich. Was müssen wir aus diesen nehmen? Die innere Wahrheit oder unsere erste historische Kenntnis dieser Wahrheit? Jenes wäre eben so seltsam, als wenn ich ein geometrisches Theorem nicht wegen seiner Demonstration, sondern deswegen für wahr halten müßte, weil es im Euklides steht. Daß es im Euklides steht, kann gegründetes Vorurteil für seine Wahrheit sein, so viel man will. Aber ein anders ist, die Wahrheit aus Vorurteil glauben, und ein anders, sie um ihrer selbst willen glauben. Beides kann vielleicht in der Anwendung auf das Nämliche hinausführen; aber ist es

darum das Nämliche? — Also ist es bloß die historische Kenntnis der innern Wahrheit, die wir einzig und allein aus den Schriften der Evangelisten und Apostel sollen schöpfen können? Aber der größere Teil der Christen versichert, daß es noch eine andere Quelle dieser historischen Kenntnis gebe, nämlich die mündliche Ueberlieferung der Kirche. Und allerdings ist es unwidersprechlich, daß die mündliche Ueberlieferung einmal die einzige Quelle derselben gewesen und daß sich schlechterdings keine Zeit angeben läßt, wenn sie nicht bloß zur zweiten Quelle geworden, sondern ganz und gar Quelle zu sein aufgehört habe. Doch dem sei, wie ihm wolle. Ich will hier nur Protestant sein; die neutestamentlichen Schriften mögen die einzige Quelle unserer historischen Kenntnis der Religion immerhin sein. Hat sich die erste, einzige Quelle seit siebzehnhundert Jahren nie ergossen? Ist sie nie in andere Schriften übergetreten? nie und nirgends in ihrer ursprünglichen Lauterkeit und Heilsamkeit in andere Schriften übergetreten? Müssen schlechterdings alle Christen aus ihr selbst schöpfen? Darf sich schlechterdings kein Christ an den nähern, zugänglichern Tiefen begnügen, in welche sie übergetreten ist? Das, das ist ja nur hier die Frage. — Darf er: warum könnten die Schriften der Evangelisten und Apostel nicht ohne seinen Nachteil verloren sein? verloren gehen? Warum dürfte er sie nicht als verloren gegangen ansehen, so oft man ihm mit Einwürfen gegen Stellen derselben zusetzt, die in dem Wesen seiner Religion nichts verändern? — Darf er nicht, so darf er ohne Zweifel vornehmlich darum nicht, weil bis auf diesen Tag noch kein vollständiger untrüglicher Lehrbegriff aus ihnen gezogen worden, auch vielleicht ein dergleichen Lehrbegriff nun und nimmermehr aus ihnen gezogen werden kann. Denn nur dann wäre es allerdings notwendig, daß jeder mit seinen eignen Augen zusähe, jeder sein eigner Lehrer, jeder sein eigner Gewissensrat aus der Bibel würde. Aber wie bedauerte ich sodann euch, arme unschuldige Seelen, in Ländern geboren, deren Sprache die Bibel noch nicht redet! in Ständen geboren, die überall noch des ersten Grades einer bessern Erziehung ermangeln, noch überall nicht lesen lernen! Ihr glaubt Christen zu sein, weil ihr getauft worden. Unglückliche! Da hört ihr ja: daß *lesen können* eben so notwendig zur Seligkeit ist, als *getauft sein*!

Er. — „in der gehörigen Verbindung mit den Schriften des Alten Testaments.“

Ich. Nun vollends gar! — Ich sorge, ich sorge, liebe fromme Idioten, ihr müßt noch Hebräisch lernen, wenn ihr eurer Seligkeit wollt gewiß sein!

Er. „Ich werde seiner Vernunft hier nichts einräumen, ob ich gleich allezeit voraussetze, daß die Lehrsätze der Religion, welche mir als die christliche vorgeprediget wird, nie einem allgemeinen und unstreitigen Grundsatze der Vernunft widersprechen müssen.“

Ich. Hr. Pastor! Hr. Pastor! — Also besteht die ganze Vernunftmäßigkeit der christlichen Religion darin, daß sie nicht unvernünftig ist? — Und Sie schämen sich nicht in Ihr theologisches Herz, so etwas zu schreiben? — Schreiben Sie es, so predigen Sie es auch. Und das läßt man Sie in Hamburg predigen?

Er. „Wir erkennen also die Wahrheit der christlichen Religion nur alsdenn, wenn unsere Begriffe von derselben eben diejenigen sind, welche die schriftlichen Ueberlieferungen, die in der h. Schrift enthalten sind, davon in unsern Seelen hervorbringen sollen."

Ich. — Sollen! Aber welche sollen sie hervorbringen? — Können Sie es leugnen, Hr. Pastor, können Sie es sich selbst verhehlen, daß nur wenige Stellen des ganzen N. T. bei allen Menschen die nämlichen Begriffe hervorbringen? daß der bei weiten größere Teil bei diesen diese, bei andern andere Begriffe hervorbringt? Welches sind die rechten, die hervorgebracht werden sollen? Wer soll das entscheiden? Die Hermeneutik? Jeder hat seine eigene Hermeneutik. Welches ist die wahre? Sind sie alle wahr, oder ist keine wahr? Und dieses Ding, dieses mißliche, elende Ding soll die Probe der innern Wahrheit sein! Was wäre denn ihre Probe?

Er. „Freilich können die schriftlichen Ueberlieferungen der christlichen Religion keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat."

Ich. Mich dünkt, Hr. Pastor, daß Sie oben ganz so freigebig nicht waren, wo es Ihnen innere Wahrheit eines Lehrsatzes genug schien, daß er geschrieben dastehe. Sie sind doch wohl nicht nur darum so freigebig, weil Sie aus der Sache, mit der Sie es sind, im Grunde nicht viel machen? weil Ihnen eine geoffenbarte Wahrheit, bei der sich nichts denken läßt, eben so lieb ist als eine, bei der sich etwas denken läßt?

Er. „Das soll sie aber auch nicht."

Ich. Schön, daß sie nicht soll, was sie nicht kann! — Wenn aber die schriftliche Ueberlieferung der christlichen Religion innere Wahrheit weder geben kann noch geben soll, so hat auch die christliche Religion ihre innere Wahrheit nicht von ihr. Hat sie sie nicht von ihr, so hängt sie auch von ihr nicht ab. Hängt sie von ihr nicht ab, so kann sie auch ohne sie bestehen. Dahin will ich ja nur.

Er. „Ihr Zweck ist also dieser: die innere Wahrheit derselben zu entdecken und zu beweisen."

Ich. Soll entdecken so viel heißen, als: zuerst bekannt machen, so habe ich schon bewiesen, daß die Schrift die innere Wahrheit der christlichen Religion der Welt nicht zuerst bekannt gemacht hat. Hier setze ich noch hinzu, daß sie itzt den einzeln Menschen dieses noch weniger thut. Denn wir kommen alle mit den Grundbegriffen der Religion bereits versehen zu ihr. — Und beweisen! Soll beweisen hier nur so viel heißen, als: einen schriftlichen Belag geben, in welchem die Worte des zu beweisenden Satzes enthalten sind, so hat ja der Hr. Pastor selbst schon eingestanden, daß ein

solcher Belag der innern Wahrheit nichts helfen kann, nichts helfen soll. Soll aber beweisen hier heißen, was es eigentlich heißt: die Verbindung einer Wahrheit mit andern anerkannten und ungezweifelten Wahrheiten darthun, so kann ja jedes andere Buch dieses eben so wohl als die Schrift, besonders nachdem es ihr die Schrift vorgethan. Und so wäre wieder nicht einzusehen, warum die christliche Religion itzt nicht ganz ohne die Schrift sollte bestehen können.

Er. „Folglich sind es leere Worte, wenn man die innere Wahrheit der christlichen Religion und die Ueberlieferungen, oder deutlicher die heilige Schrift, einander als zwei verschiedne Dinge entgegensetzen will.“ —

Ich. Entgegensetzen? Wer will denn diese zwei Dinge einander entgegensetzen? Ich? Ich behaupte ja nur, daß sie itzt von einander ganz unabhängig sein können. Sind denn jede zwei verschiedne Dinge einander entgegengesetzt? Wer das behauptet, mag freilich leere Worte machen; ich mache durchaus keine. Ich will dem Theologen die Schrift nicht nehmen, der allein an ihr seine Künste zu zeigen gelernt hat. Ich sehe es zu wohl ein, wie viel das gelehrte Studium der Schrift allen andern Kenntnissen und Wissenschaften aufgeholfen hat, in welche Barbarei wir leicht wieder versinken könnten, wenn es ganz aus der Welt verbannet würde. Aber der Theolog soll uns Christen sein gelehrtes Bibelstudium nur nicht für Religion aufdringen wollen! Er soll nur nicht gleich über Unchristen schreien, wenn er auf einen ehrlichen Laien stößt, der sich an dem Lehrbegriffe begnügt, den man längst für ihn aus der Bibel gezogen, und diesen Lehrbegriff nicht sowohl deswegen für wahr hält, weil er aus der Bibel gezogen, sondern weil er einsieht, daß er Gott anständiger und dem menschlichen Geschlechte ersprießlicher ist als die Lehrbegriffe aller andern Religionen; weil er fühlt, daß ihn dieser christliche Lehrbegriff beruhiget.

Er. — „Eben so vergeblich, als wenn man sagen wollte: man muß die Gesetze eines Gesetzgebers aus seiner innern Gerechtigkeit erklären. Umgekehrt: die innere Gerechtigkeit eines Gesetzgebers muß aus seinem Gesetze erkannt und beurteilet werden.“

Ich. Der Hr. Pastor sind doch in allen Ihren Instanzen und Erläuterungen ganz sonderbar unglücklich. Umgekehrt! sage ich nun wiederum. Und wenn die Wahrheit kein Wetterhahn ist, so wird sie es hoffentlich wohl bei meinem Kommando bewenden lassen. Was? die Gesetze eines Gesetzgebers müßten nicht aus seiner innern Gerechtigkeit erklärt werden? Wenn der Buchstabe des Gesetzes einen trifft, den der Gesetzgeber zu treffen unmöglich kann die Absicht gehabt haben; wenn, dem Buchstaben nach, Strafe auf einen fällt, auf dessen in ihrer Art einzige Handlung, die der Gesetzgeber nicht vorhersehen können, vielmehr Belohnung als Strafe stehen müßte: verläßt der Richter nicht mit Fug den Buchstaben und holt seinen Ausspruch aus der innern Gerechtigkeit her, von der er annimmt, daß sie dem Gesetzgeber beigewohnet habe? — Was? die

innere Gerechtigkeit eines Gesetzgebers müsse aus seinen Gesetzen erkannt und erklärt werden? Solon war doch wohl auch Gesetzgeber? Und Solon würde sehr unzufrieden gewesen sein, wenn man ihm nicht eine lautrere, vollkommnere Gerechtigkeit hätte zutrauen wollen, als aus seinen Gesetzen sichtbar war. Denn als man ihn fragte, ob er seinen Bürgern die besten Gesetze gegeben habe, was antwortete er? „Ὁτι οὐ τους καθαπαξ καλλιστους, ἀλλ' ὡν ἐδυναντο τους καλλιστους." „Die besten schlechterdings nun freilich nicht, aber doch die besten, deren sie fähig waren." Also! —

Doch ich bin es herzlich satt, mit einem Tauben länger zu reden. Sonst könnte ich hier nicht unschicklich einer Anwendung dieser Worte des Solon noch gedenken, die dem Hrn. Pastor höchst ärgerlich sein würde, wenn er nicht etwa schon wüßte, daß sie ein Kirchenvater gemacht hat. Und doch, was würden ohne Ausnahme die armen Kirchenväter für Wischer von unsern Lutherschen Pastoren bekommen, wenn sie itzt schrieben! Dieser nämliche Kirchenvater entbricht sich nicht, eine zweifache christliche Religion gelten zu lassen: eine für den gemeinen Mann und eine andere für den feinern, gelehrtern Kopf, die unter jener nur verborgen liege. So weit gehe ich doch noch lange nicht. Bei mir bleibt die christliche Religion die nämliche; nur daß ich die Religion von der Geschichte der Religion will getrennet wissen. Nur daß ich mich weigere, die historische Kenntnis von ihrer Entstehung und ihrer Fortpflanzung und eine Ueberzeugung von dieser Kenntnis, die schlechterdings bei keiner historischen Wahrheit sein kann, für unentbehrlich zu halten. Nur daß ich die Einwürfe, die gegen das Historische der Religion gemacht werden, für unerheblich erkläre, sie mögen beantwortet werden können oder nicht. Nur daß ich die Schwächen der Bibel nicht für Schwächen der Religion halten will. Nur daß ich die Prahlerei des Theologen nicht leiden kann, welcher dem gemeinen Manne weismacht, jene Einwürfe wären alle schon längst beantwortet. Nur daß ich den kurzsichtigen Hermeneutiker verschmähe, der Möglichkeiten auf Möglichkeiten türmet, um die Möglichkeit zu erhärten, daß diese Schwächen auch wohl keine Schwächen sein könnten; der eine kleine Bresche, welche der Feind geschossen, nicht anders zu stopfen weiß, als durch einen weit größern Wallbruch, den er anderwärts mit eignen Händen macht.

Und damit soll ich mich an der christlichen Religion versündiget haben? Damit? Damit, daß ich geschrieben: „Was gehen den Christen des Theologen Hypothesen und Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christentum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig fühlet. Wenn der Paralytikus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funken erfährt, was kümmert es ihn, ob Nollet, oder ob Franklin, oder ob keiner von beiden Recht hat?"

Doch daß ich auch das geschrieben habe, läßt der Hr. Pastor seinen Zeitungslesern zu melden wohl bleiben. Gleichwohl ist nur

zur Rechtfertigung eines Christen solcher Art die ganze Stelle hinzugefügt worden, über die er einen so kauderwelschen Kommentar zu machen für gut befunden. Nur dieses war die Absicht dieser Stelle. Nur dem fühlenden Christen sollte darin eine Schanze versichert werden, in welche er sich getrost werfen könne, wenn er mit seinen mutigern Theologen das Feld nicht mehr zu halten wage. Daß die Theologen, und die Theologen einer jeden Sekte den Walplatz nicht so bald räumen, auch nicht so bald zu räumen brauchen, besonders wenn sie sich nur mit ihresgleichen herumschlagen, wer weiß das nicht? Habe auch ich es nicht genug gesagt? Habe ich nicht mit ausdrücklichen Worten bekannt, daß jeder Theolog in dem Geiste seines angenommenen Systems Antworten genug haben werde? Habe ich nicht selbst einen Versuch gemacht, ihm mit einigen dieser Antworten vorzugreifen? Taugt dieser mein Versuch nicht viel, wie leicht möglich ist, so mach' es besser, wer kann! Das wünsche ich ja nur. Bloß darum machte ich ja nur die Fragmente bekannt. Oder meint man, weil ich völlig befriedigende Antworten wünschte und hoffte, hätte ich meinen Trost auf den Fall, daß dergleichen Antworten nicht erfolgten, lieber zurückbehalten sollen? Warum das? Wollte ich denn durch diesen Trost im voraus alle Antworten für überflüssig erklären? Er war ja bloß dem einfältigen Christen und nicht dem Theologen gegeben, dieser Trost; wenigstens nur demjenigen Theologen zugleich gegeben, der über seine höhere Weisheit nicht verlernt hat, auch bloß einfältiger Christ zu sein.

Daß diesen Trost, den ich für das unersteiglichste Bollwerk des Christentums halte, der Hr. Pastor einen strohernen Schild nennt, thut mir seinetwegen sehr leid. Er ist, fürchte ich, in seinen theologischen Kriegen von der Heterodoxie des Feindes nicht unangesteckt geblieben; mehr davon angesteckt worden, als er sich auf einer Hamburgischen Kanzel wird wollen merken lassen; mehr, als er sich vielleicht noch selbst abgemerkt hat. Denn auch er muß also alles innere Gefühl des Christentums leugnen. Und wenn man ihn auf der Kanzel noch nicht ausrufen hören: „Gefühl! Was Gefühl? Gefühl ist ein stroherner Schild. Unsere Hermeneutik, unsere symbolischen Bücher, das, das sind das alles schirmende, undurchdringliche, diamantene Schild des Glaubens!" so kömmt es vermutlich nur daher, weil selbst in den symbolischen Büchern auf den strohernen Schild noch gerechnet wird. Von Stroh möchte er daher auch immer sein; denn es gibt dort mehr stroherne Schilde. Wenn er nur nicht zugleich so schmal wäre! Aber da hat nur eben ein einzelner Mensch, die Religion im Herzen, darunter Raum. Was soll ein Pastor damit, wenn er nicht auch seine Bibel, nicht auch seine ganze liebe Gemeinde mit eins darunter bergen kann?

Wie treuherzig der Hr. Pastor auch sonach allen seinen werten Herren Kollegen anrät, lieber offenbar feldflüchtig zu werden, als sich dieses Schildes zu bedienen, ist wohl noch wert, mit seinen eignen Worten gehört zu werden: „Ich würde," sagt er mit bebender

Stimme, „den Christen, der zugleich Theolog ist, sehr bedauern, wenn er sich aus Mangel andrer Gründe in der traurigen Notwendigkeit sehen sollte, diesen aus Stroh geflochtenen Schild den in den Fragmenten befindlichen feurigen Pfeilen entgegenzuhalten." — Das würde gewissermaßen auch ich thun. Wenigstens würde ich die Achseln über ihn zucken, daß er sein Handwerk so schlecht verstünde. Aber wer sprach denn von einem Christen, der zugleich Theolog ist? Sollen denn, müssen denn alle Christen zugleich Theologen sein? Ich habe noch immer die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten. Warum können die nicht einen strohernen Schild haben, die unter feurige Pfeile nicht kommen? Hilft ein stroherner Schild gegen feurige Pfeile nicht, so hilft er doch gegen Hiebe. — Der entschlossene Hr. Pastor fährt fort: „Ich würde ihm (dem Christen, der zugleich Theolog ist) lieber raten, gar die Flucht zu nehmen." — Wenn er glaubt, daß er schlechterdings den Theologen seiner Sekte beibehalten muß: Glück auf den Weg! Genug, daß diejenigen bei der Fahne halten, die nur Christen sind! — „Denn durch Anwendung dieser von dem Hrn. Herausgeber an die Hand gegebnen Sätze würde er die Bibel preisgeben, um die Religion zu retten; aber welche Religion?" — Welche? Die nämliche, aus welcher die Bibel entstand. Die nämliche, die man in spätern Zeiten, als sie in ihrer ursprünglichen Lauterkeit sollte verloren gegangen sein, wieder aus der Bibel zog. Oder ist noch keine zuverlässig daraus gezogen worden? Ist die daraus gezogene nur provisorie, nicht wirklich die christliche? Das muß wohl; denn der Hr. Pastor sagt so ganz entscheidend: „Gewiß nicht die christliche, als welche mit der Bibel steht und fällt." — Das thut mir leid! Und die Bibel steht und fällt? Doch wohl mit ihrer Theopneustie? Allerdings muß er sagen: Wenn ohne Bibel kein Christentum ist, so ist ohne Theopneustie keine Bibel.

Und hier sei mir erlaubt, mich auf die Stelle eines andern zurückzuziehen, an welche mich die nämlichen Worte stehen und fallen erinnern. „Die Frage," sagt ein Mann*), der sich um die Bibel zu verdient gemacht hat, als daß es ihm, nach des Hrn. Pastors eigner Art zu folgern, nicht mit der christlichen Religion ein Ernst sein sollte, — „die Frage, ob die Bücher des N. Testaments von Gott eingegeben sind, ist der christlichen Religion nicht völlig so wichtig als die vorige, ob sie echt sind? Sie steht und fällt nicht so schlechterdings mit ihr. Gesetzt, Gott hätte keines der Bücher des N. Testaments inspiriert, sondern Matthäum, Markum, Lukam, Johannem, Paulum bloß sich selbst überlassen, zu schreiben, was sie wußten, die Schriften wären aber nur alt, echt und glaubwürdig, so würde die christliche Religion die wahre bleiben. Die Wunder, durch die sie bestätiget ist, würden ihre Wahrheit eben so gut beweisen, wenn auch die Zeugen derselben

*) Michaelis, in s. Einleitung in die Schriften des N. T. S. 73, u. a.

nicht inspirierte, sondern bloß menschliche Zeugen wären; denn ohnehin setzen wir bei Untersuchung der Wahrheit dieser Wunder gar nicht das göttliche Ansehen der Schriftsteller zum voraus, sondern betrachten sie bloß als menschliche Zeugen. Wären die Wunder wahr, die der Evangelist erzählte, so würden auch die Reden Christi, die dadurch bestätiget sind, ein untrügliches Gottes Wort sein, doch mit dieser kleinen Furcht und Ausnahme, daß der Erzähler vielleicht etwas nicht recht gefasset und es uns nicht völlig richtig aufbehalten haben könnte; und aus den Briefen der Apostel, gesetzt, sie hätten in Nebensachen gefehlt, würden wir doch die so oft wiederholten Hauptsachen der christlichen Religion, die zu predigen Christus sie aussandte, so gut lernen können, als etwa aus Bülfingern Wolffens Lehrsätze der Philosophie. Es wäre also ganz wohl möglich, daß jemand an der göttlichen Eingebung der sämtlichen Schriften des N. T. einen Zweifel hätte, oder sie sogar leugnete, und doch die christliche Religion von Herzen glaubte; ja, es gibt wirklich so Denkende, zum Teil in der Stille, zum Teil auch öffentlich, die man nicht sogleich zu den Unchristen rechnen darf. Gar nicht zu ihrer Verunglimpfung, sondern bloß als Faktum sei es gesagt: manche alte Ketzer, die die Schriften des N. Testamentes für echt, aber doch nicht für untrügliches Principium cognoscendi gelten ließen, sondern sich zu Richtern über die Apostel aufwarfen, könnten wohl eben so gedacht haben." —

Wie weit würde der Schutz dieser Stelle über mich herausreichen, wenn ich unter dieser Stelle Schutz suchen müßte! Aber das brauche ich nicht; und noch weniger habe ich die Sitte boshafter Bettelleute hiermit nachmachen wollen, die sich einen hastigen Hund nicht anders vom Leibe zu halten wissen, als dadurch, daß sie ihn auf einen andern hetzen. Denn wenn ich den Hrn. Pastor Goeze kenne, so versteht er seinen Vorteil zu wohl, daß er nicht lieber mich festhalten, als frischerdings auf einen Michaelis losgehen sollte.

Anti-Goeze.

1778.

Multa sunt sic digna revinci, ne gravitate adorentur.

Tertullianus.

D. i. Notgedrungener Beiträge

zu den Freiwilligen Beiträgen des Herrn Past. Goeze

Erster.

(Gott gebe, letzter!)

——— 3

(S. 71stes Stück der Freiwilligen Beiträge.)

Lieber Herr Pastor,

Poltern Sie doch nicht so in den Tag hinein! ich bitte Sie. — Ich gehe ungern daran, daß ich meiner Absage schon so bald nachleben muß. Aber Sie glaubten wohl sonst, es sei mein Ernst nicht. — Sehen Sie also, welchen Plan zu meiner Fehde gegen Sie ich hiermit anlege. Auch schließen Sie auf den Ton aus dem Lemma des Tertullian und den fernern Worten, die bei ihm folgen. Ueberschreien können Sie mich alle acht Tage; Sie wissen, wo. Ueberschreiben sollen Sie mich gewiß nicht.

Gott weiß es, ich habe nichts dagegen, daß Sie und alle Schulrectores in Niedersachsen gegen meinen Ungenannten zu Felde ziehen. Vielmehr freue ich mich darüber; denn eben darum zog ich ihn an das Licht, damit ihn recht viele prüfen, recht viele widerlegen könnten. Ich hoffe auch, er wird noch Zeit genug unter die rechten Hände kommen, unter welchen er mir noch nicht zu sein scheinet; und so dann glaube ich wirklich der christlichen Religion durch seine Bekanntmachung einen größern Dienst erwiesen zu haben, als Sie mit allen Ihren Postillen und Zeitungen.

Wie? weil ich der christlichen Religion mehr zutraue als Sie, soll ich ein Feind der christlichen Religion sein? Weil ich das Gift, das im Finstern schleichet, dem Gesundheitsrate anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht haben? Denn, kurz, Herr Pastor — Sie

irren sich sehr, wenn Sie glauben, daß der Ungenannte ganz aus der Welt geblieben wäre, wenn ich ihm nicht hereingeholfen hätte. Vernehmen Sie, daß das Buch ganz existieret, und bereits in mehrern Abschriften existieret, wovon, ich weiß nicht wie, nur Fragmente des ersten Entwurfs sich in die Bibliothek verlaufen haben, die ich der Welt freilich nutzbarer hätte machen können, wenn ich alle darin befindlichen plattdeutsche Bibeln von Wort zu Wort für Sie konferieret hätte.

Versichern Sie indes nicht selbst, daß diese leidigen Fragmente schon ein paar Werke hervorgebracht haben, deren Nutzen den besorglichen Schaden derselben unendlich überwiege? Und ich, ich, der ich die causa sine qua non dieser vortrefflichen Werke bin, sollte desfalls ein Reichshofratskonklusum zu besorgen haben? Vielmehr verspreche ich mir eine Belohnung von dem Reichshofrate, sobald es nicht bloß die traurige Pflicht des Reichshofrats sein wird, Unrecht zu steuern und böse Handlungen zu ahnden, — sobald aufgeklärtere, tugendhaftere Zeiten, wie wir unter einem Joseph II. sie uns immer mehr und mehr versprechen dürfen, auch dem Reichshofrate Muße und Stoff geben werden, verborgene Tugend aufzusuchen und gute Thaten zu belohnen. Bis dahin hat es wenigstens keine Not, daß nur einer in den ersten Gerichten des Reichs sein sollte, der so dächte — wie Goeze.

Schön, vortrefflich, ganz in Luthers Geiste ist es von diesem Lutherschen Pastor gedacht, daß er den Reichshofrat zu einem Schritte gern verhetzen möchte, der, vor zweihundertundfunfzig Jahren mit Ernst gethan, uns um alle Reformation gebracht hätte! Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch jeder Doktor der Theologie hat? Wenn es itzt keinem Doktor der Theologie erlaubt sein soll, die Bibel aufs neue und so zu übersetzen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann, so war es auch Luthern nicht erlaubt. Ich setze hinzu: so war es Luthern noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel zu übersetzen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit, nämlich gegen die, daß es besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen werde. Den Ungrund dieses von seiner Kirche für wahr angenommenen Satzes mußte er erst erweisen; er mußte die Wahrheit des Gegensatzes erst erfechten; er mußte sie als schon erfochten voraussetzen, ehe er sich an seine Uebersetzung machen konnte. Das alles braucht ein itziger protestantischer Uebersetzer nicht; die Hände sind ihm durch seine Kirche weniger gebunden, die es für einen Grundsatz annimmt, daß der gemeine Mann die Bibel in seiner Sprache lesen dürfe, lesen müsse, nicht genug lesen könne. Er thut also etwas, was ihm niemand streitig macht, daß er es thun könne, anstatt daß Luther etwas that, wobei es noch sehr streitig war, ob er es thun dürfe. — Das ist ja sonnenklar. — Kurz, Bahrdtens oder eines andern Itztlebenden Uebersetzung verdammen, heißt der Lutherschen Uebersetzung

den Prozeß machen, wenn jene auch noch so sehr von dieser abgehen. Luthers Uebersetzung ging von den damals angenommenen Uebersetzungen auch ab; und mehr oder weniger, darauf kömmt nichts an.

Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiste geschützt sein; und Luthers Geist erfodert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntnis der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß. Aber man hindert alle daran, wenn man auch nur einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntnis andern mitzuteilen. Denn ohne diese Mitteilung im einzeln ist kein Fortgang im ganzen möglich.

Herr Pastor, wenn Sie es dahin bringen, daß unsere Lutherschen Pastores unsere Päpste werden; — daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen, in der Schrift zu forschen; — daß diese unserm Forschen, der Mitteilung unsers Erforschten Schranken setzen dürfen: so bin ich der erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papste vertauscht. — Hoffentlich werden mehrere so entschlossen denken, wenn gleich nicht viele so entschlossen reden dürften. Und nun, Herr Pastor, arbeiten Sie nur darauf los, so viele Protestanten als möglich wieder in den Schoß der katholischen Kirche zu scheuchen! So ein Lutherscher Eifrer ist den Katholiken schon recht. Sie sind ein Politikus wie ein Theolog. —

Das eine der vortrefflichen Werke, die ohne mich in des Nichts unfruchtbaren Lenden geblieben wären, sind die Unterredungen meines Nachbars, dessen gutem Willen ich bereits in meiner Duplik alle mögliche Gerechtigkeit erwiesen habe. Sie wissen nun ohne Zweifel, Herr Pastor, daß damals, als Sie mich aufforderten, auf diese Unterredungen zu antworten, ich bereits darauf geantwortet hatte. Die Reihe, zu reden, ist nun an Ihnen, und es soll mich verlangen, wie weit es Ihre Exegetik treiben wird, das Wort Gottes in den Augen vernünftiger Menschen lächerlich zu machen. Es soll mich verlangen, aus welchen Gründen, mit welcher Stirne Sie die unverdauten Einfälle eines vermutlichen Laien, wie mein Nachbar ist, den weit bessern Antworten vorziehen werden, die auf die Einwürfe meines Ungenannten schon vorhanden waren. —

Das zweite dieser Werke ist des Herrn Mascho Verteidigung der christlichen Religion, oder, wie ich lieber sagen möchte, die Verteidigung der christlichen Religion des Herrn Mascho. Denn, wahrlich, die Verteidigung ist nicht so sehr sein eigen als die Religion, die er verteidiget. Und was? diese hätten Sie gelesen gehabt, Herr Pastor, ganz gelesen gehabt, als Sie das 71ste Mal dieses Jahr in Ihr Horn stießen? — Ja?

So kann es denn das Publikum nicht zeitig genug erfahren, wie mancherlei Maß und Gewichte Goeze und Compagnie in Hamburg haben!

Es thut mir leid, daß ich dieses sonst gute Haus so blamieren muß. Aber warum braucht es auch sein richtiges volles Gewicht nicht wenigstens gegen seine alten Freunde? Warum will es

mit seinem richtigen vollen Gewichte sich nur erst Freunde machen, aber nicht erhalten?

Armer Mascho, lassen Sie den neidischen Mann, der alle Handlungen einzig in seine Kanäle lenken will, nur erst mit mir fertig sein. Er wird Sie schon auch nach Hause leuchten. Itzt thut er mit Fleiß, als ob er nicht merkte, auf welcher Seite Sie hinken. Er braucht Hilfe: Tros Rutulusve fuat, — seine Partie muß sich wenigstens in den Zeitungen immer vergrößern. Aber warten Sie nur!

Doch ist es nicht unschicklich, in einem Briefe einen andern anzureden als den, an welchen der Brief gestellet ist? Ich wende mich also wieder zu Ihnen, Herr Pastor, und frage Sie nochmals: haben Sie des Herrn Mascho Verteidigung, welche Sie so rühmen, wirklich gelesen?

Wirklich? — Nun, so ist es erwiesen, Herr Pastor, was ich Ihnen schuld gebe. Sie haben mancherlei Maß und Gewicht, welches dem Herrn ein Greuel ist. Mit einem andern bevorteilen Sie mich; mit einem andern bedienen Sie den Herrn Mascho. Wovor Sie bei mir andere warnen, das preisen Sie bei ihm andern an. Die nämlichen Spezies, die Sie nach meiner Verschreibung als gefährlich und tödlich nicht administrieren wollen, verkaufen Sie auf sein Recipe in der nämlichen Quantität oder in einer noch bedenklichern als höchst unschuldig und heilsam.

Oder das Ding, Herr Pastor, in Ihrer sinnreichen Metapher des strohernen Schildes auszudrücken: Herr Mascho streitet schlechterdings unter dem nämlichen strohernen Schilde, mit welchem Sie mich der Welt so lächerlich und verdächtig gemacht haben. Wie kömmt es denn, daß dieses stroherne Schild nur an meinem Arme schlimmer als keines ist? an seinem aber für eine gar hübsche taugliche Waffe passieren muß?

Nämlich: behauptet nicht auch Herr Mascho (S. 10), daß die Bibel zwar eine Offenbarung enthält, aber keine ist?

Unterscheidet nicht auch Herr Mascho (S. 249) den Buchstaben von dem Geiste der Bibel?

Lehret nicht auch Herr Mascho (S. 202), daß die Religion eher gewesen als die Bibel?

Und sind denn das nicht die drei Sätze, um welche der Herr Pastor den Tanz mit mir angefangen?

Sie können nicht sagen, Herr Pastor, daß Sie diese Sätze bei ihm nicht gefunden. Denn sie stehen nicht allein mit deutlichen Worten da, sondern alles, alles, was Herr Mascho sagt, bezieht sich, gründet sich darauf.

Ja, noch mehr: eben diese Sätze, die ich für bloße Betrachtungen gebe, mit welchen sich diejenigen beruhigen können, die sich an dem Christentume ohne Theologie begnügen wollen oder begnügen müssen, eben diese Sätze macht Herr Mascho zu Grundsätzen, nicht des Christentums, sondern der Theologie.

Denn das ganze System von Inspiration, welches Sie an-

nehmen, Herr Pastor, in dessen Geiste Sie die uns gemeinschaftlichen, aber nicht zu einerlei Absicht gemeinschaftlichen Sätze bei mir anfeindeten, was ist es dem Herrn Mascho? — Was es mir bei weiten noch nicht ist.

Es ist ihm eben das, was meinen Ungenannten in den Naturalismus gestürzt hat. Es ist ihm das, was jeden nicht besser organisierten Kopf, als meinem Ungenannten zu teil geworden war, in den Naturalismus notwendig stürzen muß. Das ist es ihm; das ist es ihm auf allen Blättern*).

Und nun, Herr Pastor, sein Sie auf Ihrer Hut! Ich warne Sie auf den Wink des Herrn Mascho. Ehe Sie es sich versehen, liegen Sie, nach dem Herrn Mascho, in eben dem Abgrunde, in welchem mein Ungenannter nun jammert, und dann ist keine Hilfe für Sie, als entweder da zu verzweifeln, oder mit eins alle den Plunder aufzugeben, der noch vor 50 bis 60 Jahren in unsern Lehrbüchern Religion hieß**), und alle die schönen Siebensachen dafür anzunehmen, die man seit dieser Zeit in der Religion erfunden hat und noch täglich erfindet***).

Sogar werden Sie gezwungen sein, solcher schönen Siebensachen nicht wenige anzunehmen, die Herr Mascho selbst unter Ihren Augen erfindet. Er hat bereits Dinge in seinem Körbchen, die jedem guten Alltagschristen völlig fremd und unerhört sind: über gewisse jüdische Ideen, die wir sehr unrecht ganz vergessen haben†); über das große Pfingstwunder††); über — was weiß ich!

Und, o, welch neues Unglück drohet dem Hamburgischen Katechismus wieder in Hamburg selbst! Denn Herr Mascho ist mit nichts weniger zufrieden als mit unsern bisherigen Religionsunterrichten, deren notwendige Berichtigung und Verbesserung er aus den leidigen Fragmenten meines Ungenannten erst recht erkannt hat. Seine, seine Ideen müssen vor allen Dingen in unsere Katechismen, oder es geht nimmermehr gut†††)!

Wie, Herr Pastor? das wollten Sie gestatten? Als unserm guten Freunde Alberti ehedem so etwas beifiel, wem hat es die Hamburgische Kirche zu danken, daß er nicht damit durchdrang, als Ihnen? Und nun sollte Herr Mascho damit durchdringen, indem Ihre ganze Aufmerksamkeit, Ihr ganzer Eifer nur auf mich gerichtet ist?

Erkennen Sie doch die Diversion, die man Ihnen zu machen sucht, und lassen mich in Ruhe! Es könnte ja gar sein, daß ich und Mascho uns verstünden! Doch das muß ich Ihnen nicht zweimal sagen, wenn unsre List gelingen soll.

---

*) S. Vorr., IV, VIII, X, XII; desgleichen in der Schrift selbst, S. 258, 271, 306, und wo nicht?

**) Vorr., XV.

***) S. 3, 4.

†) S. 82.

††) S. 113.

†††) Vorr., XIII; S. 26, 36, 71, 111 u. m.

Anti-Goeze.

1778.

Bella geri *placeat* nullos habitura triumphos!

Luc.

Zweiter.

4

Mein Herr Hauptpastor,

Ich erhielt Ihr Etwas Vorläufiges gegen meine — wenn es nicht Ihre erste Lüge ist — mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsre allerheiligste Religion rc. am Abend des Osterabends und hatte noch eben Zeit, den herrlichen Vorlauf zu kosten. Der soll mir auf das Fest schmecken! dachte ich. Und er hat mir geschmeckt. Gott gebe, daß mir der Nachlauf zu seiner Zeit auch so schmecken, auch so wohl bekommen mag!

Aber was das nun wieder ist! Der Herr Hauptpastor verweisen mir in Ihrem Etwas Vorläufigen, welches ich der Geschmeidigkeit wegen lieber das Vorläufige Etwas nennen will, mit so vielem Ernst und Nachdruck meine Aequivoken*) und Wortspiele, und dennoch mache ich schon wieder ein so häßlich Ding und äquivociere und wortspiele mit vorläufig und Vorlauf, ohne auch nur im geringsten vorher zu erklären, ob ich den Vorlauf von der Kelter oder von der Blase verstehe.

Doch lieber vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpastor, eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden ist! Jeder Mensch hat seinen eignen Stil so wie seine eigne Nase; und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Kaskaden zu machen geneigt ist,

*) Der Herr Hauptpastor schreiben Equivocen, und das mehr wie einmal (S. VII, IX, 55). Es kann also weder Schreib- noch Druckfehler sein; sondern diese spaßhafte Orthographie ward beliebt, — um auch ein Wortspielchen zu machen. *Aequivocum*, quasi dicas *equi vocem*. Denn freilich, was ist äquivoker als das Wiehern des Pferdes? Für den Cardanus zwar nicht, aber doch für uns andere, die wir uns auf das Wiehern nicht so gut verstehen als Cardanus. — Oder sollte der Herr Hauptpastor hier wohl noch spaßhafter sein wollen und zugleich ein Wort im Sinne gehabt haben, welches Luther in seinem Hanswurst von Wolfenbüttel braucht? Der Bibliothekar zu Wolfenbüttel erinnerte ihn an dies Buch, dies Buch an dies Wort, und ich freue mich herzlich, daß ich seinem Witze so auf die Spur komme. Das nenne ich doch noch eine Nachahmung Luthers!

wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so mutwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe.

Es kömmt wenig darauf an, wie wir schreiben, aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß unter verblümten, bilderreichen Worten notwendig ein schwanker, schiefer Sinn liegen muß? daß niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdruckes bedienet? daß, den kalten, symbolischen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben suchen, der Wahrheit schlechterdings schade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerte zuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns gibt, einem blendenden Stile desselben zuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein gibt echten Glanz und muß auch bei Spötterei und Posse, wenigstens als Folie, unterliegen.

Also von der, von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen, und nicht vom Stil! — Ich gebe den meinen aller Welt preis, und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn von so manchen andern Stilen auszeichnen soll; und alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht wie Ovid die Kunstrichter, die ihn von allen seinen Fehlern säubern wollten, gerade für diesen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er ist nicht sein Fehler, er ist seine Erbsünde. Nämlich: er verweilt sich bei seinen Metaphern, spinnt sie häufig zu Gleichnissen und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus, wodurch er sich nicht selten in allzu entfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwickelt. Diesen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatische Arbeiten mit verstärkt haben; denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein scharfes Auge zu haben; weil es wohl gewiß ist, daß in den wirklichen Gesprächen des Umganges, deren Lauf selten die Vernunft und fast immer die Einbildung steuert, die mehresten Uebergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Diese Erscheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, gibt dem Dialog Geschmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdecket, der uns am besten weiterbringen kann! Und so wäre es ganz natürlich, daß das Theater eben nicht den besten prosaischen Schriftsteller bilde. Ich denke sogar, selbst Cicero, wenn er ein besserer Dialogist gewesen wäre, würde in seinen übrigen in eins fortlaufenden Schriften so wunderbar nicht sein. In diesen bleibt die Richtung der Gedanken

immer die nämliche, die sich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfodern einen gesetzten, immer gleichen Schritt; dieser verlangt mitunter Sprünge, und selten ist ein hoher Springer ein guter ebner Tänzer.

Aber, Herr Hauptpastor, das ist mein Stil, und mein Stil ist nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings soll auch meine Logik sein, was mein Stil ist: eine Theaterlogik. So sagen Sie. Aber sagen Sie, was Sie wollen, die gute Logik ist immer die nämliche, man mag sie anwenden, worauf man will. Sogar die Art, sie anzuwenden, ist überall die nämliche. Wer Logik in einer Komödie zeigt, dem würde sie gewiß auch zu einer Predigt nicht entstehen; so wie der, dem sie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hilfe auch eine nur erträgliche Komödie zustande bringen würde, und wenn er der unerschöpflichste Spaßvogel unter der Sonne wäre. Glauben Sie, daß Pater Abraham gute Komödien gemacht hätte? Gewiß nicht; denn seine Predigten sind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, daß Molière und Shakespeare vortreffliche Predigten gemacht und gehalten hätten, wenn sie anstatt des Theaters die Kanzel hätten besteigen wollen?

Als Sie, Herr Hauptpastor, den guten Schlosser wegen seiner Komödien so erbaulich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor. Die eine: Darf ein Prediger Komödien machen? Hierauf antwortete ich: Warum nicht, wenn er kann? Die zweite: Darf ein Komödienschreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: Warum nicht, wenn er will? —

Doch wozu alles dieses Geschwätz? Was gehen mich itzt die Armseligkeiten des Stils und Theaters an, itzt, da ein so schreckliches Halsgericht über mich verhangen wird? — Da steht er, mein unbarmherziger Ankläger, und wiehert Blut und Verdammung; und ich einfältiger Tropf stehe bei ihm und lese ihm ruhig die Federn vom Kleide. —

Ich muß, ich muß entbrennen, — oder meine Gelassenheit selbst, meine Kälte selbst machen mich des Vorwurfs wert.

Wie, Herr Hauptpastor? Sie haben die Unverschämtheit, mir mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf die christliche Religion schuld zu geben? Was hindert mich, in die Welt zu schreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie itzt an mir verdammen, ich ehedem aus Ihrem eigenen Munde gehört und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wäre der andern wert. Daß ich Ihre Stirn nicht habe, das allein hindert mich. Ich unterstehe mich nicht, zu sagen, was ich nicht erweisen kann; und Sie — Sie thun alle sieben Tage, was Sie nur einen Tag in der Woche thun sollten. Sie schwatzen, verleumden und poltern; für Beweis und Eviktion mag die Kanzel sorgen.

Und die einen so infamierenden Titel führet, — was enthält diese Goezische Scharteke? Nichts enthält sie als elende Rezensionen, die in den freiwilligen Beiträgen schon stehen, oder

wert sind, darin zu stehen. Doch ja, sie enthält auch einen zum drittenmale aufgewärmten Brei, den ich längst der Katze vorgesetzt habe. Und dennoch sollen und müssen sich des Herrn Hauptpastors liebe Kinder in Christo diesen beschnuffelten, beleckten Brei wieder in den Mund schmieren lassen.

Ist es von einem rechtschaffenen Gelehrten — ich will nicht sagen, von einem Theologen — begreiflich, daß er unter einem solchen Titel widerlegte Beschuldigungen nochmals in die Welt schickt, ohne auf ihre Widerlegung die geringste Rücksicht zu nehmen? — „So hat er denn wohl von dieser Widerlegung nichts gewußt?" — O doch! Er weiß sehr wohl, daß sie vorhanden ist; er hat davon gehört; nur gelesen hat er sie noch nicht, und nach dem Feste wird es sich zeigen, ob er es für nötig findet, darauf zu antworten. —

Und inzwischen, Herr Hauptpastor, inzwischen haben Sie dennoch die Grausamkeit, Ihre Beschuldigungen zu wiederholen? in diesem geschärften Tone zu wiederholen? — Also sind Sie allwissend? Also sind Sie untrieglich? — Also kann schlechterdings in meiner Widerlegung nichts stehen, was mich in einem unschuldigern Lichte zeigte? was Sie einen Theil Ihrer Klage zurückzunehmen bewegen könnte? Also, wie Sie eine Sache einmal ansehen, so, vollkommen so, sind Sie gewiß, daß Sie dieselbe von nun an bis in Ewigkeit ansehen werden?

In diesem einzigen Zuge, Herr Hauptpastor, stehen Sie mir ganz da, wie Sie leiben und leben. Sie haben vor dem Feste nicht Zeit, die Verteidigung des Beklagten zu hören. Sie wiederholen die Anklage und schlagen seinen Namen getrost an Galgen. Nach dem Feste, nach dem Feste werden Sie schon sehen, ob auf seine Verteidigung der Name wieder abzunehmen ist oder nicht!

Gegen einen solchen Mann wäre es möglich, die geringste Achtung beizubehalten? — Einem dritten: vielleicht. Aber nicht dem, nach dessen Kopfe diese Steine zielen. Gegen einen solchen Mann sollte es nicht hinwiederum erlaubt sein, sich aller Arten von Waffen zu bedienen? Welche Waffen können meuchelmördrischer sein, als sein Verfahren ist?

Gleichwohl, Herr Hauptpastor, befürchten Sie von mir nur nicht, daß ich die Grenzen der Wiedervergeltung überschreiten werde! Ich werde diese Grenzen noch lange nicht berühren, wenn ich von Ihnen auch noch so höhnend, auch noch so verachtend, auch noch so wegwerfend schreibe. Sie können einen *ungesitteten* Gegner vielleicht an mir finden, aber sicherlich keinen *unmoralischen*.

Dieser Unterschied zwischen *ungesittet* und *unmoralisch*, der sehr wichtig ist, obgleich beide Wörter ihrer Abkunft nach vollkommen das Nämliche bedeuten müßten, soll ewig unter uns bleiben. Nur Ihre *unmoralische* Art, zu disputieren, will ich in ihr möglichstes Licht zu setzen suchen, sollte es auch nicht anders als auf die *ungesitteteste* Weise geschehen können.

Itzt ist mein Bogen voll, und mehr als einen Bogen sollen Sie auf einmal von mir nicht erhalten. Es ist erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Wassers, in welchem Sie mich ersäufen wollen, tropfenweise auf den entblößten Scheitel fallen zu lassen.

Anti-Goeze.

1778.

> Avolent quantum volent paleae levis fidei quocunque afflatu tentationum, eo purior massa frumenti in horrea domini reponetur.
>
> *Tertulli.*

Dritter.

5

Also: — „meine mittelbaren und unmittelbaren feindseligen Angriffe auf die christliche Religion."

Nun dann! So hält Hr. *Goeze* doch wenigstens *einen* Spruch im Neuen Testamente für *nicht* eingegeben, für *nicht* göttlich, sondern für eine bloß menschliche gute Lehre, von welcher er Ausnahmen nach Gutdünken machen darf. *Verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammt!*

Zwar nein! Er selbst verdammt ja nicht. Er wiederholt nur die Verdammung, welche der h. Geist ausgesprochen. Er hat bloß die Ehre und das Vergnügen, den Herren *Basedow*, *Teller*, *Semler*, *Bahrdt*, den Verfassern der *Allgemeinen Bibliothek* und meiner Wenigkeit die Verdammung anzukündigen. Denn da steht's: *Wer nicht gläubt, der wird verdammt!* — ihm nicht glaubt, nicht gerade das *Nämliche* glaubt, was er glaubt — *wird verdammt!*

Warum sollte er also nicht, *trotz* seines fleißigen Verdammens, welches ja nur das unschuldige Echo des Donners ist, selig zu werden hoffen? Ich bilde mir ein, daß er selbst *durch* dieses Verdammen selig zu werden hoffet. Was Wunder? hoffte nicht jene fromme Hure durch Kinderzeugen selig zu werden? Die Worte, worauf sie sich gründete, stehn auch da.

Und wie säuberlich, wie sanft, wie einschmeichelnd er noch mitunter bei diesem kitzlichen Geschäfte zu Werke geht! Ganz in dem Tone und in der Manier eines gewissen *Monsieur Loyal* in einer gewissen Komödie, die man vor gewissen Leuten nicht gern nennet. Er ist für meinen Ruhm — ha! was liegt an dieser Seifenblase? — er ist für meine Seligkeit so besorgt! Er zittert so mitleidig vor meiner Todesstunde! Er sagt mir sogar hier und da recht

artige Dinge, — nur damit es mich nicht allzu sehr schmerze, daß er mich aus dem Hause meines Vaters wirft.

Ce Monsieur Loyal porte un air bien déloyal!

Doch was thut alles das zur Sache? Laßt uns die Beschuldigungen selbst vornehmen. — Genug, daß mich mein Herz nicht verdammet und ich also mit aller Freudigkeit zu Gott einem jeden intoleranten Heuchler, der mir so kömmt, die Larve vom Gesicht reißen darf — und reißen will, — sollte auch die ganze Haut daran hängen bleiben!

Von meinen mittelbaren Angriffen demnach zuerst! — Unter diesen versteht der Hr. Hauptpastor „den von mir veranstalteten Druck der Fragmente und die von mir übernommene Advokatur des Verfassers derselben."

Jenes ist notorisch; ich kann es so wenig leugnen, als ich es leugnen möchte, wenn ich auch könnte. Dieses will ich durchaus von mir nicht gesagt, — wo möglich auch nicht gedacht wissen. Wenigstens in dem Sinne nicht, welchen der Hr. Hauptpastor damit verbindet.

Ich habe die Fragmente drucken lassen, und ich würde sie noch drucken lassen, wenn mich auch aller Welt Goezen darüber in den tiefsten Abgrund der Hölle verdammten. Die Gründe, warum ich es mit gutem Gewissen thun zu können geglaubt, habe ich verschiedentlich auch schon beigebracht. Aber Hr. Goeze will mir nicht eher zugestehen, daß diese Gründe das geringste verfangen, als bis ich ihn überführe, daß die nämlichen Gründe mich rechtfertigen würden, „wenn ich Fragmente drucken ließe, in welchen die Gerechtsame des hohen Hauses, dem ich diene, die Ehre und Unschuld der ehemaligen großen und unbescholtenen Minister desselben und selbst des regierenden Herrn so angegriffen würden, als dort in jenen Fragmenten die Wahrheit der christlichen Religion, die Ehre und Unschuld der h. Apostel und selbst unsers ewigen Königs angegriffen wirklich werde."

Wie kindisch! und wie pfiffig, wie boshaft zugleich! — Denn lassen Sie uns doch, Hr. Hauptpastor, vor allen Dingen die Sache auf beiden Teilen erst gleich machen. Sie haben eine Kleinigkeit auch in die andre Wagschale zu legen vergessen, und Sie wissen wohl, im Gleichgewichte gibt jede Kleinigkeit den Ausschlag. Also nur dieses erst berichtiget; und ich hoffe, Sie werden mir das beizubringende glaubwürdige Zeugnis meiner Obern gütigst erlassen.

Nämlich nehmen Sie doch nur an, daß dergleichen historische und politische Fragmente, als durch deren Druck Sie mich gern auf das Eis führen möchten, von der Beschaffenheit wären, daß ihr Ungrund nicht allein klar und deutlich in die Augen leuchte, sondern sie zugleich auch einen unverhofften Anlaß und Stoff gäben, die Ehre und die Gerechtsamen des nämlichen Hauses noch von mehrern Seiten zu verherrlichen und zu erhärten: was ist sodann Ihr Zweifel, ob ich dergleichen Fragmente wohl dürfe drucken lassen? worauf gründet er sich? Darauf: daß es doch wohl mit jener Ehre

und jenen Gerechtsamen noch so ausgemacht nicht sei? Darauf: daß man einen wandelbaren Grund nicht noch mehr untergraben müsse? selbst in der Absicht nicht, ihn zu verstärken? — O, Herr Hauptpastor, das Durchlauchtigste Haus meines Herrn ist Ihnen für diese Schmeichelei, für diese Besorgnis recht sehr verbunden! recht sehr! — Darüber getraue ich mir allenfalls Ihnen ein glaubwürdiges Zeugnis von meinen Obern beizubringen.

Oder darf ich, was ich bei den Gerechtsamen des Hauses annehme, dem ich diene, bei der Wahrheit der Religion nicht annehmen, die ich bekenne? Darf ich nicht darauf rechnen, daß alle Einwendungen gegen diese wenigstens eben so wohl zu beantworten sind als gegen jene? Darf ich nicht erwarten, daß auch hier neue Einwürfe neue Erörterungen, geschärftere Zweifel geschärftere Auflösungen veranlassen werden? Nicht?

„Allerdings!“ ruft der Hr. Hauptpastor, „allerdings! Die Religion, betrachtet als Inbegriff der zu unsrer Seligkeit geoffenbarten Wahrheiten, gewinnet allerdings, je aufrichtiger und scharfsinniger sie bestritten wird. Aber das ist nur die objektive Religion, nur die objektive! Mit der subjektiven ist es ganz anders. Die subjektive Religion verlieret unwidersprechlich durch dergleichen Bestreitungen unendlich mehr, als jene nur immer dadurch gewinnen kann! Folglich — —“

Und was ist diese subjektive Religion? — „Die Gemütsverfassung der Menschen in Absicht auf die Religion, ihr Glaube, ihre Beruhigung, ihr Vertrauen auf uns, ihre Lehrer. Die, die periklitieren bei jedem Worte, das in deutscher Sprache gegen unsere allerheiligste Religion geschrieben wird.“

So? Bei Gott! ein tiefgedachter Unterschied, den ich ja in seinen Schulterminis zu lassen bitte, wenn er nicht ausgepfiffen und gerade gegen seine Bestimmung gebraucht werden soll.

Denn, wenn es wahr ist, daß die Religion bei allen und jeden Anfällen, die auf sie geschehen, objektive gewinnt und nur subjektive verliert: wer will behaupten, daß es also nach dem größern Gewinne oder nach dem größern Verluste entschieden werden müsse, ob dergleichen Anfälle überhaupt zu dulden sind oder nicht? Ja, wenn Gewinn und Verlust hier völlig homogene Dinge wären, die man nur von einander abzuziehen brauche, um sich durch den Ueberrest bestimmen zu lassen! Aber der Gewinn ist wesentlich, und der Verlust ist nur zufällig. Der Gewinn erstreckt sich auf alle Zeiten; der Verlust schränkt sich nur auf den Augenblick ein, so lange die Einwürfe noch unbeantwortet sind. Der Gewinn kömmt allen guten Menschen zu statten, die Erleuchtung und Ueberzeugung lieben; der Verlust trifft nur wenige, die weder wegen ihres Verstandes, noch wegen ihrer Sitten in Betracht zu kommen verdienen. Der Verlust trifft nur die paleas levis fidei, nur die leichte christliche Spreu, die bei jedem Windstoße der Bezweiflung von den schweren Körnern sich absondert und auffliegt.

Von dieser, sagt Tertullian, mag doch verfliegen, so viel als will! Avolent quantum volent! — Aber nicht so unsre heutigen Kirchenlehrer. Auch von der christlichen Spreu soll kein Hülschen verloren gehen! Lieber wollen sie die Körner selbst nicht lüften und umwerfen lassen.

Ueberhaupt läßt sich alles, was Tertullian*) von den Ketzereien seiner Zeit mit so vieler Scharfsinnigkeit sagt, vollkommen auf die Schriften der Ungläubigen und Freigeister unsrer Zeit anwenden. Was sind diese Schriften auch anders als Ketzereien? Nur daß ihnen gerade noch das gebricht, was die eigentlichen Ketzereien so fürchterlich macht. Sie zielen unmittelbar auf keine Spaltung und Trennung; sie machen keine Parteien und Rotten. Die alten Ketzer lehrten mehr mündlich als schriftlich und fingen immer damit an, daß sie sich Anhänger zu verschaffen suchten, welche ihren vorzutragenden Lehren sogleich ein politisches Gewicht geben könnten. Wie viel unschädlicher schickt itzt ein Mißgläubiger seine Grillen bloß in die Druckerei und läßt sie so viel Anhänger sich machen, als sie ohne sein weiteres Zuthun sich zu machen vermögen. —

Die freigeisterischen Schriften sind also offenbar das kleinere Uebel; und das kleinere Uebel sollte verderblicher sein als das große? Wenn das größere Uebel sein muß, auf daß die, so rechtschaffen sind, offenbar werden, — ut fides, habendo tentationem, haberet etiam probationem: warum wollen wir das kleinere nicht dulden, das eben dieses Gute hervorbringt?

O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt und hier ein anders am felsigten Ufer zerschmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu thun, ihr hättet sie denn versichert; euch ist lediglich um euer eignes Gärtchen zu thun, um eure eigne kleine Bequemlichkeit, kleine Ergötzung. Der böse Sturmwind! da hat er euch ein Lusthäuschen abgedeckt, da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt, da eure ganze kostbare Orangerie in sieben irdenen Töpfen umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Gutes der Sturmwind sonst in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu schaden? Warum bläset er nicht bei eurem Zaune vorbei? oder nimmt die Backen wenigstens weniger voll, sobald er an euren Grenzsteinen anlangt?

Wenn Tertullian von denen, die sich zu seiner Zeit an den Ketzereien so ärgerten, über deren Fortgang so wunderten, sagt: „vane et inconsiderate hoc ipso scandalizantur, quod tantum haereses valeant," was würde er von Ihnen sagen, Herr Hauptpastor, der Sie um die papierne Grundlage einer möglichen Ketzerei so ein Lärmen anfangen? Um Fragmente eines Ungenannten! Würde er nicht auch sagen: „Kurzsichtiger, — nihil valebunt, si

*) *De praescript. haereticorum.*

illa tantum valere non mireris? Dein Lärmen selbst ist schuld, wenn diese Fragmente mehr Schaden anrichten, als sie anzurichten bestimmt sind. Der Ungenannte wollte sich keinen Namen erschreiben; sonst hätte er sich genannt. Er wollte sich kein Häufchen sammlen; sonst hätte er's bei seinen Lebzeiten gethan. Mit einem Worte: der diese Fragmente drucken ließ, hat weit weniger Verantwortung als du, der du das laute Zeter über sie anstimmst. Jener hat nur gemacht, daß mehrere sie lesen können; du machst, daß mehrere sie wirklich gelesen haben und nun lesen müssen." —

Vielleicht, daß der Herr Hauptpastor diesen Verweis aus dem Munde eines Kirchenvaters lieber hört als aus meinem! —

Antwort auf die Anzeige

im 30sten Beitrage des Altonaer Postreuters.

1) Habe ich denn auch dem Herrn Goeze die Rezension des Maschoschen Buchs einzig und allein in die Schuh gegossen? Habe ich nicht ausdrücklich gesagt: Goeze und Compagnie? Die Compagnieschaft mit den Freiwilligen Beiträgern kann er doch nicht ableugnen, mit welchen er sich einer gemeinschaftlichen Firma bedient? Meint denn der Herr Hauptpastor, weil er sich außer dieser gemeinschaftlichen Firma auch noch einer besondern, ihm allein eignen, von Zeit zu Zeit bedienet, daß er für jene gar nicht mit einstehen darf? Ich will es ihm zugeben, wenn er wenigstens nun, da er weiß, daß das Buch des Herrn Mascho eben die Grundsätze enthält, die er an mir verdammet, nächstens den Herrn Mascho in den Fr. Beitr. eben so behandelt als mich. — 2) Warum muß denn Herr Nicolai immer dem Herrn Goeze namentlich büßen, so oft in der Allgemeinen Bibliothek etwas vorkömmt, was ihm nicht ansteht? Herr Nicolai ist auch nicht Direktor der A. B. Herr Nicolai bekömmt auch nicht alle Aufsätze vorher zu sehen, die in der A. B. Platz finden. Vielleicht, daß er selbst nie ein Wort gegen ihn geschrieben hat. Was sich Herr Goeze mit Nicolai erlaubt, das sollte ich mir nicht mit Goezen erlauben dürfen? — 3) Und von dieser Kleinigkeit, wenn ich mich auch damit geirret hätte, sollen die Leser auf meine übrigen Behauptungen einen Schluß machen? Ja, wenn sie so schließen wollen, wie Herr Goeze oder Herr E. schließt! Dieser Herr E. mag sein, wer er will. Näher zu kennen verlange ich ihn gar nicht.

Anti-Goeze.

1778.

Tonto sin saber Latin,
Nunca es gran tonto.
Francis. de Roxas.

Vierter.

——— 6

Wenn doch indes das eine ohne dem andern sehr füglich sein könnte? — Wenn es gar wohl möglich wäre, „daß die christliche Religion objektive allen Vorteil aus den Einwürfen der Freigeister ziehen könnte, ohne subjektive den geringsten Schaden zu besorgen?"

Das wäre allerdings das Bessere. Aber wie? wodurch? — Hier ist es, wo man mit einem Einfalle aufgezogen kömmt, der pedantisch genug klingt, um gründlich sein zu können. Ein andrer würde ihn bloß lächerlich machen; ich, ich will ihn prüfen. Denn mir ist das Pedantische fast Empfehlung.

Es dürfte, sagt man, nur ausgemacht sein, daß der Streit nie anders als in der Sprache der Gelehrten geführt würde. „Schreibt lateinisch, ihr Herrn! schreibt lateinisch! — Ja! wer fleißiger in den Klassen gewesen wäre! wer Lateinisch könnte!"

— Nicht weiter, Herr Subconrector, oder man merkt Ihre wahre Absicht. Sie möchten Ihrem lieben Latein nur gern eine Empfehlung mehr verschaffen. „Lernt Latein, Jungens, lernt Latein! Alle Einwürfe gegen die Religion sind lateinisch geschrieben! Wenn ihr auch selbst keine schreiben wollt, müßt ihr die geschriebenen doch kennen." — Und nun lernen die Jungens Latein, daß ihnen der Kopf raucht.

Doch ich habe gesagt, daß ich den Einfall nicht bloß lächerlich machen, sondern prüfen will. — Es wäre denn, wie ich fast besorge, daß dieses auf jenes hinausliefe. Und das wäre doch meine Schuld wohl nicht. Genug, ich will ernsthaft und ordentlich zu Werke gehen.

Also: wer gegen die Religion schreiben will, soll nicht anders als lateinisch schreiben dürfen, damit der gemeine Mann nicht geärgert werde. —

Und in den Ländern, wo der gemeine Mann ziemlich Latein verstehet, als in Polen, Ungarn — da müssen wohl sonach die Einwürfe gegen die Religion griechisch geschrieben werden? — Natürlich! Was für ein schöner pädagogischer Handgriff, nun auch die griechische Sprache in diesen Ländern gemein zu machen! Denn es

versteht sich, daß die in andern Ländern wider die Religion geschriebenen lateinischen Bücher in diese Länder nicht kommen.

Aber schon wieder auf das Lächerliche zu, das ich so gern vermeiden möchte! — „Was läge daran, wenn der Vorschlag in Polen und Ungarn nicht hülfe? er hülfe doch vors erste in Deutschland." — Gewiß? er hülfe? — Kann ein Vorschlag helfen, der weder thulich, noch billig, noch klug, noch christlich ist? — Das ist, was ich so ernsthaft erweisen will als möglich.

Zwar daß er thulich wäre, müßte ich wohl voraussetzen lassen. Ich müßte zugeben, daß ein Reichsgesetz darüber gemacht werden könne und dürfe. Denn ein geringers Verbot als ein Reichsgesetz würde nichts fruchten. Der Kopf, oder wenigstens ewige Gefangenschaft bei Wasser und Brot und ohne Tinte und Feder müßte im ganzen heiligen römischen Reiche darauf stehen, wenn jemand wider heilige Sachen anders als römisch schriebe. Das Gesetz läge schon in dem Namen des heiligen römischen Reichs, und sollte nicht thulich sein?

Nun gut, so sei es thulich; aber wäre es denn billig? — Kann überhaupt ein Gesetz billig sein, das eben so viel unfähige Leute zu etwas berechtigen, als fähige davon ausschließen würde? — Und wer sieht nicht, daß dieses hier geschähe? Oder ist es das Latein selbst, welches die Fähigkeit gewähret, Zweifel gegen die Religion zu haben und vorzutragen? Ist es die Unkunde des Lateins selbst, welche diese Fähigkeit allen Menschen ohne Ausnahme aberkennet? Ist kein gewissenhafter, nachdenklicher Mann ohne Latein möglich? Gibt es keinen Dummkopf, keinen Narren mit Latein? Ich will auf dem Einfalle des de Roxas nicht bestehen, daß das Latein erst den rechten Narren macht; aber den rechten Philosophen macht es doch auch nicht. — Darzu: von was für einem Latein können ist die Rede? Von dem bis zum Schreiben. Wenn nun Baco, der kein Latein schreiben konnte, Zweifel gegen die Religion gehabt hätte, so hätte auch Baco diese Zweifel unterdrücken müssen? So hätte jeder Schulkollege, der ein lateinisches Programma zusammenraspeln kann, eine Erlaubnis, die Baco nicht hatte? Ich finde zwar nicht, daß Baco wie Huart dachte, der es geradezu für das Zeichen eines schiefen Kopfes, eines Stümpers hielt, zu glauben, daß er sich in einer fremden Sprache besser werde ausdrücken können als in seiner. Aber Baco konnte vielleicht doch denken: „Wie ich Latein schreiben möchte, kann ich nicht; und wie ich kann, mag ich nicht." — Wenn mehrere wüßten, welch Latein sie schrieben, so würden noch wenigere Latein schreiben. Es wäre denn freilich, daß sie müßten. Ein Muß, das vielleicht der Sprache zuträglich sein könnte, aber nimmermehr den Sachen.

Und wenn schon in diesem Betracht, daß man sonach dem kleinern Nutzen den größern aufopferte, das unbillige Gesetz auch nicht klug wäre, wäre es nur in diesem Betracht unklug? Wäre es nicht auch darum unklug, weil es dem gemeinen Manne not-

wendig Verdacht gegen die Güte einer Sache erwecken müßte, die man sich unter seinen Augen zu behandeln nicht getraute? von deren Prüfung ihm die lateinischen Männer durch ihre Dolmetscher nur so viel mitteilen ließen, als sie für dienlich erachteten? — Wäre es nicht auch darum unklug, weil es den Schaden, dem es vorbauen soll, gerade vermehret? Die Einwendungen gegen die Religion sollen lateinisch geschrieben werden, damit sie unter weniger Leuten Schaden anrichten. Unter wenigern? Ja, unter wenigern in jedem Lande, in welchem das Lateinische nur bei einer gewissen Klasse von Leuten üblich wäre; aber auch in ganz Europa? in der ganzen Welt? Schwerlich wohl. Denn sollten, auch nur in Europa zusammen, nicht mehr Menschen sein, welche Lateinisch könnten und doch nicht imstande wären, jedem übeln Eindrucke wahrscheinlicher Zweifel zu widerstehen und zu begegnen, als dergleichen schwache Menschen, die nicht Lateinisch könnten, in jedem einzeln Lande? Seele ist für den Teufel Seele; oder wenn er einen Unterschied unter Seelen macht, so gewänne er ja wohl noch dabei. Er bekäme z. E. für die Seele eines deutschen Michels, der nur durch deutsche Schriften hätte verführt werden können, die Seele eines studierten Franzosen oder Engländers. Er bekäme für einen trocknen Braten einen gespickten.

Sein Votum also, das Votum des Teufels, hätte das unkluge Gesetz gewiß; wenn es auch nicht noch oben darein unchristlich wäre, wie schon daraus zu vermuten, daß es unbillig ist. — Ich verstehe aber unter „unchristlich", was mit dem Geiste des Christentums, mit der letzten Absicht desselben streitet. Nun ist, so viel ich mit Erlaubnis des Herrn Hauptpastor Goeze davon verstehe, die letzte Absicht des Christentums nicht unsere Seligkeit, sie mag herkommen, woher sie will, sondern unsre Seligkeit vermittelst unsrer Erleuchtung; welche Erleuchtung nicht bloß als Bedingung, sondern als Ingredienz zur Seligkeit notwendig ist, in welcher am Ende unsre ganze Seligkeit besteht. Wie ganz also dem Geiste des Christentums zuwider, lieber zur Erleuchtung so vieler nichts beitragen, als wenige vielleicht ärgern wollen! Immer müssen diese Wenige, die niemals Christen waren, niemals Christen sein werden, die bloß unter dem Namen der Christen ihr undenkendes Leben so hinträumen, immer muß dieser verächtliche Teil der Christen vor das Loch geschoben werden, durch welches der bessere Teil zu dem Lichte hindurch will. Oder ist dieser verächtlichste Teil nicht der wenigste? Muß er wegen seiner Vielheit geschont werden? — Was für ein Christentum hat man denn bisher geprediget, daß dem wahren Christentume noch nicht einmal der größere Haufe so anhängt, wie sich's gehöret? — Wenn nun auch von diesen Namenchristen sich einige ärgerten; einige von ihnen auf Veranlassung in ihrer Sprache geschriebener freigeisterischen Schriften sogar erklärten, daß sie nicht länger sein wollten, was sie nie waren, was wäre es denn nun mehr? Tertullian fragt, und ich mit ihm: „Nonne

ab ipso Domino quidam discentium scandalizati diverterunt?“ Wer, ehe er zu handeln, besonders zu schreiben beginnt, vorher untersuchen zu müssen glaubt, ob er nicht vielleicht durch seine Handlungen und Schriften hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten, dort einem Bösewichte, der Feigenblätter sucht, dergleichen in die Hände spielen werde: der entsage doch nur gleich allem Handeln, allem Schreiben. Ich mag gern keinen Wurm vorsätzlich zertreten; aber wenn es mir zur Sünde gerechnet werden soll, wenn ich einen von ungefähr zertrete, so weiß ich mir nicht anders zu raten, als daß ich mich gar nicht rühre; keines meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es sich einmal befindet; zu leben aufhöre. Jede Bewegung im Physischen entwickelt und zerstöret, bringt Leben und Tod; bringt diesem Geschöpfe Tod, indem sie jenem Leben bringt: soll lieber kein Tod sein und keine Bewegung, oder lieber Tod und Bewegung?

Und so ist es mit diesem Wunsche beschaffen, daß die Feinde der Religion sich nie einer andern als der lateinischen Sprache bedienen dürften, mit diesem Wunsche, der so gern Gesetz werden möchte! So ist es schon itzt damit beschaffen; und wie meinet man, daß es mit aller Untersuchung der Wahrheit überhaupt aussehen würde, wenn er nun erst Gesetz wäre? — Man urteile aus den Krallen, welche die geistliche Tyrannei in einem ihrer grimmigsten, zum Glück noch gefesselten Tiger bereits zu entblößen wagt!

Ich ziele hiermit auf das, was der Herr Hauptpastor S. 79 und 80 über diesen Punkt sagt; und wer es noch nicht riecht, wohin alle die Einschränkungen und Bedingungen abzielen, mit und unter welchen es vergönnt bleiben könne, Einwürfe gegen die Religion zu machen, der hat den Schnupfen ein wenig zu stark.

„Verständigen“ — heißt es alldort —, „verständigen und gesetzten Männern kann es vergönnt bleiben, bescheidene Einwürfe gegen die christliche Religion und selbst gegen die Bibel zu machen.“ — Aber von wem soll die Entscheidung abhangen, wer ein gesetzter und verständiger Mann ist? Ist der bloß ein verständiger Mann, der Verstand genung hat, die Verfolgung zu erwägen, die er sich durch seine Freimütigkeit zuziehen würde? Ist der bloß ein gesetzter Mann, der gern in dem bequemen Lehnstuhle, in den ihn sein Amt gesetzt hat, ruhig sitzen bliebe und daher herzlich wünscht, daß auch andre, wenn sie schon so weich nicht sitzen, dennoch eben so ruhig sitzen bleiben möchten? Sind nur das bescheidene Einwürfe, die sich bescheiden, der Sache nicht ans Leben zu kommen? die sich bescheiden, nur so weit sich zu entwickeln, als ohngefähr noch eine Antwort abzusehen ist?

Das letztere muß wohl. Denn der Herr Hauptpastor fährt fort: „Es wird solches nötig sein, um die Lehrer in Othem zu erhalten.“ — So? nur darum? So soll alle Bestreitung der Religion nur eine Schulübung, nur ein Spiegelgefechte sein? Sobald der Präses dem Opponenten einen Wink gibt; sobald der Opponent

merkt, daß der Respondent nichts zu antworten haben werde und daß den Herrn Präses zu sehr hungert, als daß dieser selbst, mit gehöriger Ruhe und Umständlichkeit, darauf antworten könne: muß die Disputation aus sein? müssen Präses und Opponent freundschaftlich mit einander zum Schmause eilen? — Doch wohl nein; denn der Herr Hauptpastor setzt ja noch hinzu: „und um solche Zeiten der Ruhe zu verhüten, unter welchen die Christenheit von dem 9ten bis zum 15ten Jahrhundert beinahe völlig zu Grunde gegangen wäre." — Vortrefflich! Aber weiß der Herr Hauptpastor wohl, daß selbst in diesen barbarischen Zeiten doch noch mehr Einwürfe gegen die christliche Religion gemacht wurden, als die Geistlichen zu beantworten Lust hatten? Bedenkt er wohl, daß diese Zeiten nicht darum der christlichen Religion so verderblich wurden, weil niemand Zweifel hatte, sondern darum, weil sich niemand damit an das Licht getrauen durfte? darum, weil es Zeiten waren, wie der Herr Hauptpastor will, daß unsere werden sollen?

Anti-Goeze.

1778.

Cognitio veritatis omnia falsa, si modo proferantur, etiam quae prius inaudita erant, et dijudicare et subvertere idonea est.

Augustinus ad Dioscorum.

Fünfter.

7

O glückliche Zeiten, da die Geistlichkeit noch alles in allem war, — für uns dachte und für uns aß! Wie gern brächte euch der Herr Hauptpastor im Triumphe wieder zurück! Wie gern möchte er, daß sich Deutschlands Regenten zu dieser heilsamen Absicht mit ihm vereinigten! Er predigt ihnen süß und sauer, er stellt ihnen Himmel und Hölle vor. Nun, wenn sie nicht hören wollen, — so mögen sie fühlen! Witz und Landessprache sind die Mistbeete, in welchen der Same der Rebellion so gern und so geschwind reifet. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac, Damiens sind nicht in den Beichtstühlen, sind auf dem Parnasse gebildet.

Doch auf diesem Gemeinorte des Herrn Hauptpastors lasse ich mich wohl wieder ein andermal treffen. Itzt will ich nur, wem es noch nicht klar genug ist, vollends klar machen, daß Herr Goeze

schlechterdings nicht gestattet, was er zu gestatten scheinet; und daß eben das die Klauen sind, die der Tiger nur in das hölzerne Gitter schlagen zu können sich so ärgert.

Ich sage nämlich: es ist mit seiner Erlaubnis, Einwürfe gegen Religion und Bibel, gegen das, was er Religion und Bibel nennt, machen zu dürfen, nur Larifari. Er gibt sie und gibt sie nicht; denn er verklausuliert sie von allen Seiten so streng und rabulistisch, daß man sich, Gebrauch davon zu machen, wohl hüten muß.

Die Klausel in Ansehung der Sprache habe ich genugsam beleuchtet. Auch habe ich die Klausel in Ansehung der Personen und der Absicht berühret. Aber noch ist die Klausel in Ansehung der Punkte selbst übrig, welche die Einwürfe nur sollen treffen können; und diese verdient um so mehr, daß wir uns einen Augenblick dabei verweilen, je billiger sie klingt, je weniger man dem ersten Ansehen nach etwas dagegen einzuwenden haben sollte.

„Nur müßte," sind die Worte des Herrn Hauptpastors, „der angreifende Teil die Freiheit nicht haben, die heiligen Männer Gottes, von welchen die ganze Christenheit glaubt, daß sie geredet und geschrieben haben, getrieben von dem heiligen Geiste, als Dummköpfe, als Bösewichter, als Leichenräuber zu lästern."

Wie gesagt, dieses klingt so billig, daß man sich fast schämen sollte, eine Erinnerung dagegen zu machen. Und doch ist es im Grunde mehr nicht als Pfiff oder Armseligkeit. Denn verstehen wir uns nur erst recht!

Will der Herr Hauptpastor bloß, daß der angreifende Teil die Freiheit nicht haben müßte, dergleichen Schimpfworte, als er ihm in den Mund legt, anstatt aller Gründe zu gebrauchen? Oder will er zugleich, daß der angreifende Teil auch die Freiheit nicht haben müßte, solche Dinge und Thatsachen zu berühren, aus deren Erweisung erst folgen würde, daß den Aposteln jene Benennungen gewissermaßen zukommen? Das ist die Frage, deren er sich wohl nicht versehen hat.

Will er bloß jenes, so ist seine Forderung höchst gerecht; aber sie betrifft eine Armseligkeit, über die sich der Christ lieber hinwegsetzt. Leere Schimpfworte bringen ihn nicht auf, sie mögen wider ihn selbst oder wider seinen Glauben gerichtet sein. Ruhige Verachtung ist alles, was er ihnen entgegensetzt. Wehe seinem Gegner, der nichts anders hat, womit er ihn bestreite, und ihn doch bestreitet! —

Will der Herr Hauptpastor aber auch zugleich dieses, so geht er mit Pfiffen um, deren sich nur eine theologische Memme schuldig macht, und jeder muß sich ihm widersetzen, dem die Wahrheit der christlichen Religion am Herzen liegt. — Denn wie? So hat die christliche Religion kranke Stellen, die schlechterdings keine Betastung dulden? die man selbst der Luft nicht auslegen darf? Oder hat sie keine solche Stellen, warum sollen ihre Freunde immer und ewig den Vorwurf hören, „daß man nur nicht alles sagen dürfe, was

man gegen sie sagen könnte?" Dieser Vorwurf ist so erniedrigend, ist so marternd! Ich wiederhole es: nur eine theologische Memme kann ihm nicht ein Ende gemacht zu sehen wünschen, kann durch ihr Betragen länger dazu berechtigen. Nicht daß mir der theologische Renommist lieber wäre, welcher mitten vom Pflaster dem leuteschenen Freigeiste, der sich an den Häusern hinschleicht, ein Schnippchen schlägt und trotzig zuruft: „Komm heraus, wenn du was hast!" Ich kann beide nicht leiden; und das Sonderbarste ist, daß auch hier nicht selten Memme und Renommist in einer Person sind. Sondern ich glaube, daß der wahre Christ weder den einen noch den andern spielt, zu mißtrauisch auf seine Vernunft, zu stolz auf seine Empfindung. —

So viel gegen die Foderung des Herrn Hauptpastors, im allgemeinen betrachtet. Ich komme auf den einzeln Fall, den er dabei im Sinne hat. Denn mein Ungenannter muß es doch wohl sein sollen, der sich einer Freiheit bedienet, die er nicht haben müßte.

Aber wo hat er sich denn ihrer bedienet? Wo hat er denn die Apostel als Dummköpfe, Bösewichter, Leichenräuber gelästert? Ich biete dem Herrn Hauptpastor Trotz, mir eine einzige Stelle in den Fragmenten zu zeigen, wo er mit solchen Ehrentiteln um sich wirft. Der Herr Hauptpastor sind es einzig und allein selbst, dem sie hier zuerst über die Zunge oder aus der Feder, — zuerst in die Gedanken gekommen. Er, er mußte im Namen des Ungenannten die Apostel lästern, damit er den Ungenannten lästern könne.

Und daß man ja nicht glaube, als ob ich meinen Ungenannten bloß damit schützen wolle, daß jene Ehrentitel nicht buchstäblich bei ihm zu finden! Mein Ungenannter hat sogar nichts von den Aposteln positiv behauptet, was sie derselben würdig machen könnte, nirgends ihnen den Gehalt derselben gerade auf den Kopf zugesagt.

Es ist nicht wahr, daß mein Ungenannter schlechthin sagt: „Christus ist nicht auferstanden, sondern seine Jünger haben seinen Leichnam gestohlen." Er hat die Apostel dieses Diebstahls weder überwiesen, noch überweisen wollen. Er sahe zu wohl ein, daß er sie dessen nicht überweisen könne. Denn ein Verdacht, selbst ein höchst wahrscheinlicher Verdacht ist noch lange kein Beweis.

Mein Ungenannter sagt bloß: dieser Verdacht, welchen sein Gehirn nicht ausgebrütet, welcher sich aus dem Neuen Testamente selbst herschreibt, dieser Verdacht sei durch die Erzählung des Matthäus von Bewahrung des Grabes nicht so völlig gehoben und widerlegt, daß er nicht noch immer wahrscheinlich und glaublich bleibe; indem besagte Erzählung nicht allein ihrer innern Beschaffenheit nach höchst verdächtig, sondern auch ein ἅπαξ λεγόμενον sei, dergleichen in der Geschichte überhaupt nicht viel Glauben verdiene, und hier desto weniger, weil sich selbst diejenigen nie darauf zu berufen getrauet, denen an der Wahrheit derselben am meisten gelegen gewesen.

Wer sieht nun nicht, daß es sonach hier weniger auf die Wahr=

heit der Sache als auf die glaubwürdige Art der Erzählung ankömmt? Und da die Erzählung einer sehr wahren Sache sehr unglaublich sein kann, wer erkennt nicht, daß diese Unglaublichkeit jener Wahrheit nur in soweit präjudiziert, als man die Wahrheit einzig und allein von der Erzählung will abhangen lassen?

Doch gesetzt auch, mein Ungenannter hätte sich in diesen Grenzen nicht gehalten, er hätte nicht bloß zeigen wollen, was jeder gute Katholik ohne Anstoß glauben und behaupten kann, daß in der schriftlichen Erzählung der Evangelisten und Apostel einzig und allein gewisse heilige Begebenheiten so ungezweifelt nicht erscheinen, daß sie nicht noch einer anderweitigen Bekräftigung bedürfen; gesetzt, er hätte das Wahrscheinliche für wahr, das Glaubliche für unleugbar gehalten, er hätte es schlechterdings für ausgemacht gehalten, daß die Apostel den Leichnam Jesu entwendet: so bin ich auch sodann noch überzeugt, daß er diesen Männern, durch welche gleichwohl so unsäglich viel Gutes in die Welt gekommen, wie er selbst nicht in Abrede ist, daß er, sage ich, diesen uns in aller Absicht so teuren Männern die schimpflichen Namen Betrüger, Bösewichter, Leichenräuber würde erspart haben, die dem Herrn Hauptpastor so geläufig sind.

Und zwar würde er sie ihnen nicht bloß aus Höflichkeit erspart haben, nicht bloß aus Besorglichkeit, das Kalb, wie man zu sagen pflegt, zu sehr in die Augen zu schlagen, sondern er würde sie ihnen erspart haben, weil er überzeugt sein mußte, daß ihnen zu viel damit geschähe.

Denn wenn es schon wahr ist, daß moralische Handlungen, sie mögen zu noch so verschiednen Zeiten, bei noch so verschiednen Völkern vorkommen, in sich betrachtet immer die nämlichen bleiben, so haben doch darum die nämlichen Handlungen nicht immer die nämlichen Benennungen, und es ist ungerecht, irgend einer eine andere Benennung zu geben als die, welche sie zu ihren Zeiten und bei ihrem Volk zu haben pflegte.

Nun ist es erwiesen und ausgemacht, daß die ältesten und angesehnsten Kirchenväter einen Betrug, der in guter Absicht geschiehet, für keinen Betrug gehalten und diese nämliche Denkungsart den Aposteln beizulegen sich kein Bedenken gemacht haben. Wer diesen Punkt von einem unverdächtigen Theologen selbst belegt und aufs Reine gebracht lesen will, der lese Ribovs Programm de Oeconomia patrum. Die Stellen sind unwidersprechlich, die Ribov daselbst mit Verschwendung zusammenträgt, um zu beweisen, daß die Kirchenväter fast ohne Ausnahme der festen Meinung gewesen, „integrum omnino Doctoribus et coetus Christiani Antistitibus esse, ut dolos versent, falsa veris intermisceant et imprimis religionis hostes fallant, dummodo veritatis commodis et utilitati inserviant.“ Auch sind die Stellen der andern Art, wo die Kirchenväter den Aposteln selbst eine dergleichen οἰκονομίαν, eine dergleichen falsitatem dispensativam beilegen, eben so unleugbar.

Was Hieronymus unter andern vom h. Paulus versichert,*) ist so naiv, daß es dem naiven Ribov selbst auffällt, darum aber nicht weniger die wahre Meinung des Hieronymus bleibt.

Man sage nicht, daß diese uns itzt so befremdende Vorstellung von der Aufrichtigkeit der ersten Kirchenväter und Apostel bloße Vorteile der Auslegungskunst, bloßen Wörterkram betreffe. Worte und Handlungen liegen nicht so weit aus einander, als man insgemein glaubt. Wer fähig ist, eine Schriftstelle wider besser Wissen und Gewissen zu verdrehen, ist zu allem andern fähig, kann falsch Zeugnis ablegen, kann Schriften unterschieben, kann Thatsachen erdichten, kann zu Bestätigung derselben jedes Mittel für erlaubt halten.

Gott bewahre mich, daß ich zu verstehen geben sollte, daß die Apostel zu diesem allen fähig gewesen, weil sie die Kirchenväter zu einem für fähig gehalten! Ich will nur die Frage veranlassen: ob in eben dem Geiste, in welchem wir itzt in Ansehung dieses einen über sie urteilen, ein billiger Mann allenfalls nicht auch in Ansehung des übrigen urteilen müßte, wenn es ihnen wirklich zur Last fiele?

Und so ein billiger Mann war mein Ungenannter allerdings. Er hat keine Schuld, die in leichtem Gelde gemacht war, in schwerem wiedergefodert. Er hat kein Verbrechen, welches unter nachsehendern Gesetzen begangen war, nach spätern geschärfteren Gesetzen gerichtet. Er hat keine Benennung, die dem Abstracto der That zu ihrer Zeit nicht zukam, dem Concreto des Thäters zu unsrer Zeit beigelegt. Er hat immer in seinem Herzen dafür halten können, daß wir betrogen sind; aber er hat sich wohl gehütet, zu sagen, daß wir von Betrügern betrogen sind.

Vielmehr spielt jeder, welcher meinen Ungenannten dieses letztere sagen läßt, weil er ihn überführen kann, daß er das erstere geglaubt habe, selbst einen Betrug, um einen Pöbel in Harnisch zu bringen, der keinen Unterschied zu machen fähig ist. Ob aber diese Absicht auch zu den Absichten gehört, die einen Betrug entschuldigen, das lasse ich dahingestellt sein. Ich sehe wenigstens den Nutzen, der daraus entspringen soll, noch nicht ein, und ich muß erst erfahren, ob selbst der Pöbel itziger Zeit nicht schon klüger und vernünftiger ist als die Prediger, die ihn so gern hetzen möchten.

Herr Goeze weiß sehr wohl, daß mein Ungenannter eigentlich nur behauptet, daß die Apostel es ebenfalls gemacht, wie es alle Gesetzgeber, alle Stifter neuer Religionen und Staaten zu machen für gut befunden. Aber das fällt dem Pöbel, für den er schreibt und prediget, nicht so recht auf. Er spricht also mit dem Pöbel die Sprache des Pöbels und schreiet, daß mein Ungenannter die Apostel als Betrüger und Bösewichter lästere. — Das klingt! das thut Wirkung! — Vielleicht, wie gesagt, aber auch nicht. Denn auch der geringste Pöbel, wenn er nur von seiner Obrigkeit gut

*) Paulus in testimoniis, quae sumit de veteri testamento, quam artifex, quam prudens, quam dissimulator est ejus, quod agit!

gelenkt wird, wird von Zeit zu Zeit erleuchteter, gesitteter, besser: anstatt daß es bei gewissen Predigern ein Grundgesetz ist, auf dem nämlichen Punkte der Moral und Religion immer und ewig stehen zu bleiben, auf welchem ihre Vorfahren vor vielen hundert Jahren standen. Sie reißen sich nicht von dem Pöbel, — aber der Pöbel reißt sich endlich von ihnen los.

Anti-Goeze.

1778.

Non leve est, quod mihi impingit tantae urbis pontifex.

Hieron. adv. Ruffinum.

Sechster.

———8

Ich habe erwiesen (Anti-Goeze III.), daß die Vorteile, welche die Religion *objektive* aus den Zweifeln und Einwürfen ziehet, mit welchen die noch ununterjochte Vernunft gegen sie angeht, so wesentlich und groß sind, daß aller *subjektive* Nachteil, der daraus mehr befürchtet wird, als daß er wirklich daraus entstehe, in keine Betrachtung zu kommen verdienet; welches auch schon daher klar ist, weil der subjektive Nachteil nur so lange dauert, bis der objektive Vorteil sich zu äußern beginnet, in welchem Augenblicke sofort objektiver Vorteil auch subjektiver Vorteil zu werden anfängt. — Ich habe erwiesen, daß sonach die Kirche, welche ihr wahres Beste verstehet, sich nicht einfallen lassen kann, die Freiheit, die Religion zu bestreiten, auf irgend eine Weise einzuschränken; weder in Ansehung der Sprache, noch in Ansehung der Personen einzuschränken, von welchen allein und in welcher allein die Bestreitung geschehen dürfe. (A.-G. IV.) — Ich habe erwiesen, daß am wenigsten eine Ausnahme von Punkten gemacht werden dürfe, welche die Bestreitung nicht treffen solle (A.-G. V.), indem dadurch ein Verdacht entstehen würde, welcher der Religion sicherlich mehr Schaden brächte, als ihr die Bestreitung der ausgenommenen Punkte nur immer bringen könnte. —

Wenn nun hieraus erhellet, daß die Kirche auch nicht einmal das Recht muß haben *wollen*, die Schriften, die gegen sie geschrieben worden, von welcher Beschaffenheit sie auch sein mögen, in ihrer Geburt zu ersticken oder zu ihrer Geburt gar nicht gelangen zu lassen, es sei denn durch die bessere Belehrung ihrer Urheber; wenn selbst diese Urheber, in welchen sie nur den Irrtum verfolget, alle die Schonung von ihr genießen, welche man denjenigen so gern

widerfahren läßt, die uns wider ihren Willen, der nur auf unser Verderben geht, Gutes erzeigen: wie kann sie den für ihren Feind erkennen, in welchem sie nicht einmal den eigenen Irrtum zu verfolgen hat, welcher bloß fremde Irrtümer bekannt macht, um ihr den daraus zu erwartenden Vorteil je eher je lieber zu verschaffen? Wie kann der Herausgeber eines freigeisterischen Buches eine Ahndung von ihr zu besorgen haben, mit der sie nicht einmal den Verfasser desselben ansehen würde? —

Als Hieronymus eine, seinem eignen Urteile nach, der wahren christlichen Religion höchst verderbliche Schrift aus dem Griechischen übersetzte — es waren des Origenes Bücher περὶ ἀρχῶν; man merke wohl, übersetzte! und übersetzen ist doch wohl mehr als bloß herausgeben — als er diese gefährliche Schrift in der Absicht übersetzte, um sie von den Verkleisterungen und Verstümmlungen eines andern Uebersetzers, des Ruffinus, zu retten, d. i. um sie ja in ihrer ganzen Stärke, mit allen ihren Verführungen der lateinischen Welt vorzulegen, und ihm hierüber eine gewisse schola tyrannica Vorwürfe machte, als habe er ein sehr strafbares Aergernis auf seiner Seele: was war seine Antwort? „O impudentiam singularem! Accusant medicum, quod venena prodiderit." — Nun weiß ich freilich nicht, was er mit jener schola tyrannica eigentlich sagen wollen. Und es wäre doch erstaunlich, wenn es auch damals schon unter den christlichen Lehrern Leute gegeben hätte wie Goeze! — Aber eine ähnliche Antwort habe ich doch schon für mich auch gegeben*): „Weil ich das Gift, das im Finstern schleichet, dem Gesundheitsrate anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht haben?"

Freilich, als ich die Fragmente herauszugeben anfing, wußte ich oder äußerte ich doch den Umstand noch nicht, den ich zur Entschuldigung eines Unternehmens, bei welchem ich darauf keine Rücksicht nahm oder nehmen konnte, hier brauchen zu wollen scheine. Ich wußte oder äußerte noch nicht, daß das Buch ganz vorhanden sei, an mehrern Orten vorhanden sei und in der Handschrift darum keinen geringern Eindruck mache, weil der Eindruck nicht in die Augen falle. Aber ich scheine auch nur mich dieses Umstandes zu meiner Rechtfertigung bedienen zu wollen.

Ich bin ohne ihn dadurch gerechtfertigt genug, daß ich, als ich einmal eine sehr unschuldige Stelle aus dem Werke meines Ungenannten gelegentlich bekannt gemacht hatte, aufgefodert wurde, mehr daraus mitzuteilen. Ja, ich will noch mehr Blöße geben.

Ich will geradezu bekennen, daß ich auch ohne alle Auffoderung würde gethan haben, was ich gethan habe. Ich würde es vielleicht nur etwas später gethan haben.

Denn einmal habe ich nun eine ganz abergläubische Achtung gegen jedes geschriebene und nur geschrieben vorhandene Buch, von

*) Anti-Goeze, I. S. 130.

welchem ich erkenne, daß der Verfasser die Welt damit belehren oder vergnügen wollen. Es jammert mich, wenn ich sehe, daß Tod oder andere dem thätigen Manne nicht mehr und nicht weniger willkommene Ursachen so viel gute Absichten vereiteln können; und ich fühle mich sofort in der Befassung, in welcher sich jeder Mensch, der dieses Namens noch würdig ist, bei Erblickung eines ausgesetzten Kindes befindet. Er begnügt sich nicht, ihm nur nicht vollends den Garaus zu machen, es unbeschädigt und ungestört da liegen zu lassen, wo er es findet: er schafft oder trägt es in das Findelhaus, damit es wenigstens Taufe und Namen erhalte. Eines denn freilich wohl lieber als das andere, nachdem ihm das eine mehr angelächelt als das andere, nachdem ihm das eine den Finger mehr gedrücket als das andere.

Gerade so wünschte ich wenigstens — denn was wäre es nun, wenn auch darum noch so viel Lumpen mehr dergestalt verarbeitet werden müßten, daß sie Spuren eines unsterblichen Geistes zu tragen fähig würden? — wünschte ich wenigstens, alle und jede ausgesetzte Geburten des Geistes mit eins in das große für sie bestimmte Findelhaus der Druckerei bringen zu können; und wenn ich deren selbst nur wenige wirklich dahin bringe, so liegt die Schuld gewiß nicht an mir allein. Ich thue, was ich kann, und jeder thue nur eben so viel. Selbst die Ursache liegt oft in mir nicht allein, warum ich eher diese als jene hinbringe, warum ich mir von dem gesundern und freundlichern Findlinge den Finger umsonst muß drücken lassen; sondern es wirken auch hier meistens so viel kleine unmerkliche Ursachen zusammen, daß man mit Recht sagen kann: habent sua fata libelli.

Aber nie habe ich diese meine Schwachheit — wodurch ich, ich weiß nicht, ob ich sagen soll: zum Bibliothekar geboren oder zum Bibliothekar von der Natur verwahrloset bin —, nie habe ich diese meine Schwachheit denken können, ohne meine individuelle Lage glücklich zu preisen. Ich bin sehr glücklich, daß ich hier Bibliothekar bin und an keinem andern Orte. Ich bin sehr glücklich, daß ich dieses Herrn Bibliothekar bin und keines andern. —

Unter den heidnischen Philosophen, welche in den ersten Jahrhunderten wider das Christentum schrieben, muß ohne Zweifel Porphyrius der gefährlichste gewesen sein, so wie er aller Vermutung nach der scharfsinnigste und gelehrteste war. Denn seine 15 Bücher κατὰ χριστιανῶν sind auf Befehl des Constantinus und Theodosius so sorgsam zusammengesucht und vernichtet worden, daß uns auch kein einziges kleines Fragment daraus übrig geblieben. Selbst die dreißig und mehr Verfasser, die ausdrücklich wider ihn geschrieben hatten, worunter sich sehr große Namen befinden, sind darüber verloren gegangen; vermutlich, weil sie zu viele und zu große Stellen ihres Gegners, der nun einmal aus der Welt sollte, angeführet hatten. — Wenn es aber wahr sein sollte, was Isaak

Vossius den Salvius wollen glauben machen*), daß dem ohngeachtet noch irgendwo ein Exemplar dieser so fürchterlichen Bücher des Porphyrius vorhanden sei, in der Mediceischen Bibliothek zu Florenz nämlich, wo es aber so heimlich gehalten werde, daß niemand es lesen, niemand das Geringste der Welt daraus mitteilen dürfe, wahrlich, so möchte ich dort zu Florenz nicht Bibliothekar sein, und wenn ich Großherzog zugleich sein könnte. Oder vielmehr, ich möchte es nur unter dieser Bedingung sein, damit ich ein der Wahrheit und dem Christentume so nachteiliges Verbot geschwind aufheben, geschwind den Porphyrius in meinem herzoglichen Palaste drucken lassen und geschwind das Großherzogtum, welches mir itzt schon im Gedanken zur Last ist, geschwind wieder an seine Behörde abgeben könnte. —

Abälard ist der Mann, den ich oben**) in Gedanken hatte, als ich sagte, daß selbst in jenen barbarischen Zeiten mehr Einwürfe gegen die Religion gemacht worden, als die Mönche zu beantworten Lust hatten, die beliebter Kürze und Bequemlichkeit wegen den nur gleich zu allen Teufeln zu schicken bereit waren, der sich mit seinen Einwürfen an das Licht wagte. Denn sollte man wohl glauben, daß trotz den Streitigkeiten, welche der h. Bernhardus dem Abälard gegen verschiedene seiner Schriften erregte; trotz der Sammlung, welche Amboise mit seiner nicht geringen Gefahr von den Schriften des Abälards machte; trotz den Nachlesen, welche Martene und Durand und B. Petz zu dieser Sammlung gehalten haben, uns doch noch dasjenige Werk des Abälard mangelt, aus welchem die Religionsgesinnungen desselben vornehmlich zu ersehen sein müßten? D'Achery hatte es, ich weiß nicht in welcher Bibliothek gefunden, hatte eine Abschrift davon genommen und war willens, es drucken zu lassen. Aber D'Achery ging oder mußte mit andern Gelehrten — auch Benediktinern ohne Zweifel — vorher noch darüber zu Rate gehen, und so konnte aus dem Drucke nichts werden: die glücklich aufgefundene Schrift des Abälard, „in quo, genio suo indulgens, omnia christianae religionis mysteria in utramque partem versat“, ward zu ewigen Finsternissen verdammet***). Die Abschrift des D'Achery kam in die Hände des Martene und Durand; und diese, welche so viel historischen und theologischen Schund dem Untergange entrissen hatten, hatten eben so wenig das Herz, noch ein bißchen Schund mehr der Welt aufzubewahren, weil es doch nur philosophischer Schund war. — Arme Scharteke! Gott führe dich mir in die Hände; ich lasse dich so gewiß drucken, so gewiß ich kein Benediktiner bin! — Aber wünschen, einer zu sein, könnte ich fast, wenn man nur als ein solcher mehr dergleichen Manuskripte zu sehen bekäme. Was wäre es, wenn ich auch gleich das erste Jahr wieder aus dem Orden gestoßen würde?

---

*) Ritmeieri Conringiana Epistolica, p. 71.

**) Anti-Goeze, IV. S. 148.

***) Thes. Anecdot., T. V. Praef.

Und das würde ich gewiß. Denn ich würde zu viel wollen drucken lassen, wozu mir der Orden den Vorschub verweigerte. Der alte Lutheraner würde mich noch zu oft in den Nacken schlagen; und ich würde mich nimmermehr bereden können, daß eine Maxime, welche der päpstlichen Hierarchie so zuträglich ist, auch dem wahren Christentume zuträglich sein könne.

„Doch das alles heißt ja nur eine Missethat durch das Jucken entschuldigen wollen, welches man, sie zu begehen, unwiderstehlich fühlet. Wenn es denn deine Schwachheit ist, dich verlassener Handschriften anzunehmen, so leide auch für deine Schwachheit! Genug, von dieser Handschrift hätte schlechterdings nichts müssen gedruckt werden, weil sie wenigstens eben so schlimm ist als das Toldos Jeschu."

Wohl angemerkt! Und also hätte auch wohl Toldos Jeschu nicht müssen gedruckt werden? Also waren die, welche es unter uns bekannt und durch den Druck bekannt machten, keine Christen? Freilich war der, welcher es den Christen zuerst gleichsam unter die Nase rieb, nur ein getaufter Jude. Aber Porchetus? Aber Luther? Und Wagenseil, der sogar das hebräische Original retten zu müssen glaubte! O der unbesonnene, der heimtückische Wagenseil! Sonst bekam unter tausend Juden kaum einer das Toldos Jeschu zu lesen; nun können es alle lesen. Und was er auch sonst noch einmal vor dem Richterstuhl Gottes schwer wird zu verantworten haben, der böse Wagenseil! aus seiner Ausgabe hat der abscheuliche Voltaire seine skurrilen Auszüge gemacht, die er zu machen wohl unterlassen haben würde, wenn er das Buch erst in den alten Drucken des Raymundus oder Porchetus hätte aufsuchen müssen. —

Nicht wahr, Herr Hauptpastor? Ich setze hinzu: die er zu machen auch wohl gar hätte müssen bleiben lassen, wenn Wagenseil das Lästerbuch anstatt hebräisch und lateinisch, hebräisch und deutsch hätte drucken lassen. Das wäre denn ein kleines Exempelchen, von welchem allgemeinen Nutzen es ist, wenn die Schriften wider die Religion nur lateinisch zu haben sind. Nicht wahr, Herr Hauptpastor?

Indes, Herr Hauptpastor, hat doch Wagenseil in der weitläuftigen Vorrede zu seinen Telis igneis Satanae sein Unternehmen so ziemlich gut verteidiget. Und wollen Sie wohl erlauben, daß ich nur eine einzige Stelle daraus hersetze, in welcher auch ich mit eingeschlossen zu sein glaube? Es ist die, welche den Hauptinhalt der ganzen Vorrede in wenig Worte faßt. „Neque vero non legere tantum Haereticorum scripta, sed et opiniones illorum manifestare librorumque ab iis compositorum sive fragmenta aut compendia, sive integrum contextum, additis quidem plerumque confutationibus, aliquando tamen etiam sine iis, publice edere, imo et blasphemias impiorum hominum recitare, viri docti piique olim et nunc fas esse arbitrati sunt."

Anti-Goeze.

1778.

Ne hoc quidem nudum est intuendum, qualem causam vir bonus, sed etiam quare et qua mente defendat.

Quinctilianus.

Siebenter.

——— 9

Aber der Herr Hauptpastor wird ärgerlich werden, daß ich ihm so Schritt vor Schritt auf den Leib rücke, um ihn endlich in dem Winkel zu haben, wo er mir nicht entwischen kann. Er wird schon itzt, ehe ich ihn noch ganz umzingelt habe, mir zu entwischen suchen und sagen: „Ei, wer spricht denn auch von dem bloßen Drucke? Der ließe sich freilich noch so so beschönigen. Das eigentliche Verbrechen stecket da, daß der Herausgeber der Fragmente zugleich die Advokatur des Verfassers übernommen hat."

Advokatur? Die Advokatur des Verfassers? — Was hatte denn mein Ungenannter für eine Advokatur, die ich an seiner Statt übernommen? Die Advokatur ist die Befugnis, vor gewissen Gerichten gewisse Rechtshändel führen zu dürfen. Daß mein Ungenannter irgendwo eine solche Befugnis gehabt habe, wüßte ich gar nicht. — Es wäre denn, daß man seine Befugnis, den gesunden Menschenverstand vor dem Publico zu verteidigen, darunter verstehen wolle. Doch diese Befugnis hat ja wohl ein jeder von Natur, gibt sich ja wohl ein jeder von selbst, braucht keiner erst lange von dem andern zu übernehmen. Sie ist weder eine Fleischbank, noch ein Pastorat.

Doch dem guten Herrn Hauptpastor die Worte so zu mäkeln! So genau bei ihm auf das zu sehn, was er sagt, und nicht vielmehr auf das, was er sagen will? Er will sagen, daß ich übernommen, der Advokat des Ungenannten zu sein, mich zum Advokaten des Ungenannten aufgeworfen. Das will er sagen; und ich wette zehne gegen eins, daß ihn kein Karrenschieber anders versteht. —

So habe er es denn auch gesagt! — Wenn ich nur sähe, wo der Weg nun weiter hinginge. Denn auch hier laufen Straßen nach allen Gegenden des Himmels. — Freilich, wenn ich wüßte, was für einen Begriff der Herr Hauptpastor von einem Advokaten sich mache, so wollte ich den geraden Weg, in seine Gedanken einzudringen, bald finden. —

Sollte der Herr Hauptpastor wohl wundershalben hier einmal gar den rechten Begriff sich machen? Sollte er wohl gar

den wahren Advokaten kennen und meinen? den ehrlichen Mann unter diesem Namen meinen, der der Gesetze genau kundig ist und keinen Handel übernimmt, als solche, von deren Gerechtigkeit er überzeugt ist? — Nein, nein! den kann er nicht meinen. Denn ich habe nirgend gesagt, daß ich die ganze Sache meines Ungenannten völlig so, wie sie liegt, für gut und wahr halte. Ich habe das nie gesagt; vielmehr habe ich gerade das Gegenteil gesagt. Ich habe gesagt und erwiesen, daß, wenn der Ungenannte auch noch in so viel einzeln Punkten Recht habe und Recht behalte, im ganzen dennoch daraus nicht folge, was er daraus folgern zu wollen scheine.

Ich darf kühnlich hinzusetzen, was einer Art von Prahlerei ähnlich sehen wird. Genug, daß billige Leser Fälle kennen, wo dergleichen abgedrungene Prahlerei nötig ist, und Leser von Gefühl wohl empfinden, daß ich mich hier in einem nicht der geringsten dieser Fälle befinde. — Ich habe es nicht allein nicht ausdrücklich gesagt, daß ich der Meinung meines Ungenannten zugethan sei, ich habe auch bis auf den Zeitpunkt, da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befaßt, nie das Geringste geschrieben oder öffentlich behauptet, was mich dem Verdachte aussetzen könnte, ein heimlicher Feind der christlichen Religion zu sein. Wohl aber habe ich mehr als eine Kleinigkeit geschrieben, in welchen ich nicht allein die christliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem besten Lichte gezeigt, sondern auch die christlich-lutherische orthodoxe Religion insbesondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge verteidiget habe.

Diese Kleinigkeiten kennt der Herr Hauptpastor größtenteils selbst, und er hat mir ehedem mündlich und gedruckt seinen Beifall darüber zu bezeigen beliebt. Wie erkennt er denn nun erst auf einmal den Teufel in mir, der sich, wo nicht in einen Engel des Lichts, doch wenigstens in einen Menschen von eben nicht dem schlimmsten Schlage verstellt hatte? Sollte ich wirklich umgeschlagen sein, seitdem ich die nämliche Luft mit ihm nicht mehr atme? Sollten mich mehrere und bessere Kenntnisse und Einsichten, die ich seit unsrer Trennung zu erlangen eben so viel Begierde als Gelegenheit gehabt habe, nur kurzsichtiger und schlimmer gemacht haben? Sollte ich an der Klippe, die ich in dem stürmischen Alter brausender Aufwallungen vermieden habe, itzt erst nachlässig scheitern, da sanftere Winde mich dem Hafen zutreiben, in welchem ich eben so freudig zu landen hoffe als er?

Gewiß nicht, gewiß nicht! ich bin noch der nämliche Mensch; aber der Herr Hauptpastor betrachtet mich nicht mehr mit dem nämlichen Auge. Die Galle hat sich seiner Sehe bemeistert, und die Galle trat ihm über. — Wodurch? Wer wird es glauben, wenn ich es erzähle! Tantaene animis coelestibus irae? — Doch ich muß meinen Nachtisch nicht vor der Suppe aufzehren.

Ich komme auf die Advokatur zurück und sage: der wahre eigentliche Advokat meines Ungenannten, der mit seinem Klienten

über den anhängigen Streit ein Herz und eine Seele wäre, bin ich also nicht, kann ich also nicht sein. Ja, ich kann auch nicht einmal der sein, der von der Gerechtigkeit der Sache seines Klienten nur eben einen kleinen Schimmer hat und sich dennoch, entweder aus Freundschaft oder aus andern Ursachen, auf gutes Glück mit ihm auf das Meer der Schikane begibt, fest entschlossen, jeden Windstoß zu nutzen, um ihn irgendwo glücklich ans Land zu setzen. Denn der Ungenannte war mein Freund nicht, und ich wüßte auch sonst nichts in der Welt, was mich bewegen können, mich lieber mit seinen Handschriften als mit funfzig andern abzugeben, die mir weder so viel Verdruß noch so viel Mühe machen würden, wenn es nicht das Verlangen wäre, sie so bald als möglich, sie noch bei meinen Lebzeiten widerlegt zu sehen.

Bei Gott! die Versicherung dieses Verlangens, weil ich bis itzt noch wenig Parade damit machen wollen, ist darum keine leere Ausflucht. Aber freilich, eigennützig ist dieses Verlangen, höchst eigennützig. Ich möchte nämlich gar zu gern selbst noch etwas von der Widerlegung mit aus der Welt nehmen. Ich bedarf ihrer. Denn daß ich als Bibliothekar die Fragmente meines Ungenannten las, war nicht mehr als billig; und daß sie mich an mehrern Stellen verlegen und unruhig machten, war ganz natürlich. Sie enthalten so mancherlei Dinge, welche mein bißchen Scharfsinn und Gelehrsamkeit gehörig aus einander zu setzen nicht zureicht. Ich sehe hier und da auf tausend Meilen keine Antwort, und der Herr Hauptpastor wird sich freilich nicht vorstellen können, wie sehr eine solche Verlegenheit um Antwort ein Wahrheit liebendes Gemüt beunruhiget.

Bin ich mir denn nun nichts? Habe ich keine Pflicht gegen mich selbst, meine Beruhigung zu suchen, wo ich sie zu finden glaube? Und wo konnte ich sie besser zu finden glauben als bei dem Publico? Ich weiß gar wohl, daß ein Individuum seine einzelne zeitliche Wohlfahrt der Wohlfahrt mehrerer aufzuopfern schuldig ist. Aber auch seine ewige? Was vor Gott und dem Menschen kann mich verbinden, lieber von quälenden Zweifeln mich nicht befreien zu wollen, als durch ihre Bekanntmachung Schwachgläubige zu ärgern? — Darauf antworte mir der Herr Hauptpastor! —

Allerdings habe ich keine besondere Erlaubnis gehabt, von den mir anvertrauten litterarischen Schätzen auch dergleichen feurige Kohlen der Welt mitzuteilen. Ich habe diese besondere Erlaubnis in der allgemeinen mit eingeschlossen zu sein geglaubt, die mir mein gnädigster Herr zu erteilen geruhet. Habe ich durch diesen Glauben mich seines Zutrauens unwürdig bezeigt, so beklage ich mein Unglück und bin strafbar. Gern, gern will ich auch der billigen Gerechtigkeit darüber in die Hände fallen, wenn Gott mich nur vor den Händen des zornigen Priesters bewahret!

Und was wird dieser zornige Priester nun vollends sagen, wenn ich bei Gelegenheit hier bekenne, daß der Ungenannte selbst, an das

Licht zu treten, sich nicht übereilen wollen. Daß ich ihn schon itzt an das Licht gezogen, ist nicht allein ohne seinen Willen, sondern wohl gar wider seinen Willen geschehen. Dieses läßt mich der Anfang eines Vorberichts besorgen, der mir unter seinen Papieren allerdings schon zu Gesichte gekommen war, noch ehe ich mich zu dem Dienste seines Einführers in die Welt entschloß. Er lautet also: „Die Schrift, wozu ich hier den Vorbericht mache, ist schon vor vielen Jahren von mir aufgesetzt worden. Jedoch habe ich sie bei Gelegenheit eines öftern Durchlesens an manchen Stellen vermehrt, an andern eingekürzt oder geändert. Bloß meine eigene Gemütsberuhigung war vom ersten Anfange der Bewegungsgrund, warum ich meine Gedanken niederschrieb; und ich bin nachher nimmer auf den Vorsatz geraten, die Welt durch meine Einsichten irre zu machen oder zu Unruhen Anlaß zu geben. Die Schrift mag im Verborgenen, zum Gebrauch verständiger Freunde liegen bleiben; mit meinem Willen soll sie nicht durch den Druck gemein gemacht werden, bevor sich die Zeiten mehr aufklären. Lieber mag der gemeine Haufe noch eine Weile irren, als daß ich ihn, obwohl ohne meine Schuld, mit Wahrheiten ärgern und in einen wütenden Religionseifer setzen sollte. Lieber mag der Weise sich des Friedens halber unter den herrschenden Meinungen und Gebräuchen schmiegen, dulden und schweigen, als daß er sich und andere durch gar zu frühzeitige Aeußerung unglücklich machen sollte. Denn ich muß es zum voraus sagen, die hierin enthaltenen Sätze sind nicht katechismusmäßig, sondern bleiben in den Schranken einer vernünftigen Verehrung Gottes und Ausübung der Menschenliebe und Tugend. Da ich aber mir selbst und meinen entstandenen Zweifeln zureichend Genüge thun wollte, so habe ich nicht umhin können, den Glauben, welcher mir so manche Anstöße gemacht hatte, von Grund aus zu untersuchen, ob er mit den Regeln der Wahrheit bestehen könne oder nicht."

Luther und alle Heiligen! Herr Hauptpastor, was haben Sie da gelesen! Nicht wahr? so gar strafbar hätten Sie mich nimmermehr geglaubt? — Der Ungenannte war bei aller seiner Freigeisterei doch noch so ehrlich, daß er die Welt durch seine Einsichten nicht irre machen wollte: und ich, ich trage kein Bedenken, sie durch fremde Einsichten irre zu machen. Der Ungenannte war ein so friedlicher Mann, daß er zu keinen Unruhen Anlaß geben wollte: und ich, ich setze mich über alle Unruhen hinweg, von welchen Sie, Herr Hauptpastor, am besten wissen, wie sauer es itzt einem treufleißigen Seelensorger wird, sie auch nur in einer einzigen Stadt zur Ehre unsrer allerheiligsten Religion zu erregen. Der Ungenannte war ein so behutsamer Mann, daß er keinen Menschen mit Wahrheiten ärgern wollte: und ich, ich glaube ganz und gar an kein solches Aergernis; fest überzeugt, daß nicht Wahrheiten, die man bloß zur Untersuchung vorlegt, sondern allein Wahrheiten, die man sofort in Ausübung bringen will, den gemeinen Haufen in wütenden Religionseifer zu versetzen fähig sind. Der Ungenannte war ein so kluger Mann,

daß er durch allzu frühzeitige Aeußerungen weder sich noch andere unglücklich machen wollte: und ich, ich schlage als ein Rasender meine eigene Sicherheit zuerst in die Schanze, weil ich der Meinung bin, daß Aeußerungen, wenn sie nur Grund haben, dem menschlichen Geschlechte nicht früh genug kommen können. Mein Ungenannter, der, ich weiß nicht wenn schrieb, glaubte, daß sich die Zeiten erst mehr aufklären müßten, ehe sich, was er für Wahrheit hielt, öffentlich predigen lasse: und ich, ich glaube, daß die Zeiten nicht aufgeklärter werden können, um vorläufig zu untersuchen, ob das, was er für Wahrheit gehalten, es auch wirklich ist.

Das ist alles wahr, Herr Hauptpastor, das ist alles wahr. Wenn nur bei der löblichen Bescheidenheit und Vorsicht des Ungenannten nicht so viel Zuversicht auf seinen Erweis, nicht so viel Verachtung des gemeinen Mannes, nicht so viel Mißtrauen auf sein Zeitalter zum Grunde läge! Wenn er nur zufolge dieser Gesinnungen seine Handschrift lieber vernichtet, als zum Gebrauche verständiger Freunde hätte liegen bleiben lassen! — Oder meinen Sie auch, Herr Hauptpastor, daß es gleichviel ist, was die Verständigen im Verborgenen glauben, wenn nur der Pöbel, der liebe Pöbel fein in dem Gleise bleibt, in welchem allein ihn die Geistlichen zu leiten verstehen? Meinen Sie?

Anti-Goeze.

1778.

> Ex hoc uno capitulo comprobabo, ferream te frontem possidere fallaciae.
>
> *Hierony. adv. Ruff.*

Achter.

10

Heida! wo wollte ich in meinem Vorigen hin? Es hat sich wohl, daß der Herr Hauptpastor den Namen Advokat in seiner eigentlichen Bedeutung nehmen sollte! Advokat heißt bei seines Gleichen weiter nichts als Zungendrescher, und das, das bin ich ihm. Ein feiler Zungendrescher in Sachen des Ungenannten bin ich ihm, und er hat bloß die Güte, das minder auffallende Wort zu brauchen.

Was Wunder auch? Sein guter Freund, der Reichspostreiter, ehedem selbst ein Advokat, scheinet, ohne Zweifel aus eigner Erfahrung, eben den Begriff vom Advokaten zu haben; wie aus einem Epigramm zu sehen, welches er neulich in einem seiner Beiträge mit einfließen lassen. Ich weiß die schönen Zeilen nicht mehr; aber die Spitze war, daß nichts als Schreien zum Advokaten ge-

höre. Dieses Epigramm soll zu seiner Zeit zwischen der Börse und dem Rathause in Hamburg einiges Aufsehen gemacht haben, und es hätte dem Verfasser leicht eben so bekommen können, wie ihm mehrere Epigramme bekommen sind, wenn er nicht die Klugheit gehabt hätte, noch zur rechten Zeit zu erklären, daß er selbst das Epigramm nicht gemacht habe. Dieses schrieb man mir aus Hamburg und setzte hinzu: „Das fand sich auch wirklich. Nicht der Reichspostreiter, sondern des Reichspostreiters Pferd hatte das Epigramm gemacht."

Doch das Pferd dieses Reiters kümmert mich eben so wenig als der Reiter dieses Pferdes. Mag doch noch ferner eines mit dem andern immer durchstechen und das Pferd, was es sich schämt gemacht zu haben, auf den Reiter, sowie der Reiter in gleichem Falle auf das Pferd schieben. Ihr gemeinschaftlicher Sattel ist ein Maultier; damit gut! — Es sollte mir leid sein, wenn der Reichspostreiter nicht eben so wohl Miller's Jests, als den Dedekind gelesen hätte. —

Und so wende ich mich wieder zu dem geistlichen Herrn, dem dieser Postreiter nur manchmal vorspannt. Ja, ja, so ist es und nicht anders. Wenn mich der Herr Hauptpastor den Advokaten des Ungenannten nennet, so meint er bloß einen gedungnen Zungendrescher, dem es gleichviel ist, was für einer Sache er seinen Beistand leihet, wenn es nur eine Sache ist, bei der er recht viele Ränke und Kniffe, von ihm genannt Heuremata, anbringen und Richter und Gegenteil so blenden und verwirren kann, daß dieser gern mit dem magersten Vergleiche vorlieb nimmt, ehe jener das Urteil an den Knöpfen abzählt oder blindlings aus dem Hute greift.

So ein Kerl bin ich dem Herrn Hauptpastor! Dahin zielet 1) seine ewige Klage über meine Art, zu streiten. Dahin zielet 2) sein Vorwurf, daß ich meinen Ungenannten mit unverdienten Lobsprüchen an das Licht gezogen. Dahin zielet 3) seine Beschuldigung, daß ich alle, welche bisher noch gegen ihn geschrieben und sich der christlichen Religion wider ihn angenommen haben, mit dem bittersten Spotte abgewiesen.

Was meine Art zu streiten anbelangt, nach welcher ich nicht sowohl den Verstand meiner Leser durch Gründe zu überzeugen, sondern mich ihrer Phantasie durch allerhand unerwartete Bilder und Anspielungen zu bemächtigen suchen soll, so habe ich mich schon zur Hälfte darüber erklärt*). Ich suche allerdings durch die Phantasie mit auf den Verstand meiner Leser zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für notwendig, Gründe in Bilder zu kleiden und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anspielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und verstehet, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen; denn alle gute Schriftsteller sind es nur auf diesem Wege geworden. Lächerlich also ist es, wenn der Herr Hauptpastor etwas verschreien will, was er nicht kann, und weil er es nicht

---

*) Anti-Goeze, II.

kann. Und noch lächerlicher ist es, wenn er gleichwohl selbst überall so viel Bestreben verrät, es gern können zu wollen. Denn unter allen nüchtern und schalen Papierbesudlern braucht keiner mehr Gleichnisse, die von nichts ausgehen und auf nichts hinauslaufen, als er. Selbst witzig sein und spotten möchte er manchmal gern; und der Reichspostreiter oder dessen Pferd hat ihm auch wirklich das Zeugnis gegeben, „daß er die satirische Schreibart gleichfalls in seiner Gewalt habe". — Worauf sich aber wohl dieses gleichfalls beziehen mag? — Ob auf die anständige Schreibart, welche sonst in der Schrift des Herrn Hauptpastors herrschen soll? Ob auf die Gründe, mit welchen er streiten soll? — Darüber möchte ich mir denn nun wohl kompetentere Richter erbitten als den Postreiter und sein Pferd. — Oder ob auf mich? Ob der Postreiter sagen wollen, daß der Herr Hauptpastor eben so gut als ich die satirische Schreibart in seiner Gewalt habe? — Ja, darin kann der Postreiter und sein Pferd leicht Recht haben. Denn ich habe die satirische Schreibart, Gott sei Dank, gar nicht in meiner Gewalt, habe auch nie gewünscht, sie in meiner Gewalt zu haben. Das einzige, was freilich mehrere Pferde Satire zu nennen pflegen und was mir hierüber zu schulden kömmt, ist dieses, daß ich einen Postreiter einen Postreiter und ein Pferd ein Pferd nenne. Aber wahrlich, man hat Unrecht, wenn man Offenherzigkeit und Wahrheit, mit Wärme gesagt, als Satire verschreiet. Häckerling und Haber können nicht verschiedner von einander sein, mein gutes Pferd! Ich will dich besser lehren, was Satire ist. Wenn dein Reiter — sonst genannt der Schwager, weil er schwägerlich die Partei eines jeden hält, dem er vorreitet — sagt, daß eine anständige Schreibart in den Schriften des Herrn Hauptpastors herrsche; wenn er sagt, daß der Herr Hauptpastor mit Gründen streite: glaube mir, das, das ist Satire! Das ist eben so platte Satire, als wenn er dich einen Pegasus nennen wollte, indem du eben unter ihm in die Knie sinkest. Glaube mir, Scheckchen, du kennst diesen abgefeimten Schwager noch nicht recht; ich kenne ihn besser. Er hat sonst auch mir vorgeritten, und du glaubst nicht, was für hämische Lobsprüche sein ironisches Hörnchen da vor mir her geblasen. Wie er es mir gemacht hat, so macht er es allen; und ich bedaure den Herrn Hauptpastor, wenn er, durch so ein boshaftes Lob eingeschläfert, sich nicht im Ernst auf die Gründe gefaßt hält, die der Schwager in ihm schon will gefunden haben. Er kann ja allenfalls den Schwager auch nur fragen, welches diese Gründe sind. — Denn komm an, Scheckchen — weil ich doch einmal angefangen habe, mit einem Pferde zu räsonnieren —, sage du selbst, edler Houyhnhnm — (man muß seinen Richter auch in einem Pferde ehren) — sage du selbst, mit was für Gründen kann der Mann streiten, der sich auf meine Gegengründe noch mit keinem Worte eingelassen hat? der, anstatt zu antworten, nur immer seine alte Beschuldigungen wörtlich wiederholt und höchstens ein paar neue hinzusetzt, die er eben

so wenig gut zu machen gedenkt? Seit der Zeit, da du sein erstes Kartel in die weite Welt getragen, das du großmütig einem noch stumpf gerittenern Pferde abnahmest, hat er nicht aufgehört, mich mündlich und schriftlich zu schmähen, ob ich ihm gleich auf jenes sein Kartel wie ein Mann geantwortet zu haben glaube. Warum widerlegt er meine Axiomata nicht, wenn er kann? Warum bringt er nur immer neue Lästerungen gegen mich auf die Bahn? Warum paßt er mir in allen hohlen Wegen so tückisch auf und zwingt mich, ihm nicht als einem Soldaten, sondern als einem Buschklepper zu begegnen? Ist das guter Krieg, wenn er den Männern des Landes aus dem Wege geht, um die Weiber und Kinder desselben ungestört würgen zu können? Der Begriff ist der Mann; das sinnliche Bild des Begriffes ist das Weib; und die Worte sind die Kinder, welche beide hervorbringen. Ein schöner Held, der sich mit Bildern und Worten herumschlägt und immer thut, als ob er den Begriff nicht sähe! oder immer sich einen Schatten von Mißbegriff schafft, an welchem er zum Ritter werde. Er versprach einst, den Liebhabern solcher Leckerbissen eine ganze große Schüssel Frikassee von diesen Weibern und Kindern meines Landes vorzusetzen*). Aber er hat sein Versprechen wieder zurückgenommen; denn es ist freilich ganz etwas anders, hier und da ein Weib oder ein Kind in meinem Lande meuchlings zu morden, und ganz etwas anders, dieser Weiber und Kinder zusammen mehrere oder gar alle in die Pfanne zu hauen. Er fand bald, daß er auch davon die Nase weglassen müsse, und ich muß bekennen, daß er mich damit um einen sehr lustigen Triumph gebracht hat. Denn die Gelegenheit wird mir so bald nicht wiederkommen, ohne Großsprecherei zeigen zu können, daß auch da, wo ich mit Worten am meisten spiele, ich dennoch nicht mit leeren Worten spiele; daß überall ein guter triftiger Sinn zum Grunde liegt, auch wenn nichts als lauter ägyptische Grillen und chinesische Fratzenhäuserchen daraus emporsteigen. Das, wie gesagt, kann ich nicht mehr zeigen; und mit Analysierung der Proben, die der Herr Hauptpastor in der ersten blinden Hitze gegeben, will ich auch ein Pferd nicht aufhalten, das mehr zu thun hat. Lieber, wenn du meinest, edler Houyhnhnm, daß ich die Widerlegung meiner Axiomen von ihm noch zu erwarten habe, will ich dich bitten, ihm durch den Schwager ein Wort im Vertrauen zukommen zu lassen, dieweil er es noch nutzen kann. — Aber warum durch den Schwager? Als ob ich dir minder zutraute als dem Schwager? Als ob der Herr Hauptpastor dich mit mindrer Aufmerksamkeit hören würde als den Schwager? — Sei du es also nur selbst, der dem Herrn Hauptpastor meine Wünsche und Erwartungen und Besorgnisse mitteilet! Sage du ihm nur selbst, wie sehr ich mich darauf freue, endlich auch einmal von ihm b e l e h r e t zu werden! Ich bin äußerst unruhig, bis ich seine Gründe in aller ihrer Stärke gegen die

*) Etwas Vorl., Vorr. VII.

meinigen abwägen kann, denen ich gleichfalls alle ihre Schärfe zu erteilen nur auf Gelegenheit warte. Ich habe manches in den Axiomen hingeworfen, von welchem ich wohl weiß, daß es eine nähere Erörterung bedarf und verdienet; aber ich bin auch gefaßt darauf, und es sollte mir sehr leid thun, wenn er nirgends anbeißen, sich auf nichts, was eigentlich zur Sache gehöret, einlassen wollte. Gleichwohl muß ich es leider besorgen! Denn denke nur, edler Houyhnhnm, denke nur, was er mir eben itzt*) schon im voraus von seinem bald zu eröffnenden Feldzuge wissen läßt! Da steht auf einer Anhöhe eine armselige Vedette; die, die will er mit Heereskraft vors erste verjagen. Ich habe ein Histörchen erzählt von einem hessischen Feldprediger (könnte auch ein braunschweigischer gewesen sein), der auf einer Insel, die in keiner Geographie steht, gute Luthersche Christen fand, die von dem Katechismus sehr wenig und von der Bibel ganz und gar nichts wußten. Nun ist ihm das Ding, weil der Reichspostreiter nichts davon mitgebracht hat, weil auch du ohne Zweifel nichts davon weißt, so unbegreiflich, als ob es gar nicht möglich wäre; und ich soll es ihm beweisen, wie man wirklich geschehene Dinge zu beweisen pflegt: mit glaubwürdigen Zeugen, mit rechtskräftigen Dokumenten und dergleichen. Kann ich das, so will er es glauben, es mag möglich sein oder nicht. Kann ich das aber nicht, so will er der ganzen Welt erklären, daß ich ein Betrüger bin, und mir die gesamten hessischen Feldprediger wegen dieser groben Verleumdung eines ihrer Kollegen auf den Hals hetzen. Ja, er treibt seine Rache wohl noch weiter und gibt mich bei der englischen Regierung an, der die bermudischen Inseln schon seit 1609 ein wohlthätiger Sturm samt und sonders geschenkt hat, daß ich ihr auch dieses Inselchen schaffen muß, ich mag es hernehmen, woher ich will. Wahrlich, edler Houyhnhnm, wenn er das thut, so bin ich ohne Rettung verloren! Denn sieh nur! welches du und der Schwager vielleicht auch nicht wissen: der hessische Feldprediger ist seitdem bei Saratoga mit gefangen worden, und die bösen Amerikaner wechseln vorderhand nicht aus. Gut, daß ihr beide das wenigstens wißt und es mir bezeugen könnt! Wie kann ich nun dem Herrn Hauptpastor den Feldprediger sogleich zur Stelle schaffen? Er muß warten, bis der Handel mit den Amerikanern zu Ende ist und die Hessen wieder zu Hause sind. Dann will ich mein Möglichstes thun, ihn zu befriedigen, vorausgesetzt, daß der ausgewechselte Feldprediger auf der Heimreise nicht stirbt. Damit aber doch auch meine Widerlegung nicht so lange verschoben bleiben darf, was hindert, daß er indes die historische Wahrheit meiner Erzählung beiseite setzt und sie als bloße zweckmäßige Erdichtung betrachtet? Folget aus dem bloß möglichen Falle nicht eben das, was aus dem wirklichen Falle folgen würde? Ist die Frage, „ob Menschen, welche sehr lebhaft glauben, daß es ein höchstes Wesen gibt; daß sie arme sündige Ge-

---

*) Lessings Schwächen, S. 5.

schöpfe sind; daß dieses höchste Wesen dem ohngeachtet durch ein andres eben so hohes Wesen sie nach diesem Leben ewig glücklich zu machen die Anstalt getroffen — ob Menschen, welche das und weiter nichts glauben, Christen sind, oder keine?" — in beiden Fällen nicht die nämliche? Ueberlege es doch nur selbst, lieber — Gaul! Denn was brauchst du viel, dieses zu können, ein Houyhnhnm zu sein, der du doch einmal nicht bist? Ueberlege es nur und suche es dem Herrn Hauptpastor, so gut du kannst, begreiflich zu machen. Auf jene Frage soll er antworten, auf jene Frage, und um die Kolonie sich unbekümmert lassen! — Hörst du? — Hiemit lebe wohl, Gaul, und grüß mir den Schwager!

Anti-Goeze.

1778.

Qui auctorem libri dogmatici absconditum mihi revelat, non tam utilitati meae quam curiositati servit; immo non raro damnum mihi affert, locum faciens praejudicio auctoritatis.

Heumannus de libr. an. et pseud.

Neunter.

11

Die Klage über meine Art, zu streiten, konnte ich nur in dieser nämlichen Art beantworten, und ich lasse es mir gar wohl gefallen, daß der Herr Hauptpastor meine Antwort selbst zu einem Beweise seiner Klage macht. Warum sollte ich ihm nicht mit gutem Vorsatze noch mehrere Beweise zu einer Klage liefern, die ich verachte?

2. Aber der Vorwurf, daß ich den Ungenannten mit unverdienten und unmäßigen Lobsprüchen beehret, in der doppelt schelmischen Absicht, bei flachen Lesern ein günstiges Vorurteil für ihn zu erschleichen und die Gegner abzuschrecken, die sich etwa wider ihn rüsten möchten: dieser Vorwurf ist ernsthafter und verdienet eine ernsthaftere Antwort. Nur schade, daß ich diese ernsthaftere Antwort nicht so einleuchtend zu machen imstande bin. Denn dieses zu können, müßte schon das ganze Werk des Ungenannten der Welt vor Augen liegen, indem sich alle meine Lobsprüche bloß und allein auf eine Beschaffenheit desselben beziehen, aus einer Beschaffenheit desselben entsprungen sind. Und aus welcher? Aus einer solchen, die sich gar wohl auch von einem Werke denken läßt, das in der Hauptsache sehr weit vom Ziele schießt. Ich habe es ein freimütiges, ernsthaftes, gründliches, bündiges, gelehrtes Werk genannt: lauter

Eigenschaften, aus welchen die Wahrheit der darin abgehandelten Materie noch keineswegs folget; und die ich gar wohl auf den Verfasser übertragen dürfen, ohne ihn deswegen als einen Mann anzunehmen oder zu empfehlen, auf den man sich in allen Stücken verlassen könne. Es setzen daher auch diese Lobsprüche im geringsten nicht voraus, daß ich ihn näher oder aus mehrern Werken kenne, noch weniger, daß ich ihn persönlich kenne oder gekannt habe.

Denn so empfindlich es auch immer dem Herrn Hauptpastor mag gewesen sein, daß ich geradezu gesagt, „mein Ungenannter sei des Gewichts, daß in allen Arten der Gelehrsamkeit sieben Goezen nicht ein Siebenteil von ihm aufzuwägen vermögend sind", so getraue ich mir doch diese Aeußerung einzig und allein aus dem gut zu machen, was mir von seinem Werke in den Händen ist. Der Herr Hauptpastor muß nur nicht, was ich von allen Arten der Gelehrsamkeit sage, auf alle Minutissima dieser Arten ausdehnen. So möchte es z. E. mir allerdings wohl schwer zu erweisen sein, daß mein Ungenannter von allen plattdeutschen Bibeln eine eben so ausgebreitete gründliche Kenntnis gehabt als der Herr Hauptpastor. Kaum dürften ihm die verschiednen Ausgaben der Lutherischen Bibelübersetzung selbst so vollkommen bekannt gewesen sein, als dem Herrn Hauptpastor; welcher so außerordentliche Entdeckungen darin gemacht, daß er auf ein Haar nun angeben kann, um wie weit mit jeder Ausgabe die Orthodoxie des seligen Mannes gewachsen. Aber alles dieses sind doch nur Stäubchen aus der Litterargeschichte, welchen mein Ungenannter nur siebenmal siebenmal so viel andere Stäubchen eben daher entgegenzusetzen haben dürfte, um mich nicht zum Lügner zu machen. Und so mit den übrigen Kenntnissen allen! Selbst mit denen, die der Ungenannte actu gar nicht, sondern nur virtualiter besaß. Die Ursache ist klar. Er war ein selbstdenkender Kopf, und selbstdenkenden Köpfen ist es nun einmal gegeben, daß sie das ganze Gefilde der Gelehrsamkeit übersehen und jeden Pfad desselben zu finden wissen, sobald es der Mühe verlohnet, ihn zu betreten. Ein Wievielteilchen eines solchen Kopfes dem Herrn Hauptpastor zu teil worden, bleibt seinem eignen unparteiischen Ermessen anheimgestellt. Gnug, daß 7mal 7 nur 49 macht, und auch ein Neunundvierzigteilchen meines Ungenannten noch aller Hochachtung wert und siebenmal mehr ist, als man an allen Orten und Enden der Christenheit zu einem Pastor oder Hauptpastor erfodert.

Doch halt! Ich habe ja meinen Ungenannten auch einen ehrlichen unbescholtenen Mann genannt, und dieses setzt doch wohl voraus, daß ich ihn näher und persönlich kenne? — Auch dieses nicht! Und ohne mich viel mit dem Quilibet praesumitur etc. zu decken, will ich nur gleich sagen, was für Grund in seinem Werke ich gefunden habe, ihm auch diese Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nämlich, obschon mein Ungenannter freilich alle geoffenbarte Religion in den Winkel stellet, so ist er doch darum so wenig ein

Mann ohne alle Religion, daß ich schlechterdings niemanden weiß, bei dem ich von der bloß vernünftigen Religion so wahre, so vollständige, so warme Begriffe gefunden hätte als bei ihm. Diese Begriffe trägt das ganze erste Buch seines Werkes vor, und wie viel lieber hätte ich dieses erste Buch an das Licht gebracht als ein andres Fragment, welches mir seine voreiligen Bestreiter abgedrungen haben! Nicht sowohl, weil die spekulativen Wahrheiten der vernünftigen Religion darin in ein größer Licht durch neue und geschärftere Beweise gestellet worden, sondern vielmehr, weil mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit darin gezeigt wird, welchen Einfluß diese Wahrheiten auf unsere Pflichten haben müssen, wenn die vernünftige Religion in einen vernünftigen Gottesdienst übergehen soll. Alles, was er von diesem, von diesem Einflusse insbesondere sagt, trägt das unverkennlichste Merkmal, daß es aus einem eben so erleuchteten Kopfe als reinem Herzen geflossen; und ich kann mir unmöglich einbilden, daß in eben diesem Kopfe bei eben diesen erhabenen Einsichten, in eben diesem Herzen bei eben diesen edeln Neigungen tolle vorsätzliche Irrtümer, kleine eigennützige Affekten hausen und herrschen können. „In eodem pectore," sagt Quinctilian, „nullum est honestorum turpiumque consortium: et cogitare optima simul ac deterrima non magis est unius animi, quam ejusdem hominis bonum esse ac malum." — Das also, das war es, warum ich meinen Ungenannten einen ehrlichen unbescholtenen Mann nennen zu können glaubte, ohne aus seinem bürgerlichen Leben Beweise dafür zu haben!

Freilich glaubte ich einmal, ihn in der Person des Wertheimischen Bibelübersetzers näher zu kennen; und noch kürzlich hätte mich die ungesuchte Aeußerung eines hiesigen ehrlichen Mannes in solchem Glauben bestärken können. Dieser Mann hat ehedem, wie noch gar wohl bekannt, mit Schmidten vielen Umgang gepflogen, und ich habe sein schriftliches Zeugnis in Händen. Doch Herr Mascho hat durch so viel Schlüsse a priori meinen Wahn, oder wofür er es sonst halten mag, so kräftig bestritten, daß ich ganz und gar keine Achtung für dergleichen Schlüsse in rebus facti haben müßte, wenn ich nicht wenigstens sollte zweifelhaft geworden sein. Zwar hinken einige dieser Schlüsse ein wenig sehr, z. E. der, welcher von der Wolffischen Philosophie hergenommen ist, die sich Schmidt so ganz zu eigen gemacht hatte und von welcher bei meinem Ungenannten keine Spur zu finden sein soll. Denn, mit Erlaubnis des Herrn Mascho, das eben angeführte erste Buch ist ganz auf Wolffische Definitionen gegründet, und wenn in allen übrigen die strenge mathematische Methode weniger sichtbar ist, so hat ja wohl die Materie mit schuld, die ihrer nicht fähig war. Auch muß ich dem Herrn Mascho aufrichtig bekennen, daß ich nicht einsehe, wie mein Vorgeben, die Handschrift des Ungenannten habe wenigstens ein Alter von 30 Jahren, darum nicht stattfinden könne, weil Wettsteins und des Spruches 1. Johann. 5, 7 darin gedacht

werde. Es ist wahr, Wettsteins Neues Testament kam erst 1751 heraus; aber die Prolegomena waren doch bereits 1730 erschienen, und die Streitigkeit über den Spruch Johannis ist ja wohl noch älter. Allein, was würde es helfen, wenn ich auch in diesen Kleinigkeiten Recht bekäme? Herr Mascho weiß so unzählig andere Particularia von meinem Ungenannten, welche alle auf den Wertheimschen Schmidt nicht passen, daß schwerlich an diesen weiter gedacht werden kann; wenn uns Herr Mascho nur noch vorher zu sagen beliebt, woher er diese Particularia hat.

Von mir hat er sie gewiß nicht. Sondern vermutlich hat er sie von einem gewissen E., der in den Altonaer Beiträgen (St. 30) den Verfasser der Fragmente „einen, leider! nur zu bekannten Ungenannten nennet", wenn dieser E. nicht vielmehr, was er so dreist in die Welt schreibt, von dem Herrn Mascho hat. Nach Belieben! Nur daß sich keiner auf mich berufe! Denn ich für mein Teil, sobald ich merkte, daß ich mich in meiner Vermutung mit Schmidten wohl möchte übereilet haben, machte mir das Gesetz, einer solchen Vermutung nie wieder nachzuhängen. Ja, ich faßte sofort den Entschluß, auch wenn ich den wahren Namen ganz zuverlässig erführe, ihn dennoch nun und nimmermehr der Welt bekannt zu machen. Und bei diesem Entschlusse, so mir Gott hilft, bleibt es; gesetzt auch, daß ich ihn wirklich seitdem erfahren hätte.

Welche elende Neugierde, die Neugierde nach einem Namen! nach ein paar Buchstaben, die so oder so geordnet sind! Ich lasse es gelten, wenn wir zugleich mit dem Namen und durch den Namen erfahren, wie weit wir dem Zeugnisse eines Lichtscheus trauen können. Aber da, wo von Zeugnissen, von Dingen, die lediglich auf Zeugnissen beruhen, gar nicht die Rede ist; wo die Vernunft auf ihrem eignen Wege nur Gründe prüfen soll: was soll da der Name des, der das bloße Organ dieser Gründe ist? Er nutzt nicht allein nichts, sondern schadet auch wohl öfters, indem er einem Vorurteile Raum gibt, welches alle vernünftige Prüfungen so jämmerlich abkürzt. Denn entweder der Ungenannte wird als ein Mann erkannt, dem es auch sonst weder an Willen noch an Kraft, die Wahrheit zu erkennen, gefehlt hat: und sogleich läßt sich der Pöbel, dem das Denken so sauer wird, von ihm blindlings hinreißen. Oder es findet sich, daß der Ungenannte schon sonstwo übel bestanden: und sogleich will eben der Pöbel ganz und gar weiter mit ihm nichts zu schaffen haben, der festen schönen Meinung, daß dem, der an einem Sinne verwahrloset ist, notwendig alle fünfe mangeln müssen. — So urteilen selbst Litteratores, die es sonst für keine kleine Sache halten, auf anonyme und pseudonyme Schriftsteller Jagd zu machen, und ich sollte unphilosophischer urteilen und handeln als diese Männer, welche, so zu reden, ein Recht haben, unnütze und unphilosophische Entdeckungen zu machen? „Prudentis est," sagt Heumann an dem nämlichen Orte, woher das Lemma dieses Stücks genommen ist, „ita quosvis dogmaticos libros legere, quasi

auctor plane sit ignotus.“ Hier ist das quasi wirklich. Der Leser braucht nicht erst wieder zu vergessen, was er nicht weiß.

Und nun stelle man sich vor, was ich für Augen möge gemacht haben, als ich im Gefühl dieser meiner Gesinnungen folgende Stelle des Herrn Hauptpastors las*): „Zuletzt erinnere ich den Herrn L. noch, daß es nun für ihn Pflicht sei, den Verfasser der Fragmente zu nennen, da er mit der Entdeckung seines Namens gedrohet und es versucht hat, seinen Gegnern dadurch Furcht einzujagen, da es ihm nicht unbekannt sein kann, was für gelehrte unbescholtene Männer für Verfasser dieser Mißgeburten ausgegeben worden. Die Schuld, daß ihre Asche so unverantwortlich besudelt wird, fällt auf ihn zurück, wofern er mit der Wahrheit länger zurückhält; und er kann solche zu offenbaren um so viel weniger Bedenken tragen, da er seinen Autor und dessen Arbeit schon vorläufig mit solchen Lobsprüchen beehret hat.“

Wie? Ich soll gedroht haben, den Verfasser der Fragmente zu nennen? Wo das? Und darauf soll sich meine Pflicht gründen, mit seinem Namen nicht länger hinter dem Berge zu halten? darauf? Wie die Pflicht, so der Bewegungsgrund zu Erfüllung derselben! Ich habe gewarnet, dem Ungenannten nicht gar zu bubenmäßig und schülerhaft zu begegnen, damit man sich nicht allzu sehr schämen müsse, wenn man endlich einmal erführe, wer er gewesen. Heißt das drohen? Heißt das drohen, daß man es durch mich erfahren soll? daß ich endlich den Namen aussprechen will? — Wenn der Herr Hauptpastor hier nicht mit gutem Wissen und Vorsatz eine Lüge hingeschrieben hat, so ist es doch ein Beweis, wie er mich lieset. Er lieset nie das, was ich geschrieben habe, sondern immer nur das, was er gerne möchte, daß ich geschrieben hätte.

*) Freiw. Beitr., 5. B. 75.

Anti-Goeze.

1778.

> Aergernis hin, Aergernis her! Not bricht Eisen und hat kein Aergernis. Ich soll der schwachen Gewissen schonen, sofern es ohne Gefahr meiner Seelen geschehen mag. Wo nicht, so soll ich meiner Seelen raten, es ärgere sich daran die ganze oder halbe Welt.
>
> Luther.

Zehnter.

——— 12

Hiernächst ist es mir allerdings völlig unbekannt, was für gelehrte und unbescholtene Männer, ohne Zweifel auf Vorspiegelung der Herren Mascho und S. in Hamburg, für Verfasser der Fragmente ausgegeben werden. Aber es freuet mich, daß man dort doch mehrere kennet, die so etwas könnten geschrieben haben. Es macht keinem Schande, wer er auch sei; und was der Herr Hauptpastor von unverantwortlicher Besudelung ihrer Asche sagt, will weder nach der eigentlichen, noch nach der verblümten Bedeutung mir in den Kopf. Asche nimmt es gar nicht übel, mit Kot vermengt zu werden; und der Geist, der diese Asche belebte, steht vor den Augen des, dem es keine Mühe macht, das Eigene von dem Angelogenen zu unterscheiden. Die tappende Neugier der Sterblichen ist für beide ein Spiel, das des Zusehens nicht wert ist; und welcher Vernünftige diese Neugierde am ersten zu befriedigen sucht, erzürnet die spielenden Kinder am meisten.

Wenn der Herr Hauptpastor unter diese neugierigen spielenden Kinder nicht selbst gerechnet werden will, so sage er doch nur, in welcher ernsthaften Absicht sonst er gern den Namen meines Ungenannten wissen möchte! Kann er seine Asche noch einmal zu Asche brennen lassen? Sollen seine Gebeine in der Erde, welche sie willig aufnahm, nicht länger ruhen? Sollen sie in Staub zermalmet, auf das Wasser geworfen, in den Wind zerstreuet werden? Die Erde, in beiden Fällen, lieber Herr Hauptpastor, nimmt sie ja doch wieder auf. Oder wollen Sie nur das Vergnügen haben, daß Sie in ganz Deutschland herumschreiben können, ob und wo irgend noch ein Anverwandter oder Nachkomm zu finden, den Sie es können empfinden lassen, daß er in seiner Linie oder in seinen Nebenlinien, aufsteigend oder absteigend, einen solchen Bösewicht gehabt habe? — Wem ist es zu verargen, wenn er so heillos von Ihnen urteilet? Denn ganz ohne Grund kann der Mensch ja doch nicht handeln. —

Ich wollte noch eben in Ansehung des bekannt zu machenden Namens eines so höllischen Abenteurers, wofür Goeze und die wenigen seines Gelichters den Ungenannten halten, einen ganz andern Vorschlag thun, indem mir der 45ste Beitrag zum Reichspostreiter gebracht wird.

O bravo! Der nämliche E., welcher in dem 40sten Beitrage uns versicherte, daß der Ungenannte, „leider! nur gar zu bekannt sei", findet nun für gut, wie er sich ausdrückt, „der sehr weit ausgebreiteten Lüge, als ob ein gewisser ehmaliger berühmter Lehrer am Hamburgischen Gymnasio Verfasser der Fragmente sei, öffentlich zu widersprechen". Er fügt hinzu: „daß er dieses um so viel zuversichtlicher thun könne, da der Herr Licentiat Wittenberg Briefe von dem Sohne dieses berühmten Mannes in Händen habe, worin derselbe jenes Vorgeben für eine Lüge und Verleumdung erkläret und deren Einsicht der Herr Besitzer einem jeden, dem daran gelegen ist, gern erlauben werde."

Kann sein, kann nicht sein! — Aber vor allen Dingen eine Frage an den Reichspostreiter oder an diesen mehrbelobten E. im Reichspostreiter: wird an beiden Orten des Reichspostreiters der nämliche Mann verstanden oder nicht? — Wenn nicht der nämliche: ist es nicht wahre Vexiererei des Publikums, sich hier des nicht rechten so feierlich anzunehmen und von dem rechten, von dem es dort, leider! nur gar zu bekannt war, daß er und kein andrer der wahre Verfasser der Fragmente sei, so gänzlich zu schweigen? — Wenn aber der nämliche: was sollen wir von einem Manne denken, dem es gleich leicht wird, eine Lüge zu besiegeln und sich der nämlichen Lüge wegen fast zu gleicher Zeit vor der ganzen Welt auf das Maul zu schlagen? Der Reichspostreiter kann sich allenfalls mit seinem Relata refero schützen, aber auch er? Der Reichspostreiter muß jeden Tag sein Blatt voll haben; was kümmert es den, womit es voll wird? Ihn hingegen zwang nichts, über Hals über Kopf drucken zu lassen, daß ein elendes Gerede eine ganz bekannte Sache sei; er war an Ort und Stelle, diesem Gerede sogleich auf den Grund zu kommen, er durfte nur eben den Weg einschlagen, auf welchem die Unzuverlässigkeit desselben sich nun soll erwiesen haben. Warum ist er der erste und einzige, der die Lüge in die Welt schrieb? Warum ist er der erste und einzige, der dieser Lüge, die vielleicht niemand geglaubt hat, itzt widerspricht? Sollte ihn bloß der Kitzel getrieben haben, itzt mit guter Manier einen noch bedeutendern Fingerzeig thun zu können? —

An den Briefen, auf welche er sich beruft, zweifle ich im geringsten nicht. Auch zweifle ich nicht an der Bereitwilligkeit des Herrn Licentiat Wittenberg, diese Briefe einem jeden, der es verlangt, zu zeigen. Ich bin sogar versichert, daß er sie mehrern zeigen wird, als sie zu sehen verlangen werden. Auf diese Weise wird allerdings jede Verleumdung auf die allerunschuldigste Weise verbreitet, und das erste Böse, was ich von dem Herrn Licentiat

von nun an höre, will ich auf die nämliche Weise zu widerlegen bedacht sein.

Doch was kann auch wohl der Herr Licentiat dafür, wenn eine eben so dumme als boshafte Klatsche*) (Klätscher wäre hier viel

---

*) Ich kann mir kaum die Mühe nehmen, die Dummheit und Bosheit dieser Klatsche zugleich aus dem zu erweisen, was sie von mir sagt. Auch möchte ich sie nicht gern abschrecken, sich noch fernerhin an mir lächerlich zu machen, in der süßen Meinung, daß sie mich lächerlich gemacht habe. Doch ein paar Worte, unter den Text geworfen, können doch auch nicht schaden. — Gleich anfangs also geifert Mutter Else, oder wie sie sonst heißen mag: „da die schlechte Beschaffenheit meiner Sache mir nicht erlaube, bei der Sache selbst zu bleiben, so ergreife ich Nebendinge und lasse die Hauptsache unbeantwortet." — Mütterchen, und wenn Ihr noch zwanzigmal das Wort Sache in einem Atem heraussprudelt, so wißt Ihr doch von der Sache gerade so viel wie nichts. Aber seid doch so gut und nennt mir ein einziges von jenen Nebendingen, und Ihr sollt alle Eure Zähne oder, wenn Ihr lieber wollt, einen Mann wieder haben! Denn begreift doch nur, Else, daß ich ja nicht der angreifende Teil, sondern der angegriffene bin und also überall mit hin muß, wohin mich Euer Seelensorger, der Herr Hauptpastor Goeze, schleppt! Freilich schleppt er mich an manchen Ort, wo wir beide nichts zu suchen haben; aber ist das meine Schuld? Muß ich ihm nicht allerwärts, wo er mich vor den Augen Israels dem Herrn opfern will, in das heilige Messer fallen? Ich schneide mich freilich oft genug in diesem heiligen Messer, aber ich wehre mir es endlich doch von der Kehle. — Zweitens, gutes Mütterchen, hat Euch dieser liebe Herr Seelensorger weisgemacht, daß er sich an den bösen Nicolai bloß als an den Verleger der Allgemeinen Bibliothek zu halten pflege. Seht, das hat er Euch wohl weismachen können, aber wem er es sonst weismachen wird, der ist der Zweite. Denkt nur, wenn ich wegen der Freiwilligen Beiträge mich an Euch halten wollte, weil vielleicht unter den Lumpen, woraus das Papier dazu gemacht worden, sich einige von Euern alten Hemden befunden, was würdet Ihr sagen? Und doch ist wahrlich eines dem andern nicht sehr aus dem Wege. Denn eben so wenig Ihr wißt, was man mit Euren alten Hemden macht, eben so wenig weiß der Verleger, als bloßer Verleger, was der Gelehrte, den er bezahlt, auf sein weißes Papier drucken läßt; und er ist das eben so wenig verbunden zu wissen, als Ihr jenes. Habt Ihr denn auch nie gehört, Else, daß Euer Herr Seelensorger noch bei viel mehrern Verlegern eben so übel zu Gaste gewesen ist als bei Nicolai? Warum hat er sich denn nie auch an jene Verleger gehalten? Warum denn nur an den Verleger Nicolai? Nein, Else, glaubt mir, er hat es nicht mit Nicolai dem Verleger zu thun, sondern mit Nicolai dem Mitarbeiter an der A. B., welcher sich bis itzt, so viel ich weiß, noch allein genannt hat. Und so, so will ich mich auch an den Herrn Hauptpastor Goeze wegen der Freiwilligen Beiträge halten, er mag schreien, wie er will. Mit gefangen, mit gehangen. Er nennt sich in dieser Bande, und das ist mir genug. Das ist mir so lange genug, bis er wenigstens öffentlich sein Mißfallen zu erkennen gibt, daß seine Herren Kollegen ein Buch rühmen, und in Beziehung wider mich rühmen, das von Silbe zu Silbe die nämlichen Sätze enthält, um deren willen er mich so gern zum Teufel beten möchte. — Und nun drittens, Else, was wißt denn Ihr von der Orthographie? Ich habe nie eine Vettel orthographisch schreiben sehen. Das klatscht Ihr wieder nur so nach und merkt nicht, daß auch Ihr dadurch Anlaß gebt, daß ich mich auf Nebendinge einlassen muß. Sagt selbst, was hat es mit der Auferstehungsgeschichte oder mit sonst einem Punkte in den Fragmenten und meiner Widerlegung derselben zu schaffen, daß ich schreibe vorkömmt und bekömmt, da es doch eigentlich heißen müsse vorkommt und bekommt? Es kränkt Euch, daß ein so großer Sprachkundiger wie ich — (niemals sein wollen) — in solchen Kleinigkeiten fehlt? Ei, gutes Mütterchen! weil Ihr ein gar so zartes Herz habt, muß ich Euch ja wohl zurechte weisen. Nehmt also Eure Brille zur Hand und schlagt den Adelung nach! Was leset Ihr hier? „Ich komme, du kommst, er kommt; im gemeinen Leben und der vertraulichen Sprechart: du kömmst, er kömmt." Also sagt man doch beides? Und warum soll ich denn nicht auch beides schreiben können? Wenn man in der vertraulichen Sprechart spricht: „du kömmst, er kömmt", warum soll ich es denn in der vertraulichen Schreibart nicht auch

zu gut) die Unverschämtheit hat, sich auf ihn zu berufen und ihn in läppische unnütze Händel zu verwickeln? Denn daß der Herr Licentiat selbst nicht vollkommen mit mir einsehen sollte, wie läppisch und unnütz diese ganze Namenjagd sei, wird mich hoffentlich niemand bereden wollen, der ihn kennt. Und gesetzt auch, daß er darin nicht mit mir einig wäre, daß der entdeckte Name sogar zur Prüfung der Sache schädlich werden könne: so wird er doch nicht in Abrede sein, daß er wenigstens der Ruhe und dem Leumunde aller derer nachteilig zu sein nicht fehlen werde, welche sich in dem entdeckten Verfasser einen Anverwandten oder Freund zu erkennen nicht entbrechen wollten. — Die Neugier eines ehrlichen Mannes steht da gern stille, wo Wahrheitsliebe sie nicht weiter treibt und Liebe des Nächsten sie still zu stehen bittet.

Freilich desto besser, wenn die Briefe, welche Herr Licentiat Wittenberg in Händen hat, einen Mann aus dem Spiele setzen, welchen mancher schwache Gesell sich als seinen Gewährsmann wohl wünschen möchte. In der That wüßte ich auch selbst keinen neuern Gelehrten in ganz Deutschland, für welchen ein Vorurteil in dergleichen Dingen zu haben verzeihlicher wäre, als eben ihn. Aber eben daher möchte ich auch auf diesen Mann keinen Fingerzeig geben, und wenn er mir selbst in eigner verklärter Person die Papiere aus jenem Leben gebracht hätte, mit dem ausdrücklichen Verlangen, sie unter seinem Namen herauszugeben; und wenn er mir seitdem auch immer über die zweite Nacht wieder erschiene und das nämliche Gesuch, ich weiß nicht unter welchen Drohungen oder Versprechungen, wiederholte. Ich würde zu ihm sagen: „Lieber Geist, herausgeben will ich deine Handschrift recht gern, ob ich gleich wohl merke, daß die Sache nicht ohne Gefahr ist und man mir vorwerfen wird, daß ich die schwachen Gewissen nur damit ärgern wollen. Denn was dieses Aergernis betrifft, darüber denke ich wie Luther. Genug, ich kann ohne Gefahr meiner Seele deine Schrift nicht unter den Scheffel stellen. Sie hat Zweifel in mir erregt, die ich mir muß heben lassen. Und wer kann sie mir anders heben als das Publikum? Mich an den und jenen berühmten Gottesgelehrten durch Privatbriefe deshalb zu wenden, das kostet Geld und Zeit, und ich habe deren keines viel zu versplittern. Also, wie gesagt, herausgeben will ich deine Schrift gern; aber warum soll ich sie nicht anders herausgeben als mit deinem Namen? Bist du in jenem Leben eitler geworden, als du in diesem warest? Oder gehört dein Name auch mit zu den Beweisen? Wenn du auf diesem kindischen ärgerlichen Ehrgeize bestehest, so weiß ich wohl,

---

schreiben können? Weil Ihr und Eure Gevattern nur das andere sprecht und schreibt? Ich ersuche Euch höflich, Else, allen Euern Gevattern bei der ersten Zusammenkunft von mir zu sagen, daß ich unter den Schriftstellern Deutschlands längst mündig geworden zu sein glaube und sie mich mit solchen Schulpossen ferner ungehudelt lassen sollen! Wie ich schreibe, will ich nun einmal schreiben! will ich nun einmal! Verlange ich denn, daß ein andrer auch so schreiben soll?

woher du kömmst. Die Glorie, die du da um deinen Kopf hast, ist Betrug; denn du bist klein genug, noch eine andre neben ihr zu verlangen.“ —

Diese Phantasie erinnert mich wieder an den Vorschlag, den ich oben zu thun im Begriffe war. — Hat mein Ungenannter nicht aus Ueberzeugung geschrieben, nicht aus innerm Drang, was er für wahr hielt, auch seinem Nächsten mitzuteilen, so kann er keinen andern Bewegungsgrund gehabt haben als unselige Ruhmsucht, gloriae cupiditatem sacrilegam; und ich finde in der ganzen Geschichte ihn mit niemanden zu vergleichen als mit dem Unsinnigen, der den Tempel der Diana zu Ephesus verbrennen wollte, „ut opere pulcherrimo consumpto nomen ejus per totum terrarum orbem disjiceretur“. Als nun der Phantast diesen seinen Schwindel auf der Folter bekannte, was thaten die Epheser? Sie beschlossen, um ihn von der empfindlichsten Seite zu strafen, daß niemand seinen Namen nennen solle; und wir würden es noch nicht wissen, wie der stolze Narr geheißen, hätte sich Theopomp in seinen Geschichtbüchern dieser klugen Verfügung unterwerfen wollen. Ich folge den weisen Ephesern, nenne trotz dem Theopomp, nach dem Beispiel des Valerius, den ungeheuren Geck auch noch nicht und trage an: Wie, wenn wir ein Gleiches unter uns ausmachten und den Frevler nie nennten (gesetzt, daß wir seinen Namen wüßten oder erführen), der aus Ehrsucht den Felsen sprengen wollen, auf welchen Christus seine Kirche gegründet? — Ich stelle mir vor, ich sammle die Stimmen, fange an von den Patribus conscriptis des Luthertums, einem Ernesti, einem Semler, einem Teller, einem Jerusalem, einem Spalding ꝛc., und komme herab bis auf den kleinsten Dorfpriester, der in den Freiwilligen Nachrichten seiner Notdurft pfleget: und alle, alle stimmen für Ja.

Nur einer, einer nur, der Hauptpastor Goeze, stimmet für Nein. „Nein!“ donnert er, „und nochmals Nein! Nicht genug, daß der Ungenannte dort ewig zu Schanden geworden, er muß auch noch hier zeitlich zu Schanden werden. Amen!“ fügt er hinzu, „Amen!“

Anti-Goeze.

1778.

> Pro boni viri officio, si quando eum ad defensionem nocentium ratio duxerit, satisfaciam.
>
> *Quinctilianus.*

Elfter.

——— 13

Ich komme endlich auf das dritte, wodurch ich mich als den Advokaten des Ungenannten erzeigen soll. Es soll in meinem Betragen gegen diejenigen bestehen, die sich der christlichen Religion wider ihn annehmen.

Diese Rüge enthält zweierlei, auf deren jedes ich verschieden antworten muß. Entweder man findet es nur sonderbar und unrecht, daß ich überhaupt noch den Ungenannten bei seinen Gegnern vertrete, oder man findet es zugleich so viel sonderbarer und unrechter, daß ich es in dem Tone thue, den man mir so hoch aufmutzt.

Auf erstres glaube ich schon zum Teil damit geantwortet zu haben, daß ich mich erkläret, nicht als Advokat für ihn zu sprechen, der ihn seine Sache will gewinnen machen. Ich spreche bloß als ehrlicher Mann, der ihn nur so tumultuarisch nicht will verdammt wissen. Höchstens spreche ich so, als ein zugegebner Advokat für einen Verbrecher spricht, und rede nur statt seiner und rede nur, wie man es im gemeinen Leben auszudrücken pflegt, in seine Seele. Hierzu aber bin ich um so mehr verpflichtet, da ich das mehrere von seinen Papieren in Händen habe. Es wäre Verrat an der Unschuld, er mag nun viel oder wenig Anspruch auf Unschuld machen können, wenn ich in diesen mehrern Papieren das Geringste, das ihm auf irgend eine Weise zu statten käme, fände und nicht anzeigte. Der Verrat wäre von mir um so viel größer, da ich ungebeten sein Herausgeber geworden bin und als litterarische Proben Stücke aus ihm mitgeteilet habe, die aus aller Verbindung gerissen sind, durch welche allein sie ihr wahres Leben erhalten. Warum hat man diese Proben durchaus nicht wollen sein lassen, was sie sein sollen? Warum hat man sie einer größern Aufmerksamkeit gewürdiget, als Fragmente von aller Art verdienen, auf die kein Mensch sich einzulassen verbunden ist? Warum hat man sogar Verbindungspartikeln, durch welche sich der Ungenannte auf etwas anderweits Erwiesenes beziehet, für bloßes Blendwerk ausgegeben und dadurch sowohl meine als seine Redlichkeit in den lieblosesten Verdacht gezogen? — Doch davon an einem andern Orte.

Hier lasse man mich nur noch hinzufügen, was ich mich nicht schämen darf zu wiederholen, da es einmal gestanden ist. Ich habe den Ungenannten auch darum in die Welt gestoßen, weil ich mit ihm allein nicht länger unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren, und ich bekenne nochmals, daß ich seinen Zuraunungen nicht immer so viel entgegenzusetzen wußte, als ich gewünscht hätte. Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zusammen oder weiter aus einander bringen, und dieser Dritte kann niemand sein als das Publikum.

Verliere ich nun aber nicht alle den Nutzen, den ich mir aus diesem Schritte versprach, wenn ich nicht auf jedes Wort, auf jede Miene aufmerksam bin, mit welcher man ihn im Publico empfängt? Ich muß jeden fragen, der über ihn stutzt, oder über ihn lacht, oder über ihn erschrickt, oder über ihn poltert: „Wie verstehen Sie das? wie beweisen Sie das?" Auch werde ich mich mit der ersten der besten Antwort des ersten des besten Gegners schwerlich begnügen können. Denn wenn sie auch wirklich die beste wäre, so ist das Beste doch nicht immer gut, und ich kenne für tausend Zweifel die besten Antworten sehr wohl, ohne eine einzige gute darunter zu finden.

Daß man mir aber nur nicht eine so schwer zu befriedigende Nachforschung als einen Beweis dessen vorwerfe, was ich so eifrig abzulehnen suche! Ich erzeige mich auch dadurch so wenig als den Advokaten des Ungenannten, daß ich mich vielmehr (weil es doch einmal Advokat heißen soll) als den Advokaten der Religion damit erweise, die der Ungenannte angreift. Denn was hat er zu thun, der rechtschaffene Advokat, ehe er eine Sache übernimmt? Nachdem er seinen Klienten lange genug angehöret, sich ein Langes und Breites von ihm vorsagen lassen, in die Länge und in die Quere ihn ausgefragt*), „in aliam rursus ei personam transeundum est *agendusque adversarius*, proponendum, quidquid omnino excogitari contra potest, quicquid recipit in ejusmodi disceptatione natura". Gerade so auch ich! Aber wer den Verteidigern der Religion sodann am schärfsten widersprechen wird, wird es darum mit der Religion nicht am schlimmsten meinen. Denn ich werde nur darum die Verteidiger der Religion „interrogare quam *infestissime* ac premere", weil auch hier, „dum omnia quaerimus, aliquando ad verum, ubi minime expectavimus, pervenimus", weil auch hier „optimus est in dicendo patronus incredulus".

Nun habe ich freilich dieser Pflicht gegen mich selbst zur Zeit noch wenig Genüge leisten können. Aber ich hoffe, in Zukunft es besser zu thun und es mit aller der Kälte, mit alle dem Glimpfe gegen die Personen zu thun, die mit jener Strenge und Wärme

---

*) Quinctilianus, L. XII.

für die Sache bestehen können, welche allein Quinctilian bei seinem infestissime kann gedacht haben.

„Ei nun ja!" höre ich den Herrn Hauptpastor rufen — und bin bei dem zweiten Gliede dieser Rüge. „Ei nun ja! Da verlasse sich einer darauf und binde mit ihm an! Wir haben die Erfahrung davon, ich und sein Nachbar. Wie höhnend, wie verachtend, wie wegwerfend hat er wider uns geschrieben!"

Fühlen Sie das, Herr Hauptpastor? Desto besser. So habe ich meinen Zweck mit Ihnen erreicht, aber noch lange nicht gethan, was Sie verdienen. Denn einmal gehören Sie zu den Gegnern meines Ungenannten noch gar nicht. Sie haben bis diese Stunde ihn noch in nichts widerlegt; Sie haben bloß auf ihn geschimpft. Sie sind bis diese Stunde nur noch als mein Gegner anzusehen, nur noch als der Gegner eines Gegners des Ungenannten. Und nächstdem haben Sie wider diesen Gegner des Ungenannten sich Dinge erlaubt, die Sie zum Teil kaum gegen den Ungenannten sich hätten erlauben müssen. Sie haben mich feindseliger Angriffe auf die christliche Religion beschuldiget; Sie haben mich förmlicher Gotteslästerungen beschuldiget. Sagen Sie selbst: wissen Sie infamierendere Beschuldigungen als diese? Wissen Sie Beschuldigungen, die unmittelbarer Haß und Verfolgung nach sich ziehen? Mit diesem Dolche kommen Sie auf mich eingerannt, und ich soll mich nicht anders als den Hut in der Hand gegen Sie verteidigen können? soll ganz ruhig und bedächtig stehn bleiben, damit ja nicht Ihr schwarzer Rock bestaubt werde? soll jeden Atemzug so mäßigen, daß ja Ihre Perrucke den Puder nicht verliere? Sie schreien über den Hund: „Er ist toll!" wohl wissend, was die Jungen auf der Gasse daraus folgern, und der arme Hund soll gegen Sie auch nicht einmal blaffen? blaffend Sie nicht Lügen strafen? Ihnen nicht die Zähne weisen? Das wäre doch sonderbar. Hieronymus sagt, daß die Beschuldigung der Ketzerei (wie viel mehr der Irrelegion?) derart sei, „in qua tolerantem esse, impietas sit, non virtus". Und doch, doch hätte ich mich lieber dieser Gottlosigkeit schuldig machen, als eine Tugend nicht aus den Augen setzen sollen, die keine ist? Anständigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unsers weibischen Zeitalters! Firnis seid ihr und nichts weiter. Aber eben so oft Firnis des Lasters, als Firnis der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darstellungen diesen Firnis haben oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren, und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erst lange suchen soll. — Sagen Sie an, Herr Hauptpastor, was habe ich gegen Sie geschrieben, warum Sie nicht nach wie vor Hauptpastor in Hamburg sein und bleiben könnten? Ich hingegen könnte das nicht sein, könnte das nicht bleiben, was ich bin, wenn Ihre Lüge Wahrheit wäre. Sie wollen mir die Nase abschneiden, und ich soll Ihrer nicht mit ein wenig assa foetida räuchern? —

Dieses ist nun freilich der Fall meines Nachbars nicht ganz.

Aber ihn habe ich auch nirgends so behandelt als den Herrn Hauptpastor. Bloß sein wiederholter Vorwurf, daß der Ungenannte die Wahrheit, die er gar wohl einsehe, nur nicht einsehen wolle; bloß dieser Vorwurf, welcher einen Menschen so ganz in einen Teufel verwandelt; bloß dieser Vorwurf, von dessen Gifte, wie ich bewiesen habe, ein großer Teil auf mich zurücke spritzt, hat mich im Fortgange des Wortwechsels bitterer gegen ihn gemacht, als ich zu sein mir vorgenommen hatte. Und wie bitter bin ich denn gegen ihn gewesen? Das Bitterste ist doch wohl, daß ich von ihm gesagt habe, „er schreibe im Schlafe?“ Mehr nicht? Und daraus will der Herr Hauptpastor schließen, daß das Testament Johannis, in welchem die allgemeine brüderliche Liebe so sehr empfohlen wird, von mir unmöglich sein könne? Nun wohl: so hat Hieronymus, aus welchem ich das Testament Johannis genommen, eben so wenig von dieser Liebe gehabt als ich; und ich bin lange zufrieden, daß ich deren doch eben so viel habe als Hieronymus; wenn schon nicht ganz so viel als der Herr Hauptpastor Goeze, der seine Herren Kollegen aus brüderlicher Liebe eher ewig schlafen macht, als ihnen das Schlafen vorwirft. Denn gerade sagt Hieronymus einem seiner Gegner nicht mehr und nicht weniger, als ich meinem Nachbar gesagt habe. Dem Vigilantius nämlich schreibt er mit dürren Worten: „Ego reor, et nomen tibi κατ' ἀντίφρασιν impositum. Nam tota mente dormitas et profundissimo non tam somno stertis quam lethargo.“ Auch wiederholt der heilige Mann das böse Wortspiel überall, wo er von dem Vigilantius spricht; und wenn ich recht gezählt habe, mag er ihn wohl eben so oft ausdrücklich Dormitantius nennen, als ich meinen Nachbar in seinem Schlafe zu stören mir die Freiheit genommen habe. Ich fürchte auch im geringsten nicht, daß der Nachbar selbst diesen kleinen Spaß so hoch aufgenommen haben sollte, daß er sich mit mir nicht weiter abzugeben beschlossen hätte. Darunter würde ich allerdings zu viel verlieren, und lieber will ich gleich hier mit folgenden Worten des Augustinus ihn um Verzeihung bitten: „Obsecro te per mansuetudinem Christi, ut si te laesi, dimittas mihi, nec me vicissim laedendo malum pro malo reddas. Laedes enim, si mihi tacueris errorem meum, quem forte inveneris in scriptis meis.“ —

Nun eben wollte ich noch die Frage thun, welchem Gegner meines Ungenannten sonst ich auf eine unanständige abschreckende Art begegnet bin? als mit eins ein Ritter, das Visier weder auf- noch niedergeschoben, in den Kampfplatz gesprengt kömmt und gleich von weiten in dem wahren Ton eines Homerischen Helden mir zuruft*): „Ich sollte —? Woher wissen Sie —? Warum thaten Sie —? Nicht wahr —?“ Und hierauf ein Geschrei über Verleumdung und ein Hochzeitbitter-Beweis, daß ein Subrector in einer

*) Anti-Lessing.

Reichsstadt eben so viel sei als ein Bibliothekar, der Hofrat heiße! — Ei, meinetwegen noch zehnmal mehr! Aber gilt das mir? Ich kenne Sie nicht, edler Ritter. Mit Erlaubnis, wer sind Sie? Sie sind doch wohl nicht gar Herr M. Friedrich Daniel Behn, des Lübeckischen Gymnasii Subrector? Wahrlich? O, wie bedaure ich, daß ich den Herrn Subrector durch meinen vierten Anti-Goeze wider alle mein Wollen so in den Harnisch geschrieben habe! Aber bedenken Sie doch nur! Ich habe Sie nirgends genannt; ich habe Ihre Schrift nirgends angezogen; ich habe Ihre Worte nirgends gebraucht. Sie sagen selbst, daß die Meinung, die ich lächerlich mache, Ihre Meinung nicht sei. Und leicht möglich, daß sie es wirklich nicht ist, obgleich der Herr Hauptpastor Goeze sie um ein Großes so vorstellt, indem er uns sagt, wie sehr Sie in Ihrem zweiten Abschnitte den Unfug beklagen, daß man die christliche Religion in deutscher Sprache bestreite. Wie, wenn ich es also nur mit diesem Manne zu thun hätte, der alles für Unfug erklärt, was nicht in seinen Kram taugt? Wie, wenn ich es nur mit denen zu thun hätte, die mir diese nämliche Meinung hundertmal mündlich geäußert haben? Woher erhellet denn, daß ich der Welt zu verstehen geben wollen, als ob auch Sie dieser nämlichen Meinung wären? Daher, weil ich sie einem Subconrector in den Mund gelegt habe? Aber Sie sind ja nicht Subconrector, sondern Subrector. Warum muß ich denn diesen lieber in jenen herabgewürdiget, als unter jenem diesen gar nicht gemeint haben? Darf ich denn einen Pedanten nicht Subconrector nennen, weil Herr Behn Subrector ist? Oder wollen Sie den Unterscheid zwischen objektiver und subjektiver Religion schlechterdings zuerst erfunden, zuerst gebraucht haben, so daß ich Sie notwendig dadurch kenntlich gemacht hätte, daß ich ihn nachgebraucht? — Ich merke, mein lieber Herr Subrector, Sie sind ein wenig sehr stolz, aber doch noch hitziger als stolz, und mich jammert Ihrer Klasse! So oft ein Knabe lacht, muß er über den Herrn Subrector gelacht haben, — et vapulat.

Gotth. Ephr. Lessings

nötige Antwort

auf eine sehr unnötige Frage

des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg.

1778.

Endlich scheinet der Herr Hauptpastor Goeze, nach so langen ärgerlichen Aufheben, welches nur bei der schlechtesten Art von Klopffechtern im Gebrauch ist, zur Klinge kommen und bei der Klinge bleiben zu wollen.

Wenigstens äußert er nun*), daß er auf den Punkt, über welchen er mit mir streite —

> ob die christliche Religion bestehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren ginge, wenn sie schon längst verloren gegangen wäre, wenn sie niemals gewesen wäre? —

sich sofort weiter gehörig einlassen wolle, sobald ich eine bestimmte Erklärung würde von mir gegeben haben, was für eine Religion ich unter der christlichen Religion verstehe.

Wenn ich mich weniger rein wüßte, wer könnte es mir verdenken, wenn ich mich dieser Anfoderung, die eine wahre Kalumnie enthält, aus eben dem Grunde weigerte, aus welchem er sich einer weit weniger verfänglichen Anfoderung von mir zu entziehen für gut findet. Er sagt nämlich**): der Bibliothekar in Wolfenbüttel habe dem Hauptpastor in Hamburg nichts zu befehlen. Sehr wahr! Aber was hat der Hauptpastor in Hamburg dem Bibliothekar in Wolfenbüttel zu befehlen, daß er ihn öffentlich vorladen darf, auf eine Frage zu antworten, die voraussetzt, daß er befriedigend nicht darauf antworten könne?

Doch der Bibliothekar will es so genau nicht nehmen. Denn der Bibliothekar, wie gesagt, weiß sich rein und muß herzlich lachen,

---

*) Lessings Schwächen, 2. Stück, S. 66.
**) S. 64.

wenn der Hauptpastor versichert zu sein vorgibt*), „daß ich, wenn ich voraus hätte sehen können, daß die Kontrovers diesen Lauf nehmen werde, mich wohl gehütet haben würde, mich so frühzeitig zu verraten und die wahren Gedanken meines Herzens zu offenbaren."

Ich habe nichts mehr gewünscht als das; und es soll sich gleich zeigen, wer von uns beiden, ob der Hauptpastor oder der Bibliothekar, mit der längern Nase nun abziehen wird.

Denn kurz: ich antworte auf die vorgelegte Frage so bestimmt, als nur ein Mensch von mir verlangen kann: daß ich unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren verstehe, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind.

Damit sich der Herr Hauptpastor auch keine Whistonsche Falle träumen lasse, setze ich hinzu, daß ich sogar das sogenannte Symbolum der Apostel und das sogenannte Symbolum des Athanasius mit darunter begreifen will, ob es schon ausgemacht ist, daß diese zu jenen gar nicht gehören.

Bei dieser Erklärung könnte ich es bewenden lassen und dürfte ruhig abwarten, wie der Herr Hauptpastor seinen Feldzug nunmehr weiter anzustellen belieben werde. Denn nunmehr ist es an ihm zu beweisen:

1) warum notwendig die in jenen Glaubensbekenntnissen enthaltenen Lehren sich verlieren müßten, wenn die Bibel sich verlöre;
2) warum diese Lehren längst verloren gegangen sein müßten, wenn die Bibel verloren gegangen wäre;
3) warum wir diese Lehren gar nicht wissen könnten, wenn die Bibel niemals gewesen wäre.

Doch ich will an unnötiger Verlängerung unserer Streitigkeit nicht schuld haben und füge daher folgende kurze Sätze hinzu, bei welchen mich der Herr Hauptpastor jederzeit festhalten kann. Nur muß er mich bei keinem derselben eher festhalten wollen, als bis er *seinen* Beweis geführt hat. Denn sonst würde offenbar eine gelehrte Streitigkeit zu einem Inquisitionsverhör werden. Genug, daß er ungefähr daraus sieht, was ich in recessu habe und worauf *er* sich gefaßt halten muß.

§. 1.

Der Inbegriff jener Glaubensbekenntnisse heißt bei den ältesten Vätern Regula fidei.

§. 2.

Diese Regula fidei ist nicht aus den Schriften des Neuen Testaments gezogen.

§. 3.

Diese Regula fidei war, ehe noch ein einziges Buch des Neuen Testaments existierte.

---

*) S. 69.

§. 4.

Diese Regula fidei ist sogar älter als die Kirche. Denn die Absicht, zu welcher, die Anordnung, unter welcher eine Gemeinde zusammengebracht wird, ist ja wohl früher als die Gemeinde.

§. 5.

Mit dieser Regula fidei haben sich nicht allein die ersten Christen bei Lebzeiten der Apostel begnügt, sondern auch die nachfolgenden Christen der ganzen ersten vier Jahrhunderte haben sie für vollkommen hinlänglich zum Christentume gehalten.

§. 6.

Diese Regula fidei also ist der Fels, auf welchen die Kirche Christi erbauet worden, und nicht die Schrift.

§. 7.

Diese Regula fidei ist der Fels, auf welchen die Kirche Christi erbauet worden, nicht Petrus und dessen Nachfolger.

§. 8.

Die Schriften des Neuen Testaments, so wie sie unser itziger Kanon enthält, sind den ersten Christen unbekannt gewesen; und die einzeln Stücke, welche sie ohngefähr daraus kannten, haben bei ihnen nie in dem Ansehen gestanden, in welchem sie bei einigen von uns, nach Luthers Zeiten, stehen.

§. 9.

Die Laien der ersten Kirche durften diese einzelne Stücke gar nicht einmal lesen, wenigstens nicht ohne Erlaubnis des Presbyters lesen, der sie in Verwahrung hatte.

§. 10.

Es ward sogar den Laien der ersten Kirche zu keinem geringen Verbrechen gerechnet, wenn sie dem geschriebenen Worte eines Apostels mehr glauben wollten als dem lebendigen Worte ihres Bischofs.

§. 11.

Nach der Regula fidei sind selbst die Schriften der Apostel beurteilet worden. Nach ihrer mehrern Uebereinstimmung mit der Regula fidei ist die Auswahl unter diesen Schriften gemacht worden; und nach ihrer wenigern Uebereinstimmung mit derselben sind Schriften verworfen worden, ob sie schon Apostel zu Verfassern hatten oder zu haben vorgegeben wurden.

§. 12.

Die christliche Religion ist in den ersten vier Jahrhunderten aus den Schriften des Neuen Testaments nie erwiesen, sondern höchstens nur beiläufig erläutert und bestätiget worden.

§. 13.

Der Beweis, daß die Apostel und Evangelisten ihre Schriften

in der Absicht geschrieben, daß die christliche Religion ganz und vollständig daraus gezogen und erwiesen werden könne, ist nicht zu führen.

§. 14.

Der Beweis, daß der heil. Geist durch seine Leitung es dennoch, selbst ohne die Absicht der Schriftsteller, so geordnet und veranstaltet, ist noch weniger zu führen.

§. 15.

Die Authentie der Regula fidei ist viel leichter und richtiger zu erweisen als die Authentie der Neutestamentlichen Schriften.

§. 16.

Auf die unstreitig erwiesene Authentie der Regula fidei ist auch weit sicherer die Göttlichkeit derselben zu gründen, als man itzt auf die Authentie der Neutestamentlichen Schriften derselben Inspiration gründen zu können vermeinet; welches eben, um es beiläufig zu sagen, der neu gewagte Schritt ist, welcher den Bibliothekar mit allen neumodischen Erweisen der Wahrheit der christlichen Religion so unzufrieden macht.

§. 17.

Auch nicht einmal als authentischer Kommentar der gesamten Regula fidei sind die Schriften der Apostel in den ersten Jahrhunderten betrachtet worden.

§. 18.

Und das war eben der Grund, warum die älteste Kirche nie erlauben wollte, daß sich die Ketzer auf die Schrift beriefen. Das war eben der Grund, warum sie durchaus mit keinem Ketzer aus der Schrift streiten wollte.

§. 19.

Der ganze wahre Wert der apostolischen Schriften in Absicht der Glaubenslehren ist kein anderer, als daß sie unter den Schriften der christlichen Lehrer obenan stehen und, sofern sie mit der Regula fidei übereinstimmen, die ältesten Beläge derselben, aber nicht die Quellen derselben sind.

§. 20.

Das Mehrere, was sie über die Regula fidei enthalten, ist nach dem Geiste der ersten vier Jahrhunderte zur Seligkeit nicht notwendig, kann wahr oder falsch sein, kann so oder so verstanden werden.

Diese Sätze habe ich aus eigner sorgfältigen, mehrmaligen Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte gesammlet, und ich bin imstande, mich mit dem gelehrtesten Patristiker darüber in die schärffste Prüfung einzulassen. Der Belesenste hatte in dieser Sache nicht mehr Quellen als ich. Der Belesenste kann also auch nicht mehr wissen als ich, und es ist gar nicht wahr, daß so tiefe und ausgebreitete Kenntnisse erfordert werden, um in allen diesen

Stücken auf den Grund zu kommen, als sich manche wohl einbilden und manche die Welt gern bereden möchten.

Ich sollte vielleicht noch etwas über die Unschädlichkeit dieses meines Systems beifügen und zugleich den besondern Nutzen und Vorteil zeigen, den die christliche Religion in Absicht ihrer itzigen Feinde davon zu erwarten habe. Doch dazu wird mir der fernere Fortgang der Kontrovers schon noch Gelegenheit geben; besonders, wenn es dem Herrn Hauptpastor gefallen sollte, sie von unserer übrigen Katzbalgerei abzusondern und ohne Vermischung mit neuen Verleumdungen zu behandeln.

Ihm dazu um so viel mehr Lust zu machen, habe ich mich in diesem Bogen aller Gleichnisse, aller Bilder, aller Anspielungen sorgfältig enthalten und bin es weiter zu thun erbötig, wenn er sich eben der Präzision und Simplizität in seinen Gegensätzen bedienen will.

Der nötigen Antwort

auf eine sehr unnötige Frage

des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg

Erste Folge.

1778.

Si licet et falsi positis ambagibus oris
Vera loqui sinitis — — —

Ovid.

Ich habe meine Erklärung, was für eine Religion ich unter der christlichen Religion verstehe, ohne Anstand abgegeben. Aber anstatt des Beweises, den ich darauf erwarte, den Herr Goeze darauf versprochen (nämlich, daß diese christliche Religion sich notwendig mit der Bibel verlieren müsse, daß sie ohne Bibel weder werden noch dauern können), muß ich nun hören, daß es eine Ungereimtheit sei, einen dergleichen Beweis von ihm zu fodern.

„Diese Foderung," sagt er*), „ist so ungereimt, als eine sein kann. Ich bin in dieser Sache der Respondent. Herr L. ist der Opponent. Ich behaupte eine Wahrheit, welche von allen vernünftigen Christen, von allen Lehrern der christlichen Kirche, ohne Unterschied der verschiedenen Parteien, in welche dieselbe geteilet ist, selbst die Socinianer nicht ausgenommen, als ein keinem Zweifel unterworfener Grundsatz angenommen ist: daß die Bibel der einige Lehrgrund der christlichen Religion ist, ohne welchen dieselbe nicht erwiesen, nicht fortgepflanzet werden, also nicht bestehen könne."

Ich will mich auf jene Kathederetikette, welche eben so wohl für mich als für ihn zu erklären ist, nicht einlassen. Wer beweisen kann, läßt sich nicht lange nötigen, zu beweisen. Ich will nur sogleich den Nagel auf den Kopf zu treffen suchen und rund heraus erklären:

1) daß es nicht wahr ist, daß alle Lehrer der christlichen Kirche ohne Unterschied der verschiedenen Parteien die Bibel für den einigen Lehrgrund der christlichen Religion halten;

---

*) Lessings Schwächen, 3. Stück, S. 128.

2) daß die Socinianer eben dadurch ihre Sache so gut wie gewonnen haben, wenn man die Bibel zum einigen Lehrgrunde der christlichen Religion macht.

1. Es ist notorisch, daß die Lehrer der christlich-katholischen Kirche die Bibel so wenig für den einigen Lehrgrund der christlichen Religion annehmen, daß sie ihn nicht einmal für den vornehmsten gelten lassen, indem bei ihnen das Ansehen der Bibel dem Ansehen der Kirche schlechterdings untergeordnet ist; indem bei ihnen es nicht darauf ankömmt, was die Bibel sagt, sondern darauf, was die Kirche sagt, daß es die Bibel sage oder sagen hätte können. Haben einige Katholiken, welche gern Proselyten unter den Protestanten machen wollen, sich nachgebender hierüber erklärt, so geht mich dieses nichts an, und der eigentliche Lehrbegriff der römischen Kirche ist nach diesen wenigen Achselträgern nicht zu bestimmen. Alle und jede rechtgläubige Katholiken glauben die Bibel und der Bibel, weil sie Christen sind, sind aber nicht Christen, weil sie die oder der Bibel glauben. — Und nun möchte ich gern wissen, mit welchem Fuge ein Lutherischer Pastor und ein verdorbener Advokat einem Manne mit dem Reichsfiskale drohen können, weil er aufrichtig genug ist, als Lutheraner lieber seine Zuflucht zu einem Lehrsatze der römischen Kirche zu nehmen, als die ganze christliche Religion unter Einwürfen der Freigeister erliegen zu lassen, die bloß die Bibel und nicht die Religion treffen, die bloß das Buch treffen, in welchem, nach dem höchst neuen und bis auf diesen Tag unerwiesenen Lehrsatze der strengern Lutheraner, die Religion einzig und allein enthalten sein soll. — Diese Herren mögen sich nur selbst vor dem Reichsfiskale in acht nehmen! Denn es wird dem Reichsfiskale leicht begreiflich zu machen sein, daß nur sie und ihresgleichen die Stänker sind, welche den Groll, den die im Deutschen Reiche geduldeten Religionsparteien gegen einander doch endlich einmal ablegen müßten, nähren und unterhalten, indem sie alles, was katholisch ist, für unchristlich verdammen und durchaus keinen Menschen, auch nicht einmal einen armen Schriftsteller, dem es nie in die Gedanken gekommen ist, sich eine Partei zu machen, auf den aus feiger Klugheit verwüsteten und öde gelassenen Confiniis beider Kirchen dulden wollen.

2. Was ich von den Socinianern sage, liegt am Tage. Wer die Gottheit Christi nicht mit ins Neue Testament bringt, wer sie nur aus dem Neuen Testamente holen will, dem ist sie bald abdisputiert. Daher ist den Socinianern der Grundsatz, daß sowohl die Gottheit Christi als die übrigen Wahrheiten der christlichen Religion einzig aus den Schriften der Evangelisten und Apostel erwiesen werden müssen, sehr willkommen gewesen, und es läßt sich leicht zeigen, daß es ebenfalls Feinde der Gottheit Christi, daß es die Arianer gewesen, welche ihn zuerst angenommen haben. —

Also nur alsdann, wenn Herr Goeze sowohl dieses als jenes abzuleugnen und das Gegenteil davon zu erhärten imstande ist,

will ich ihm allenfalls den Beweis des Hauptsatzes, zu welchem er sich anheischig gemacht hat, schenken und den Erweis meiner Gegensätze antreten. Aber bis dahin muß er mir nicht übel nehmen, wenn ich geradezu äußere, daß er dasjenige nicht beweisen kann, wovon er so trotzig vorgibt, daß er es nicht zu beweisen brauche. Denn wenn er nicht damit sagen will, daß man es ohne Beweis annehmen müsse, so muß es wenigstens doch anderswo erwiesen sein, und er kann ja diesen anderswo geführten Beweis, mich zu beschämen, mit leichter Mühe abschreiben oder auch nur mit einem Worte nachweisen.

Ich sage, daß ich sodann meine Gegensätze zu erweisen nicht anstehen will. Aber werde ich damit nicht zu spät kommen? Hat Herr Goeze nicht bereits mit einer einzigen Stelle des Irenäus alle meine 20 Gegensätze auf einmal niedergeschlagen? „Da die Kirchenväter," sagt er, „bei Herr Lessing mehr gelten als die Bibel" — (Verleumdung! die Neutestamentlichen Schriften gelten mir nur nicht viel mehr als die ersten Kirchenväter) — „so will ich ihm eine Stelle aus dem Irenäo entgegensetzen, welche sein Gewäsche und überhaupt seine in der Antwort angegebenen 20 Sätze auf einmal niederschlagen kann. Dieser ehrwürdige Vater des zweiten Jahrhunderts schreibt adv. Haer. lib. III. cap. 1: ‚Non enim per alios dispositionem nostrae salutis cognovimus quam per eos, per quos Evangelium pervenit ad nos, quod quidem tunc praeconaverunt, postea vero per Dei voluntatem in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostrae futurum.' Es wird sich zeigen, ob Herr Lessing Stellen in Vorrat habe, welche hinlänglich sein werden, dieses Zeugnis niederzuschlagen."

Und was sich itzt schon zeigt, ist dieses, daß Herr Goeze, wenn er sich in der Geschwindigkeit nicht besser beritten macht, auf dem ausgeschriebenen Turniere nur eine sehr armselige Figur spielen wird. — Er hätte den Irenäus, den er citieret, selbst gelesen? Unmöglich! Er hat dieses einzelne Stellchen, Gott weiß in welcher Lutherschen Polemik, bloß aufgelesen. Denn er legt wider alle Grammatik, wider allen Zusammenhang einen Sinn hinein, welcher nicht der Sinn des Irenäus, sondern der Sinn der Lutherschen Polemik ist, in welcher er es auflas. — Denn kurz, Irenäus sagt in dieser Stelle schlechterdings nicht, daß die Schrift der Grund und Pfeiler unsers Glaubens geworden. Wenn er dieses hätte sagen wollen, müßte es heißen: „in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostrae *futuris*". Aber es heißt nicht *futuris*, sondern *futurum*, und bezieht sich nicht auf scripturis, sondern auf evangelium, welches hier nicht die vier aufgezeichneten Evangelia, sondern den wesentlichen Inhalt der Evangelien ohne Rücksicht auf dessen Verzeichnung bedeutet. Herr Goeze selbst, in der beigefügten Uebersetzung dieser Stelle, hat nicht anders konstruieret, und nur bei ihm ist es begreiflich, wie

man so leichte Worte anders konstruieren und anders verstehen kann. Das Evangelium ist der Grund und Pfeiler unsers Glaubens; wer leugnet das? Allein das Evangelium ist eben so wohl ein praeconatum als ein scripturis traditum, und das futurum muß sich eben so wohl auf jenes als auf dieses beziehen. Eben so wohl das bloß gepredigte Evangelium muß der Grund und Pfeiler unsers Glaubens sein können als das aufgeschriebene. — Daß dieses der wahre Sinn des Irenäus ist, erhellet aus den folgenden Kapiteln unwidersprechlich. Und wenn er besonders im 4ten sagt: „Quid autem si neque Apostoli quidem Scripturas reliquissent nobis, nonne oportebat ordinem sequi Traditionis, quam tradiderunt iis, quibus committebant Ecclesias," hat er auch wie Goeze geglaubt, daß die christliche Religion notwendig hätte untergehen müssen, wenn die Apostel nichts geschrieben hätten? Wenn er fortfährt: „Cui ordinationi assentiunt multae gentes barbarorum, eorum qui in Christum credunt *sine charta et atramento,* scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem, et veterum Traditionem diligenter custodientes, in unum Deum credentes, fabricatorem coeli et terrae et omnium quae in eis sunt, per Christum Jesum Dei filium," hat er auch gelehrt wie Goeze, daß der heilige Geist ohne Schrift nichts vermöge, daß kein Glaube ohne Schrift möglich sei? Wenn er, nachdem er die damalige Regulam fidei wörtlich angeführet, hinzusetzt: „Hanc fidem qui *sine literis* crediderunt, quantum ad sermonem nostrum barbari sunt, quantum autem ad sententiam, ad consuetudinem et conversationem propter fidem perquam sapientissimi sunt et placent Deo, conversantes in omni justitia et castitate et sapientia," hat er auch wie Goeze den Gebrauch der Bibel allen und jeden Christen für unentbehrlich gehalten? würde er mich auch wie Goeze wegen meiner Fiktion eines Volks, das ich ohne Bibel Christen sein lasse, verdammet haben? —

Was ich oben von den Arianern sage, daß sie die ersten gewesen zu sein scheinen, welche verlangt haben, daß man ihnen die Gottheit Christi vor allen Dingen in den Neutestamentlichen Schriften zeigen müsse, gründet sich auf das, was wir von dem eigentlichen Verlaufe der Streitigkeit auf dem Nicäischen Concilio wissen. Die Geschichte dieses Concilii selbst kann Herr Goeze doch wohl nicht auch mit unter die verrufenen Quellen rechnen, gegen deren Gebrauch er S. 136 protestieret? Folgende Sätze mögen den Gang meines Erweises, den ich zu seiner Zeit führen will, in voraus zeigen.

§.

Der Sieg der heiligen Schrift über die Ketzerei, oder die Kraft der heiligen Schrift in Bestimmung der Rechtgläubigkeit hat sich auf dem Nicäischen Concilio nur schlecht erwiesen. Durch die Schrift ist auf demselben schlechterdings nichts ausgemacht worden.

§.

Arius und seine Philosophen blieben auf ihren Köpfen,

und nur zwei der letztern wurden für die Orthodoxie gewonnen. Aber wie?

§.

Der eine Philosoph ward durch die bloße Regulam fidei, durch das bloße Glaubensbekenntnis, auf eine wunderbare Weise erleuchtet.

§.

Die Mitwirkung des heiligen Geistes bei dem bloßen Glaubensbekenntnisse war also noch damals nichts Befremdendes.

§.

Hingegen zeigte sich von der Mitwirkung des heiligen Geistes bei vermeinten deutlichen Stellen der Schrift nicht die geringste Spur.

§.

Denn der zweite Philosoph ward nicht durch dergleichen Stellen überführt, sondern durch ein paar menschliche, nicht einmal sehr passende Gleichnisse überredet.

§.

Ja, den rechtgläubigen Vätern kam es im geringsten nicht ein, ihren Lehrsatz aus der Schrift auch nur erweisen zu wollen. Sie hatten bloß die Herablassung, auf die Schriftstellen, welche die Arianer dagegen anführten, übel und böse zu antworten.

§.

Sie gaben ihren Lehrsatz für keine Wahrheit aus, die in der Schrift klar und deutlich enthalten sei, sondern für eine Wahrheit, die sich von Christo unmittelbar herschreibe und ihnen von Vater auf Sohn treulich überliefert worden.

§.

Sie erwiesen also nur, daß die Schrift diesen Ueberlieferungen nicht widerspreche.

§.

Und der Gebrauch, den sie sonach von der Schrift machten, war ein ganz andrer als der, den man uns neuerer Zeit aufgedrungen hat, welchem zufolge nach dem gar nicht gefragt wird, was uns überliefert worden, sondern aus der einzigen Schrift unmittelbar bestimmt wird, was uns hätte überliefert werden sollen.

§.

Sollte die Ueberlieferung gar nicht mit in Anschlag kommen, so müßte man behaupten, daß jeder vernünftige Mann, ohne im geringsten etwas von dem Christentume zu wissen, das ganze Christentum aus den Neutestamentlichen Schriften einzig und allein ziehen und absondern könne; und daran zweifle ich sehr.

§.

Schade, daß davon keine Erfahrung gemacht werden kann, indem wohl schwerlich ein vernünftiger Mann zu den Neutestamentlichen Schriften kommen dürfte, ohne das Christentum vorher zu kennen, und die Kunst, es wieder zu vergessen, wenn er zu dieser vermeinten einigen Quelle nun selbst kommt, noch soll erfunden werden.

Zusätze

von des Verfassers eigner Hand

zu der nötigen Antwort

auf eine sehr unnötige Frage.

[Nachlaß.]

---

§. 1.

Ich habe öfter Gelegenheit gehabt, mich zu wundern, wie sehr dieses Wort regula fidei und diese Bedeutung desselben auch Männern unbekannt gewesen, denen man einige theologische Gelehrsamkeit hätte zutrauen sollen. Aber freilich Kirchenväter lieset man nicht mehr, und in Rechenbergs Hierolexico reali steht nichts davon. Selbst Suicer hat unter Κάνων die Bedeutung des Glaubensbekenntnisses nicht, sondern hat die Stellen, die dahin gehören, zu der Bedeutung der doctrina in verbo Dei tradita seu in scripturis sacris comprehensa gezogen. — Ich will nicht leugnen, daß es diese Bedeutung auch bei spätern Vätern hat, z. E. bei dem Isidorus Pelusiota. Aber er hätte diese unsre ganz spezielle Bedeutung doch auch nicht ganz vergessen sollen. — Also Neuere konnten sich gar nicht einbilden, daß regula fidei etwas anders sein könne als analogia fidei, als jene in den symbolischen Büchern ihnen so viel empfohlene norma, ad quam omnia dogmata secundum analogiam fidei dijudicanda. Es war ihnen ganz unmöglich, zu glauben, daß es eine höhere Richtschnur habe geben können, nach welcher selbst dieses verbum Dei geprüft werden müsse, ob sie wohl im Grunde diese höhere Richtschnur unwissend annahmen.

Zuerst hätte ihnen doch auch schon ihr Bingham (lib. X. c. 13), den sie dann und wann nachschlagen, sagen können, daß die formula fidei, sonst symbolum genannt, bei den ältesten Kirchenvätern regula fidei heiße. Die wenigen Belegstellen, die er anführt, wären leicht um ein Großes zu vermehren. Besonders aber wundert es mich, daß der fleißige Mann aus dem Augustin keine anführt, bei welchem spätern Kirchenvater gleichwohl noch sehr beträchtliche vorkommen. Die deutlichste und entscheidendste ist wohl Sermone VII., de flamma in rubo, Tomo V. p. 27 der Benediktiner Ausgabe: „Wir mögen gewisse Stellen verstehen, wie wir

wollen, non tamen hoc sentire debemus, quod abhorret a regula fidei, regula veritatis.“ Die übrigen Stellen sind:

1. Zu Anfang einer seiner Anreden ad Catechumenos de symbolo, T. VI. p. 399. Accipite filii regulam fidei quod symbolum dicitur.

2. Sermone 186, de natali Domini, T. V. p. 616. Non ergo vobis subrepat quorundam sententia minus attentorum in regulam fidei et in scripturarum oracula divinarum.

3. Sermone 69. ibid. p. 242. Quomodo invocarunt in quem non crediderunt? Ideo primum symbolum didicistis, ubi est regula fidei vestrae brevis et grandis.

4. Sermone 216. ibid. 663 nennt er das symbolum: regulas, quae ad sacramentum fidei pertinent.

Eigen ist es, welches ich beiläufig bemerke, daß eben derselbe behauptet, das symbolum dürfe nicht geschrieben werden.

Sermone 213. ibid. p. 654. Nec ut eadem verba symboli teneatis, ullo modo debetis scribere, sed audiendo perdiscere; nec, cum didiceritis scribere, sed memoria semper tenere et recolere.

Und eben so eigen ist die Ursache, die er davon angibt, weil Gott, per prophetam praenuntians testamentum novum, Jer. 31, 33, gesagt habe: „Hoc est testamentum, quod ordinabo iis post dies illos, dando legem meam in mente eorum, et in corde eorum scribam eam. Hujus rei significandae causa audiendo symbolum discitur; nec in tabulis vel in aliqua materia, sed in corde scribitur.“ — Vor allen Dingen mußten auch die Competentes das Symbolum lernen und hernach sechs Tage darauf das Vaterunser. Jenes mußten sie täglich vor sich fleißig wiederholen.

Nun ist es aber ganz vorzüglich Tertullian, der sich dieses Ausdrucks regula fidei bedient, über den seine Leser um so weniger zweifelhaft sein können, da er das dadurch bezeichnete Ding sogleich beifügt. So schreibt er cap. 13 de praescriptione:

> Regula est autem fidei, ut jam hic quid defendamus, profiteamur, illa scilicet qua creditur, unum esse Deum etc.

Und von eben dieser regula fidei schreibt er an einem andern Orte (de velandis virginibus, c. 1): „Regula quidem fidei una omnino est, sola immobilis et irreformabilis credendi scilicet in unicum Deum omnipotentem“ etc., wo nur der Anhang: „per carnis etiam resurrectionem.“

Was er nun in dieser Stelle regula fidei nennt, nennt er regulam veritatis Apoleget. c. 47, an mehreren Orten schlechtweg regulam — als Ad Praxeam, p. 635, wo er die Regel selbst wiederholt und hinzufügt: „hanc regulam ab initio Evangelii decucurrisse — ante quosque haereticos —“ und im Anfange de praescr., c. 14.

So wie aber regula fidei oft ohne Zusatz regula genannt wird, so heißt sie auch oft schlechtweg fides, d. i. nicht der Glaube subjective, sondern der Glaube objective, das Glaubensbekenntnis, woraus vielleicht die Lehre, daß wir den Glauben in der Taufe erhalten, näher von dem Glaubensbekenntnis zu erklären. Auch in den Beschlüssen der Synoden wird es oft in dieser Bedeutung genommen, z. E. in dem 46. der Laodicenischen: ὁτι δει φωτιζομενους την πιστιν ἐκμανθανειν. Diese Bedeutung des Worts πίστις kann vielleicht auch manche Stellen des N. T. und manche sonst unbegreifliche Aussprüche der Väter erläutern.

Was ferner Tertullian regulam nennet und regulam fidei, das nennte schon vor ihm Irenäus κανονα (c. haer. II. c. 28) und κανονα της ἀληθειας (I. c. 9. 28); Chrysostomus aber über Phil. 3, 16, und aus ihm Theophylaktus erklären τῳ αὐτῳ κανονι durch τῃ αὐτῃ πιστει, τῳ αὐτῳ ὁρῳ, wobei zu merken, daß ὁρος ebenfalls das Glaubensbekenntnis heißt.

§. 2.

Da ich dies behaupte und die regula fidei im Grunde nichts anders ist als das Symbolum, so wird man vermuten, daß ich jenes Fabelchen von Entstehung desselben für mich anführen werde. Aber mit nichten. Vielmehr ist dieses Fabelchen eben die Ursache gewesen, warum ich das Wort symbolum gar nicht habe brauchen wollen. — Sie ist also nicht aus der Schrift gezogen; denn die Kirchenväter nennen sie überall traditam ab apostolis oder mit einem Worte traditionem, welche Irenäus sorgfältig von der ostensione ex scripturis eorum, qui Evangelia conscripserunt, unterscheidet (L. III. c. 5. p. 179).

Zwar sagt Augustinus in der vorher angeführten Anrede an die Katechumenen: „Ista verba, quae audistis, per divinas scripturas sparsa sunt, sed inde collecta et ad unum redacta, ne tardorum hominum memoria laboraret.“ Allein das sagt er, der gewissermaßen als der Erfinder der Untrüglichkeit der heil. Schrift in allen und jeden Stücken anzusehen ist und der vermutlich infolge seiner übertriebenen Meinung von derselben auch der erste gewesen, der diesen Begriff von dem Symbolo gehabt hat. Daher die Väter nach ihm auch lieber für canon fidei: canon scripturarum sagen. Ueberdem möchte ich doch wohl wissen, wie er es hätte beweisen wollen, daß alle und jede Worte des Symboli in der Schrift zerstreut wären, z. E. die Worte von der Höllenfahrt Christi: descendit ad inferna, die dem Thomas beigelegt werden, wenn er überhaupt sie gelesen hat, da er sie in den Auslegungen des Symboli, die ungezweifelt von ihm sind, ganz übergeht. Und so dürfte dies zu einer andern Untersuchung merkwürdig sein.

Soll nun aber doch die regula fidei aus den Schriften des N. T. gezogen sein: wer hat sie herausgezogen? wann ist sie herausgezogen worden? wie ist sie herausgezogen worden?

Wer? Einer oder mehrere? Da auf diesen Auszug so vieles ankömmt, kann es uns gleichgültig sein, die Person des Ausziehers zu kennen? Wenn die Verfasser der auszuziehenden Schriften unter göttlicher Eingebung standen, die ihnen auch jedes Wort vorschrieb: war der Auszieher seiner Willkür überlassen, oder war er auch dabei weiter nichts als ein leidendes Instrument?

Wenn? Früher oder später als die Schriften des Neuen Testaments sämtlich vorhanden waren? Früher? Wie ist das möglich? Wenigstens von sämtlichen möglich? Höchstens könnten sie also nur von den allerersten Schriften der Apostel ausgezogen sein, und aus demjenigen Buche, welches vielleicht gerade für die Religion das wichtigste ist, dem Evangelio Johannis, wäre nichts genommen? — Später? Also erst nach —? Womit hatten sich denn die ganze Zeit über bis dahin die ersten Christen beholfen? Brauchten sie bis dahin keinen Inbegriff des Glaubens? War es gleichviel, was sie für das not-*)

§. 5.

Davon sagt Tertullianus de vel. virg., c. 1, nachdem er die regulam selbst hingesetzt: „hac lege fidei manente caetera disciplinae et conversationis,“ d. i.: was also nicht zum Glauben, sondern zur Disziplin gehört, „admittent novitatem correctionis operante scilicet et proficiente usque in finem gratia Dei.“

Ich will hoffen, daß man nicht so gar streng mit mir verfahren und mich aus diesem Worte nur anhalten wird, bis gerade zum Ausgange des 399. Jahres Zeugnis hiervon beizubringen. Eigentlich hab' ich nur sagen wollen: bis auf das erste Nicäische Concilium. In diesem, bin ich der Meinung, hat die ganze christliche Religion so einen neuen Schwung erhalten, daß ich die Lehrer nach demselben nicht gern so geradezu gegen mich möchte anziehen lassen. Wenn man daher in der griechischen Kirche den Chrysostomus und in der lateinischen den Hieronymus oder wohl gar den Augustinus noch zum vierten Jahrhundert rechnen will, weil sie in demselben noch geboren und auch in demselben schon geschrieben, so muß ich erklären, daß ich ihre Zeugnisse gegen mich nicht anders kann gelten lassen, als wo ich sie mit ältern, eben so ausdrücklichen Zeugnissen belegt finde. Wohl aber müssen dieser drei Männer Zeugnisse, wo sie für mich lauten, statt aller ältern gelten.

§. 6.

Tertullianus de anima, c. 1, wo regula fidei sacramentum fidei heißt, welches Lactantius schlechtweg sacramentum nennt.

In einer andern (als der oben angeführten) Anrede an die Katechumenos sagt Augustinus (T. VI. p. 418): „Sacramentum symboli, quod accepistis memoriaeque mandatum pro vestra salute retinetis, noveritis hoc esse *fidei catholicae fundamentum,* super quod aedificium surrexit ecclesia.“

---

*) „(Hier fehlt alles übrige.)“ — Karl G. Lessing.

Noch zu Ende des siebenten Jahrhunderts (680) oder wohl gar noch später wurden das Symbolum und Vaterunser für die zwei Grundpfeiler des christlichen Glaubens gehalten. Denn unter den neun canonibus, die dem Concilio Constantinopolitano III., Oecumenico VI. beigelegt werden, heißt der siebente: „Commonendi sunt fideles omnes, a minimo usque ad maximum, ut orationem dominicam et symbolum discant; et discendum est iis, quod his duabus sententiis omne fidei Christianae fundamentum incumbit.“

§. 7.

Ueberhaupt haben die Papisten darin gefehlt, daß sie den canon fidei zur norma catholici und ecclesiastici sensus gemacht.

§. 8.

Ich zweifle an der Authentie keiner einzigen Schrift des N. Testaments, ich glaube fest, daß sie alle von den Männern geschrieben worden, deren Namen sie führen. Ich bin gar nicht Derjenigen Meinung, welche glauben, daß sie vor den Zeiten des Trajans gänzlich unbekannt gewesen. Wie könnte ich auch, da mich nichts berechtigt, sie für untergeschobne Schriften zu halten. Ich will es gern zugeben, daß „schon im Anfange des zweiten Jahrhunderts besonders die vier Evangelia bekannt gewesen". Nur meine ich, muß man nicht mit Herrn Leß hinzusetzen, daß sie damals schon allgemein bekannt gewesen*). Allgemein bekannt konnte in den Zeiten vor Erfindung der Druckerei kein einziges Buch in einem Zeitraume von hundert Jahren werden. Und wie allgemein waren sie denn bekannt, selbst nach des Herrn Leß Versicherungen? Einige Männer gedenken ihrer mehr oder weniger ausdrücklich in Schriften, die selbst nicht bekannt waren. Eine treffliche Allgemeinheit! Wo ist der unbekannte Schmierer auch itzt, der nicht von einem noch unbekanntern Schmierer irgend einmal sollte sein angeführet worden? Darf aber die Nachwelt einmal aus solchen kümmerlichen Anführungen schließen, daß der angeführte Skribent zu seiner Zeit allgemein bekannt gewesen? Wie doch immer gewisse Gelehrte kaum die Hälfte ihres Satzes gut machen und die andre Hälfte, so konterband sie auch immer sein mag, getrost mit einschleppen! Sie wissen wohl, daß die gelehrten Visitatores es so genau nicht nehmen. —

Nun, mögen sie doch beide! Ich will bloß sagen, daß die ersten Christen keine vollständige Sammlung aller Neutestamentlichen Schriften in Händen gehabt, so wie wir sie itzt haben. Jede Kirche hatte anfangs außer einem Exemplar des Evangelii, welches der Apostel, ihr Stifter, mitgebracht hatte**), nur die Briefe, welche entweder dieser Apostel, ihr Stifter, oder auch ein andrer nach ihrer Bekehrung ausdrücklich an sie geschrieben hatte. Dieses beweise ich

*) Wahr. der Chr. R., S. 54.
**) Eus. H. E.

1. Aus der Stelle des Tertullians De praesc., c. 36, von den litteris authenticis etc.
2. Aus dem Umstande, daß Clemens in seinem Briefe an die Kor. die Kor. nur auf den Brief Pauli an sie namentlich verweiset, so wie Polykarpus in seinem Briefe an die Philipper nur auf den Brief Pauli an die nämlichen Philipper. Alles übrige, was beide in ihren Briefen aus andern apostolischen Schriften anführen oder anzuführen scheinen, führen sie nur entweder in ganz allgemeinen Ausdrücken an oder sagen es wohl gar in ihrem eignen Namen.

Wenn ich aber sage, daß die ersten Christen nur eine so unvollständige Bekanntschaft mit den Schriften des N. T. gehabt, so begreife ich darunter keinesweges auch die Bischöfe und Presbyteros. Diese konnten gar wohl mehrere Stücke des Neutestamentlichen Kanons kennen und besitzen, auch wohl alle. Genug, daß daraus doch noch immer nicht erhellet, daß diese Schriften alle allgemein gänge und gäbe unter den Christen gewesen.

Wenn aber die ersten Christen nur so geringe Kenntnisse von dem gesamten N. Testamente gehabt, so können sie auch unmöglich die Begriffe davon gehabt haben, die wir itzt davon haben sollen.

Sie konnten sie immerhin für göttlich und für untrüglich halten, in allen und jedem Worte: aber folgt daraus, daß sie ihren Glauben daraus geschöpft, den sie zum Teil schon hatten, zum Teil auf dem weit kürzern Wege der mündlichen Predigt erhielten? Sie hielten die Schriften der Apostel für das, was sie waren, für ευρημενα βιου και χρονου, für Dinge, die nach Beschaffenheit der Zeit und anderer Umstände an diese und jene Gemeine insbesondere geschrieben waren, die andere nur unter vollkommen ähnlichen Umständen verbinden könnten.

Zur Erläuterung möge noch das dienen: Barnabas in seinem Briefe hatte gleichen Zweck mit Paulo, nämlich zu zeigen, daß die Christen von allen Verpflichtungen gegen das Mosaische Gesetz frei sind. Da nun Paulus längst alle seine Briefe geschrieben hatte, als Barnabas den seinigen schrieb, so ist daraus, daß Barnabas den Paulus gleichwohl nicht anführt, notwendig eins von beiden zu schließen:

entweder kannte er die Briefe des Paulus nicht,
oder er hielt es für unnötig, sie anzuführen.

Aus jenem würde ein großes Vorurteil wider die Authentie dieser Paulinischen Briefe folgen; wenigstens ließe sich die Art, wie sich Michaelis die Publikation der apostolischen Schriften einbildet, sehr schlecht damit verbinden. Dieses wäre geschehen,

entweder weil er geglaubt, daß die Paulinischen Briefe nichts bewiesen, d. i. weil er sie nicht für eingegeben gehalten,
oder weil er geglaubt, daß Paulus nicht mehr beweisen könne als er selbst, d. i. weil er sich für eben so inspiriert gehalten

als Paulus. Und dieses letzte ist wohl unstreitig der wahre Fall. Denn er sagt es selbst; er sagt §. 9, daß auch in ihn Jesus ἐμφυτον δωρεαν της διδαχης αὐτου gelegt habe.

§. 9.

Dieses ist aus einer Stelle des Irenäus, lib. IV. c. 33, so klar, als nur etwas sein kann: post deinde et omnis sermo ei (discipulo vere spirituali, der ungezweifelt glaubt, daß es nur einen einzigen Gott gebe, welcher der Stifter sowohl des Alten als des Neuen Testaments sei) constabit, si et scripturas diligenter legerit *apud eos*, qui in ecclesia sunt Presbyteri. Warum soll er die Schrift eben bei den Presbytern lesen, wenn nicht diese die wenigen Exemplare, die davon vorhanden waren, in Verwahrung hatten? Und wozu hatten sie dieselbe in Verwahrung, wenn nicht bloß darum, damit sie gleich ihre mündliche Erklärung beifügen könnten und niemand sie nach eignem Gutdünken lesen möchte?

Umsonst will Leß uns glauben machen, Irenäus rate nur deswegen, die Schrift bei den Presbytern zu lesen, damit man nicht etwa durch verfälschte Kopeien hintergangen werde (Wahrh. der christl. Religion, 4te Ausg. S. 63). Denn Irenäus streitet hier nicht mit Leuten, die sich verfälschter Abschriften der Bibel bedienen, sondern mit Leuten, welche ihren Beweis nicht aus den allen und jeden Menschen deutlichen Stellen der Bibel führen wollten, vielmehr aus den dunkeln, aus Gleichnissen und Parabeln. Ja, es ist eine offenbare Verdrehung, wenn er den Irenäus sagen läßt, alle göttliche Schriften, die prophetischen und evangelischen, lägen da und wären deutlich und könnten von allen befragt werden. Denn dieses sagt er offenbar (l. II. c. 27) nur von einem Teile der Schrift, der wegen seiner Deutlichkeit zum Grunde gelegt werden müsse; anstatt daß die Gnostiker die dunkeln Teile derselben zum Grunde legen wollten, die er deswegen valde hebetes nennt, „qui ad tam lucidam adapertionem coecutiunt et nolunt videre lumen praedicationis, sed constringunt semet ipsos et per tenebrosas parabolarum absolutiones unusquisque eorum proprium putat invenisse Deum."

§. 12.

Die christliche Religion, nach ihren Glaubenslehren nämlich, ist in den u. s. w.

Die ältesten Kirchenväter lehrten die christliche Religion in den Schriften der Evangelisten zwar finden, aber sie hatten sie nicht darin gefunden. Die παραδοσις ἐκκλησιαστικη war ihr Fundament, auf welches sich besonders Clemens Alexandrinus beruft.

§. 19.

Ich sage: in Absicht der Glaubenslehren. Denn sonst hat sie noch einen andern sehr großen Wert. So wie das Symbolum die

regula fidei ist, so ist die Schrift regula disciplinae. S. Tertullianus, Apolog., c. 47, und De corona militis, c. 2.

§. 20.

Der kürzeste und bündigste Beweis von diesem §. ist, daß alle Ketzereien der ersten vier Jahrhunderte Punkte der regula fidei betreffen. In allen andern Dingen konnte man sicher glauben und behaupten, was man wollte, ohne für einen Ketzer gehalten zu werden, wie aus den Kirchenvätern zu sehen. Was haben die nicht alles behauptet! Besonders Tertullian und Origenes! Die erste Ketzerei, welche keine Punkte der regulae fidei betraf, war die Pelagianische.

Zusätze

von des Verfassers eigner Hand

zu der nötigen Antwort

Ersten Folge.

Diese nämliche Stelle des Irenäus haben schon viele Protestanten und unter andern auch Mestrezat in seinem Traité de l'église, S. 581, zu dem nämlichen Behufe gebraucht, und ich muß mich wundern, daß die Katholiken und namentlich Dü Perron nicht pertinenter darauf geantwortet haben; welches durch die einzige angeführte grammatikalische Bemerkung hätte geschehen können.

Die nächste Stelle, die Mestrezat aus den ältesten Kirchenvätern in eben der Absicht anführt, ist aus dem Clemens Alexandrinus (VII. lib. Strom. p. 890 ff. der Potterschen Ausgabe) genommen und beweiset eben so wenig wider mich. Sie beweiset nur gegen die Katholiken, welche die Kirche zum höchsten Richterstuhle in Glaubenssachen machen wollen, aber nicht gegen mich, der ich behaupte, daß die mündliche Tradition dem geschriebenen Worte in den ersten Jahrhunderten vorgezogen worden. Dies erhellet aus dem Anfange des nämlichen Werks und besonders aus p. 322, wo Clemens von seinem Lehrer redet und den προφητικον και ἀποστολικον λειμωνα, auf welchem er die besten Blumen gleich einer sizilianischen Biene genutzt, der weit zuverlässigern παραδοσι της μακαριας διδασκαλιας entgegensetzt und der Ausspruch besonders merkwürdig ist: τα ἀποῤῥητα, καθάπερ ὁ Θεος, λογῳ πιστευεται οὐ γραμματι.

So viel ich finde, ist Irenäus der erste, welcher unter dem Worte scripturae und γραφαι die Neutestamentlichen Schriften der Apostel und Evangelisten mit begreift.

* * *

Auch von diesen sagt er (l. II. 28, 2): „Scripturae quidem perfectae sunt, quippe a verbo Dei et spiritu ejus dictae.“

* * *

Und doch sagt er damit noch lange nicht, was wir itzt von der Schrift behaupten. Denn er sagt zugleich (II. 28, 3), daß diese vollkommne Schrift uns gleichwohl nicht vollkommen verständlich sei.

* * *

Nur ein Teil derselben rede zu allen Menschen vollkommen verständlich, und daß nach diesem vollkommen verständlichen Teile der minder verständliche jederzeit müsse ausgelegt werden, erhelle daraus, weil er mit der regula veritatis übereinstimme.

* * *

Also ist es bei ihm auch eine regula veritatis, welche früher als alle Schrift ist, auf welcher das Christentum eigentlich beruhet.

* * *

Nach dieser regula veritatis müsse die Schrift erklärt werden; nicht aber müsse die regula veritatis aus der Schrift oder aus der Gnostik gezogen werden. „Non enim regula ex numeris, sed numeri ex regula; nec Deus ex factis, sed ea, quae facta sunt, ex Deo. Omnia enim ex uno et eodem Deo" (II. 25, 1).

* * *

Und das war sie selbst, diese regula veritatis. Omnia ex uno et eodem Deo, nämlich durch sein Wort, quod semper coëxistebat Deo (II. 25, 3).

Zu S. 189 Z. 41 nach *futuris*. Oder vielmehr fundamento et columnae fidei nostrae *futuris*, da denn das *futurum* noch weniger für einen bloßen Schreibefehler anstatt futuris könnte ausgegeben werden.

Theologischer Nachlaß.

Vorrede.

Ich muß nun schon vor aller Welt bekennen, daß es mich noch keinen Augenblick gereuet hat, die berüchtigten Fragmente herausgegeben zu haben, und daß ich nicht wohl einsehe, wie ein solcher Augenblick noch in der Folge kommen könne, wenn ich anders bei gesundem Verstande bleibe.

Verdruß hat mir freilich jener Schritt weit mehr zugezogen, als ein Mensch von meiner Denkungsart voraussehen konnte und mochte. Aber genug, daß dieser Verdruß nur von außen kam, daß mir mein Gewissen nichts vorzuwerfen hatte und daß die verächtlichsten Menschen die wohl nicht sind, welche nicht alles voraussehen mögen, was sie gar wohl voraussehen könnten.

Verleumdungen sind ja nur Verleumdungen, und thätige Verfolgungen in Sachen der Religion treffen gemeiniglich nur die, die darnach ringen. Ich weiß nicht, was für ein Schwindel diejenigen mehrenteils befällt, die über dergleichen Verfolgungen zu klagen Ursache zu haben glauben. Ich weiß nur, daß Schwindel auch hier Schwindel ist und der Abgrund, in welchen sie stürzen, an ihrem Unglück immer die kleinste Schuld hat.

Was ich gethan habe, habe ich nicht anders als auf die feierlichsten, zuversichtlichsten und unzähligmal wiederholten Aufforderungen unserer Gottesgelehrten gethan, von welchen man mir nur ein Exempel anzuführen erlaube.

Als mein Freund Mendelssohn, von Lavater aufgefordert, ein Christ zu werden oder zu erklären, warum er es nicht werde, sich geäußert hatte, das letzte zu thun, wenn man es ihm zu nahe legte, und Lavater aber es hiezu nicht kommen zu lassen für gut befand, sondern sein wohlgemeintes Kartell zurücknahm: wer war der Theolog in Göttingen, der es so ernstlich bedauerte, daß 2c. —

Neue Hypothese über die Evangelisten,

als bloß menschliche Geschichtschreiber betrachtet.

(November 1777 bis Februar 1778.)

Vorrede.

Dies sind die ersten Linien eines Werks, an welchem ich seit vielen Jahren arbeite. Meine Absicht war freilich, es nicht eher als ganz vollendet der Welt vorzulegen. Doch es sind Umstände eingetreten, welche mich nötigen, einen Vorschmack davon zu geben.

Denn ich bin bei den Haaren dazu gezogen worden, mich über gewisse Dinge zu erklären, die mit gegenwärtiger Hypothese sehr genau zusammenhängen. Wenn ich mich nun auch in dieser oder in jenen oder in beiden irren sollte, so wird man doch finden, daß ich nicht ohne Karte und daß ich nach einer und der nämlichen Karte geirrt habe, die man für falscher ausschreiet, als sie bei sorgfältigen Nachmessungen sich wohl finden möchte. — Den wahren Weg einschlagen, ist oft bloßes Glück; um den rechten Weg bekümmert zu sein, gibt allein Verdienst.

Da übrigens nur von einer Hypothese die Rede ist und ich die höhere Würde der Evangelisten weder bestreite noch leugne, diese höhere Würde vielmehr bei meiner Hypothese selbst noch sehr wohl bestehen kann, so werde ich hoffentlich nicht mehr Anstoß und Aergernis geben, als ich zu geben willens bin.

Daß ich aber nur diejenigen Gottesgelehrten, deren Geist eben so reich an kalter kritischer Gelehrsamkeit als frei von Vorurteilen ist, für meine Schöppen und Richter erkennen und auf das Urteil aller übrigen dieses Standes, so verehrenswürdig sie mir aus andern Ursachen auch immer sein mögen, nur wenig achten werde, versteht sich von selbst.

---

§. 1.

Die ersten Anhänger Christi waren lauter Juden und hörten nach dem Beispiele Christi als Juden zu leben nicht auf*). Ihnen gaben die übrigen Juden den Namen Nazarener, worüber ich mich bloß auf Apostelgeschichte 24, 5 zu beziehen brauche.

*) Denn wenn auch einige Judengenossen darunter waren, so waren es doch sicher nicht bloß Judengenossen des Thores, sondern Judengenossen der Gerechtig-

keit, welche mit der Beschneidung das ganze Mosaische Gesetz übernommen hatten, so wie Nikolaus, Apostelgesch. 6, 5.

§. 2.

Freilich mochten ihnen die Juden wohl diesen Namen aus Verachtung beigelegt haben. Es war aber doch auch sehr in der Denkungsart der Jünger Christi, daß sie einen Zunamen, den sie mit ihrem Meister gemein hatten, nicht weit von sich warfen, sondern die ihnen dadurch zugedachte Schande durch freiwillige Annehmung in Ehre kehrten*).

*) Epiphanius sagt dieses ausdrücklich: „Οἱ του Χριστου μαθηται — ἀκουοντες παρα ἀλλων Ναζωραιοι, οὐκ ἠναινοντο τον σκοπον θεωρουντες των τουτο αὐτους καλουντων, ὁτι δια Χριστον αὐτους ἐκαλουν.“ Haeres. XXIX.

§. 3.

Daher konnte sie auch nichts bewegen, sich dieses Namens bald wieder zu entschlagen. Vielmehr stehet zu glauben, daß auch da noch, als der Name Christen in Antiochia aufgekommen und längst allgemein geworden war, die palästinischen Judenchristen*) jenen ihren ältern Namen Nazarener vorzüglich werden geliebt und um so williger werden beibehalten haben, je geschickter er war, sie von den unbeschnittenen Christen zu unterscheiden, gegen welche sie noch immer eine kleine Abneigung unterhielten, wovon im Neuen Testament Spuren die Menge zu finden.

*) Wenigstens zum Teil. Denn woher wäre es sonst gekommen, daß sich noch viele Jahrhunderte später in eben derselben Gegend, unter eben demselben Namen eine Art Christen erhalten hätte, welche die nämlichen Grundsätze bekannten und in gänzlicher Absonderung von der allgemeinen Kirche lebten, die vornehmlich aus Heiden gesammelt war?

§. 4.

Wäre nun wohl ohne Gefahr anzunehmen, daß jene ältesten Nazarener sehr früh, sehr bald nach dem Tode Christi eine geschriebene Sammlung von Nachrichten gehabt, welche Christi Leben und Lehren betroffen und aus den mündlichen Erzählungen der Apostel und aller derjenigen Personen erwachsen waren, welche mit Christo in Verbindung gelebt hatten? — Warum nicht?*)

*) Was ich hier bloß postuliere, wird sich in der Folge zeigen, daß es wirklich so gewesen. Man müßte gar nicht wissen, wie neugierig die Menge nach allem ist, was einen großen Mann betrifft, für den sie einmal sich einnehmen lassen, wenn man mir diesen Heischesatz streitig machen wollte. Und will Menge immer eine größere Menge werden, so ist natürlich, daß man sich alles von Hand zu Hand reicht, was man von dem großen Manne nur in Erfahrung bringen können, welches endlich schriftlich geschehen muß, wenn die mündliche Mitteilung nicht mehr reichen will.

§. 5.

Und wie würde sie ohngefähr ausgesehen haben, diese Sammlung? — Wie eine Sammlung von Nachrichten, deren Anfang so

gering ist, daß man der ersten Urheber ohne Undank vergessen zu können glaubt, welche hierauf gelegentlich von mehr als einem vermehrt und von mehr als einem mit aller der Freiheit abgeschrieben worden, deren man sich mit dergleichen niemanden zugehörigen Werken zu bedienen pflegt — wie eine dergleichen Sammlung, sage ich, nur immer aussehen kann. Im Grunde stets die nämliche, aber bei jeder Abschrift bald in etwas verlängert, bald in etwas verkürzt, bald in etwas verändert, so wie der Abschreiber oder der Besitzer der Abschrift mehrere oder bessere Nachrichten aus dem Munde glaubwürdiger Leute, die mit Christo gelebt hatten, eingezogen zu haben glauben durfte*).

*) Wenn wir jetzt neuerer Zeit wenige oder keine Beispiele von solchen wie Schneebälle bald wachsenden, bald wieder abschmelzenden historischen Nachrichten haben, so kommt es daher, daß gar bald eine oder die andere der ersten Abschriften durch den Druck ihre umschriebene Konsistenz erhält. Wer indessen alte geschriebene Chroniken von großen Städten oder vornehmen Familien öftere Gelegenheit gehabt zu durchblättern, wird wohl wissen, wie weit jeder Besitzer eines jeden besondern Exemplars derselben sein Recht des Eigentums, so oft es ihm beliebt, auch über den Text und desselben Länge oder Kürze auszudehnen sich für erlaubt gehalten.

§. 6.

Und wenn man endlich doch einmal aufhören müssen, diese Sammlung zu vermehren oder zu verändern, weil doch endlich die zeitverwandten Leute aussterben mußten, aus deren glaubwürdigen Erzählungen es jeder thun zu können glaubte, wie würde sie wohl sein betitelt worden, diese Sammlung? — Entweder, bilde ich mir ein, nach den ersten Währmännern der darin erhaltenen Nachrichten, oder nach denen, zu deren Gebrauch die Sammlung vornehmlich wäre gemacht worden, oder nach dem oder jenem, welcher der Sammlung zuerst eine bessere Form gegeben oder sie in eine verständlichere Sprache gebracht hätte.

§. 7.

Wenn sie nach den ersten Währmännern wäre benennt worden, wie würde sie wohl geheißen haben? — Die ersten Währmänner waren alles Leute, die mit Christo gelebt, ihn mehr oder weniger gekannt hatten. Sogar gehörten darunter eine Menge Weiber, deren kleine Anekdoten von Christo desto weniger zu verachten waren, je vertraulicher einige derselben mit ihm gelebt hatten. Aber vornehmlich waren es doch seine Apostel, als aus deren Munde sich ohnstreitig die mehresten und zuverlässigsten Nachrichten herschreiben. Sie hätte also geheißen, diese Sammlung — (das Wort Evangelium in dem Verstande einer historischen Nachricht von Christi Leben und Lehren genommen) — das Evangelium der Apostel.

§. 8.

Und wenn sie nach denen wäre benannt worden, zu deren Gebrauche sie besonders gemacht gewesen, wie hätte sie da geheißen? — Wie anders als das Evangelium der Nazarener? Oder

bei denen, welche das Wort Nazarener nicht hätten brauchen wollen, das Evangelium der Hebräer. Denn als palästinischen Juden gehörte auch den Nazarenern dieser Name mit allem Rechte.

§. 9.

Endlich wenn sie nach dem oder jenem wäre benannt worden, welcher ihr zuerst eine bessere Form gegeben oder sie in eine verständlichere Sprache übersetzt hätte, wie hätte sie da geheißen? — Wie anders als das Evangelium des und des, der sich dieses Verdienst um sie gemacht hätte? —

§. 10.

Bis hieher werde ich meinen Lesern scheinen mich in leere Vermutungen verlieren zu wollen, wo sie ganz etwas anders von mir erwarten. — Aber nur Geduld! was sie bis itzt leere Vermutungen dünkt, ist nichts anders und nichts mehr, als was ich von glaubwürdigen historischen Zeugnissen abstrahieret habe, welche jeder andere, der weniger behutsam zu gehen gedächte, als unmittelbare Beweise seines Vorgebens vielleicht gebraucht hätte.

§. 11.

Es findet sich nämlich, daß die Nazarener des 4ten Jahrhunderts gerade eine solche Sammlung von Nachrichten, Christum und Christi Lehre betreffend, nicht allein wollen gehabt haben, sondern auch wirklich gehabt haben. Sie hatten ein eigentümliches chaldäisch-syrisches Evangelium, welches bei den Kirchenvätern bald unter dem Namen des Evangeliums der Apostel, bald unter dem Namen des Evangeliums der Hebräer, bald unter dem Namen des Evangeliums Matthäi vorkömmt. Jenes zufolge des ersten Grunds einer nähern Benennung, §. 7; dieses zufolge des zweiten, §. 8; und das — vermutlich zufolge des dritten, §. 9.

§. 12.

Ich sage vermutlich, und in meiner ganzen Hypothese ist dieses die einzige Vermutung, die ich mir erlaube und worauf ich baue. Auch beruhet sie auf so viel Gründen, daß in der Welt keine historische Vermutung sich finden muß, die es mehr verdienet, für historische Wahrheit angenommen zu werden.

§. 13.

Und dennoch will ich aus dieser Uebereinstimmung des wirklichen Evangelii der spätern Nazarener aus dem 4ten Jahrhunderte mit einem bloß angenommenen Evangelio, wie es die allerersten Nazarener mußten gehabt haben, wenn sie eines gehabt hätten, noch nicht so geradezu schließen, daß jenes notwendig dieses müsse gewesen sein. Denn man kann sagen, daß die spätern Nazarener Ketzer und die allerersten Nazarener bloß schwachgläubige Judenchristen gewesen, daß also jene wohl etwas zusammengeschrieben haben könnten, wovon diese nie etwas gewußt.

§. 14.

Laßt uns also so bedächtig gehen als möglich. — Hat jemals ein Kirchenvater, der des Evangelii der spätern Nazarener gedacht, einen solchen Verdacht geäußert oder nur mit einem Worte darauf gezielt? — Niemals; kein einziger.

§. 15.

Haben nicht vielmehr die gelehrtesten und scharfsichtigsten Kirchenväter immer mit einer Art von Achtung davon gesprochen? nicht zwar als von einem durch den heiligen Geist eingegebenen Evangelio, aber doch als von einem unstreitig alten, zu oder kurz nach den Zeiten der Apostel geschriebenen Werke? — Allerdings.

§. 16.

Hat nicht mehrmalen einer derselben, welcher ohne Zweifel der einzige von allen Kirchenvätern war, der ein chaldäisch-syrisches Werk brauchen konnte, sogar verschiedene Stellen daraus zur Erläuterung des griechischen Textes oder der vorhandenen Evangelisten anwenden zu dürfen geglaubt? — Allerdings; Hieronymus nämlich.

§. 17.

Hat nicht eben dieser Hieronymus es sogar zu übersetzen und in zwei verschiedene Sprachen zu übersetzen für wert gehalten? — Das sagt er selbst.

§. 18.

Was hat man also denn noch für Ursache, zu leugnen, daß das Evangelium der spätern Nazarener sich von den ältesten, ersten Nazarenern hergeschrieben? Ist es vielmehr nicht ganz glaublich, daß das syrisch-chaldäische Evangelium, welches zu des Hieronymus Zeiten in den Händen der damaligen Nazarener oder Ebioniten war, auch in den Händen der Nazarener zu den Zeiten der Apostel werde gewesen sein? daß es das geschriebene Evangelium werde gewesen sein, dessen sich selbst die Apostel zuerst bedienten?

§. 19.

Die spätern Nazarener hießen freilich Ketzer; aber sie waren doch im Grunde keine andere Ketzer als die alten Nazarener, die noch nicht Ketzer hießen, wie aus dem Stillschweigen des Irenäus zu schließen. Denn die einen sowohl als die andern glaubten das Mosaische Zeremonialgesetz nebst dem Christentume beibehalten zu müssen.

§. 20.

Daß die spätern Nazarener überhaupt die ältern Nazarener ganz und gar nichts angegangen, ist eine Grille des jungen Mosheims, als er noch keck einen Kirchenvater ergriff, um den andern damit vor den Kopf zu schlagen, die der alte, bedächtlichere Mosheim selbst widerrufen hat.

§. 21.

Die kleinen Abweichungen aber, die man noch jetzt an den vorhandenen Fragmenten des Nazarenischen Evangelii, deren einige die nämliche Sache betreffen, wahrnimmt und woraus man lieber eine gänzliche Verschiedenheit des Ebionitischen und Nazarenischen Evangeliums erpressen möchte, sind eher aus der Entstehungsart desselben, wie ich sie §. 6 wahrscheinlich angenommen, zu erklären. Denn da es keinem alten Nazarener einkommen konnte, ein aus verschiedenen Nachrichten nach und nach erwachsenes Werk als ein göttliches Buch zu betrachten, dem man weder etwas abnehmen noch zusetzen dürfe, so war es kein Wunder, daß die Abschriften nicht alle übereinstimmten.

§. 22.

War nun aber das Evangelium der Nazarener keine spätere untergeschobene Mißgeburt, so war es auch älter als alle unsere vier Evangelia, deren das erste wenigstens 30 Jahr nach Christi Tode geschrieben worden.

§. 23.

Wäre es auch wohl zu begreifen, daß man in diesen 30 Jahren ganz und gar keine geschriebene Nachricht von Christo und seinen Lehren gehabt hätte? daß der erste, welcher dergleichen aufzusetzen sich entschloß, nach so geraumer Zeit sich hingesetzt, aus seinem oder anderer bloßem Gedächtnisse zu schreiben? daß er nichts vor sich gehabt, wodurch er sich rechtfertigen können, wenn er wegen dieses oder jenes Umstands in Anspruch genommen wurde? Das ist nicht einmal glaublich, wenn er auch inspiriert war. Denn der Inspiration war er sich nur selbst bewußt, und vermutlich zuckte man auch damals schon die Achseln über Leute, die etwas Historisches aus Inspiration zu wissen vorgaben.

§. 24.

Es gab also eine ältere geschriebene Nachricht von Christo als des Matthäus, und sie blieb nur während den dreißig Jahren in derjenigen Sprache, in welcher allein sie ihre Urheber hatten aufsetzen können. Oder die Sache unbestimmter und doch genauer auszudrücken: sie verblieb in der hebräischen Sprache oder in dem syrisch-chaldäischen Dialekte derselben so lange, als das Christentum größtenteils nur noch in Palästina, nur noch unter den Juden in Palästina eingeschränkt war.

§. 25.

Erst als das Christentum auch unter den Heiden verbreitet ward und so viele, die gar kein Hebräisch, gar keine neuere Mundart desselben verstanden, begierig wurden, nähere Nachricht von der Person Christi einzuziehen (welches doch auch nicht ganz in den ersten Jahren der Heidenbekehrung mag gewesen sein, indem die ganz ersten bekehrten Heiden sich mit den mündlichen Nachrichten

begnügten, die ihnen ein jeder ihrer Apostel gab), fand man nötig und nützlich, zu Befriedigung einer so frommen Neugierde sich an jene Nazarenische Quelle zu wenden und Auszüge oder Uebersetzungen in einer Sprache davon zu machen, die so ziemlich die Sprache der ganzen kultivierten Welt war.

§. 26.

Den ersten dieser Auszüge, die erste dieser Uebersetzungen, meine ich nun, machte Matthäus. — Und das, wie gesagt §. 12, ist die Vermutung, die man kühnlich unter die historischen Wahrheiten anführen darf, die wir von diesen Dingen überhaupt haben. Denn alles, was wir sowohl von der Person des Matthäus als von seinem Evangelio wissen oder mit Grunde annehmen können, stimmt mit dieser Vermutung nicht allein vollkommen überein, sondern auch sehr vieles wird durch diese Vermutung allein erklärt, was noch immer ein Rätsel ist, so viel Gelehrte sich auch die Köpfe darüber zerbrochen haben.

§. 27.

Denn einmal wird Matthäus ohne Widerspruch für den ersten und ältesten unserer Evangelisten gehalten. Dieses aber, wie schon angemerkt, kann unmöglich heißen, daß er schlechterdings der erste von allen gewesen, welche von Christo etwas Schriftliches verzeichnet, das in den Händen der Neubekehrten gewesen wäre. Es kann nur heißen, daß er der erste gewesen, der es in der griechischen Sprache gethan.

§. 28.

Zweitens ist es sehr wahrscheinlich, daß Matthäus der einzige unter den Aposteln gewesen, der Griechisch verstanden, ohne erst die Kenntnis dieser Sprache unmittelbar durch den heiligen Geist erhalten zu dürfen.

§. 29.

Drittens spricht selbst die Gelegenheit, bei welcher Matthäus sein Evangelium soll aufgesetzt haben, dafür. Denn wenn Eusebius schreibt: Matthäus, der verschiedene Jahre den Hebräern in Palästina das Evangelium gepredigt, als er endlich auch zu andern in dieser Absicht gehen wollen, habe jenen sein Evangelium schriftlich in ihrer väterlichen Sprache hinterlassen, um so auch noch in ihrer Abwesenheit ihr Lehrer zu bleiben*), so dürfte hiervon wohl nur die Hälfte im strengen Verstande wahr sein. Nur die Veranlassung, bei welcher Matthäus sein Evangelium schrieb, dürfte wahr sein; aber diese Veranlassung war nicht so, daß er ein hebräisches Evangelium schriftlich verfassen mußte, sondern vielmehr so, daß er ein griechisches aufzusetzen für thunlich hielt. Nämlich: als er nun lange genug den Hebräern gepredigt hatte, ließ er nicht den Hebräern sein Evangelium hebräisch zurück (bei den Hebräern in Palästina blieb ja noch so mancher Apostel zurück, dessen mündliche Belehrung

sie alle Augenblicke haben konnten), sondern er machte sich für seinen künftigen Gebrauch, da er nun auch andern das Evangelium predigen wollte, die nicht Hebräisch verstanden, aus dem hebräischen Evangelio der Apostel einen Auszug in derjenigen Sprache, die mehrern verständlich war.

*) Hier wird der Ort sein, eine Stelle des Hieronymus zu verbessern. Hieronymus sagt in dem Eingange seiner Kommentarien über den Matthäus: „Primus omnium (sc. Evangelistarum) Matthaeus est, qui Evangelium in Judaea hebrao sermone edidit, ob eorum vel maxime causam, qui in Jesum crediderunt ex Judaeis et *nequaquam* legis umbram succedente Evangelii veritate servabant.“ Die den Schatten des Gesetzes keinesweges, nequaquam, beobachteten? Aber die ersten Juden in Judäa, welche Christen wurden, blieben ja allerdings hartnäckig bei dem Gesetze. Ich glaube also, daß hier für nequaquam zu lesen sei nequicquam, incassum, umsonst, vergeblich.

Und daß wirklich Matthäus für die Nazarener, das ist für Judenchristen, die Mosen und Christum verbinden wollen, geschrieben, ist aus 5, 17—20 zu sehen, wo er Jesum etwas sagen läßt, das ihn kein andrer Evangelist sagen läßt und freilich wohl die Nazarener so hartnäckig machen mußte. Besonders V. 17, wo es nur lächerlich ist, anstatt des Mosaischen Gesetzes überhaupt das Sittengesetz allein zu verstehen. Die Auslegung des Babylonischen Talmuds ist unstreitig die wahre. S. das engl. B.=W.

Wir haben jetzt freilich Ursache, ja wir können Recht dazu haben, diese Stelle jetzt anders auszulegen; war es aber den ersten Judenchristen zu verdenken, sie so zu verstehen?

Eben so haben Markus und Lukas den Befehl ausgelassen, den Matthäus 10, 5, 6 den Heiland seinen Jüngern geben läßt, die er aussandte, zu heilen und Wunder zu thun.

§. 30.

Viertens wird damit der ganze Streit über die Grundsprache des Matthäus auf eine Art geschlichtet, daß beide Teile damit zufrieden sein können: Diejenigen sowohl, welche zufolge des einmütigen Zeugnisses der Kirchenväter behaupten, die Grundsprache des Evangelii Matthäi sei hebräisch gewesen, als auch die neuern protestantischen Dogmatiker, die ihre Bedenklichkeiten dagegen haben und haben müssen.

§. 31.

Nämlich das Original des Matthäus war allerdings hebräisch; aber Matthäus selbst war nicht der eigentliche Urheber dieses Originals. Von ihm als von einem Apostel konnten sich zwar in dem hebräischen Originale mancherlei Nachrichten herschreiben, er aber selbst hatte diese Nachrichten nicht schriftlich verfaßt. Andre hatten sie aus seinem Munde hebräisch niedergeschrieben und mit Nachrichten der übrigen Apostel verbunden, und aus dieser menschlichen Sammlung machte er zu seiner Zeit bloß einen zusammenhängenden Auszug in griechischer Sprache. Nur weil sein Auszug, seine Uebersetzung so bald auf das Original folgte; weil er selbst eben so wohl hebräisch hätte schreiben können; weil es seinen persönlichen Umständen nach wahrscheinlicher war, daß er wirklich hebräisch geschrieben: war es kein Wunder, daß man gewissermaßen das Original mit der Uebersetzung verwechselte.

§. 32.

Und wie viel diejenigen neuern Gottesgelehrten dabei gewinnen, welche aus innern Kennzeichen des Matthäus und aus nicht unerheblichen dogmatischen Gründen schließen zu müssen glauben, daß Matthäus nicht wohl in einer andern Sprache geschrieben haben könne als in der, in welcher wir ihn noch haben, erkennt ein jeder. Matthäus schrieb, was er schrieb, griechisch, aber er zog es aus einer hebräischen Quelle.

§. 33.

Hat er nun diesen seinen Auszug in eine bekanntere Sprache mit allem dem Fleiße, mit aller der Vorsicht gemacht, deren ein solches Unternehmen würdig war, so hat ihm ja wohl, auch nur menschlicherweise zu reden, ein guter Geist beigestanden, und niemand kann etwas dagegen haben, daß man diesen guten Geist den heiligen Geist nennt. Und so muß denn auch wohl Matthäus wirklich zu Werke gegangen sein; ein solcher guter Geist muß ihn denn auch wohl geleitet und unterstützt haben, indem sein Auszug oder seine Uebersetzung nicht allein gar bald unter den Christen insgemein ein kanonisches Ansehen erhielt, sondern sogar bei den Nazarenern selbst der Name des griechischen Uebersetzers nunmehr der hebräischen Urschrift anheimfiel und diese selbst für ein Werk des Matthäus ausgegeben wurde. Das Evangelium secundum Apostolos hieß mit der Zeit bei den mehresten das Evangelium juxta Matthaeum, wie Hieronymus ausdrücklich sagt.

§. 34.

Daß ich hiemit kein falsches Ende aufgefaßt habe, zeigt der lange nicht abreißende Faden, den ich dadurch von einem sehr verwirrten Knaule abzuwickeln imstande bin. Das ist: ich kann aus dieser meiner Vorstellung zwanzig Dinge erklären, die unauflösliche Rätsel bleiben, man mag den einen oder den andern der gewöhnlichen Sätze von der Originalsprache des Matthäus behaupten. Ich führe die vornehmsten derselben an, weil dergleichen neue Aufschlüsse, welche eine neu angenommene Meinung gewähret, in kritischen Dingen, wie man weiß, so viele Beweise derselben sind.

§. 35.

Wann Epiphanius z. E. sagt, daß die Nazarener das Evangelium des Matthäus το πληρεστατον Ἑβραϊστι, am allervollständigsten in hebräischer Sprache besaßen, was kann man dazu sagen, das ohne allen Anstoß wäre? — War es Matthäus selbst, der diesen vollständigen hebräischen Text schrieb, so ist unser griechischer Matthäus nicht ganz. — Schrieb Matthäus ursprünglich griechisch, so haben ihn die Nazarener in ihrer Uebersetzung mit menschlichen Zusätzen vermehrt, welches sie nicht gethan haben würden, wenn er in eben dem kanonischen Ansehen gestanden hätte, in dem er jetzt steht. Und wie konnte Origenes und Hieronymus dieser Zusätze so glimpflich gedenken? — Nur wie ich die Sache

nehme, haben die Worte des Epiphanius ihre gute Richtigkeit. Das hebräische Original des Matthäus enthielt mehr, als Matthäus in seinen griechischen Auszug daraus zu nehmen für gut fand. Das Mehrere, was in dem hebräischen Matthäus war, hatten die spätern Nazarener nicht hinzugefügt, sondern Matthäus hatte es übergangen.

§. 36.

Ingleichen, wer kann auf folgendes antworten? — Hat Matthäus ursprünglich griechisch geschrieben, wie kömmt es, daß die Kirchenväter einmütig vorgeben, sein Evangelium sei hebräisch abgefaßt? — Und hat er sein Evangelium ursprünglich hebräisch abgefaßt, wie hat man diesen seinen hebräischen Originaltext können untergehen lassen? — Wer kann hierauf, frage ich, so befriedigend antworten als ich? — Die Kirchenväter fanden ein hebräisches Evangelium, das alles und noch mehr enthielt als Matthäus; sie hielten es also für des Matthäus eignes Werk. — Aber dieser hebräische vermeinte Matthäus war zwar für den historischen Teil die Quelle des Matthäus, aber nur der griechische Auszug war das eigentliche Werk eines Apostels, der unter einer höhern Aufsicht schrieb. Was war also daran gelegen, daß die Materialien verloren gingen, nachdem sie auf die glaubwürdigste und beste Art genutzt waren?

§. 37.

Nichts aber bestätigt meine Meinung, daß Matthäus nicht hebräisch geschrieben, sondern nur ein hebräisches Original so treu und vorsichtig übersetzt und gebraucht habe, daß man dem Original selbst seinen Namen gegeben — nichts, sage ich, bestätigt diese Meinung mehr, als daß man dadurch nunmehr eine Stelle des Papias versteht, die so manchem Ausleger so manche undankbare Mühe gemacht hat. Papias nämlich sagt bei dem Eusebius: „Ματθαιος μεν Ἑβραΐδι διαλεκτῳ τα λογια συνεγραψατο· ἡρμηνευσε δ' αὐτα, ὡς ἠδυνατο ἑκαστος.“ Matthäus schrieb sein Evangelium hebräisch, es übersetzte es aber jeder, so gut er konnte.

§. 38.

Die letzten Worte dieser Stelle sind allerdings so anstößig, daß man dem guten Papias allen Glauben in Ansehung der erstern absprechen zu dürfen geglaubt. Man hat sich gar nicht einbilden können, daß Papias damit wirklich sagen wollen, was sie so offenbar sagen. Besonders ist sehr lustig zu lesen, was ihm Clericus für einen Ausputzer deswegen gibt, und wie schulmeistermäßig er dem Griechen seine griechischen Worte korrigiert, ohne zu überlegen, daß er nicht sowohl den Papias als den Eusebius, wenigstens den Eusebius eben so wohl als den Papias (weil jeder Schriftsteller auch für die aus einem andern angeführten Worte mit haften muß, in sofern sie Unsinn zu enthalten scheinen, den er mit keiner Silbe rügt), schulmeistert.

§. 39.

Wie gesagt, allerdings hätte man Ursache, dem Papias zu Leibe zu gehen und ihn zu fragen, ob er auch wisse, was sein „ὡς ἠδυνατο ἑκαστος“ sage; ob denn unser griechischer Matthäus nicht eine so gute Uebersetzung sei, als nur irgend eine sein könne; ob denn wirklich mehrere griechische Uebersetzungen seines hebräischen Matthäus vorhanden gewesen, und wie es denn komme, daß man von diesen mehrern Uebersetzungen nirgends die geringste Spur finde. — Was Papias hierauf antworten könnte, läßt sich nicht absehn.

§. 40.

Aber nun nehme man mit mir an, daß Papias nicht einen ursprünglich hebräischen Matthäus, sondern das hebräische Original des Matthäus meine, welches, weil es Matthäus zuerst so allgemein bekannt und brauchbar gemacht hatte, unter seinem Namen nunmehr umging: was sagt Papias alsdenn Ungereimtes, wenn er sagt, daß sich dem ohngeachtet noch mehrere an das hebräische Original gemacht und es aufs neue in griechischer Sprache bearbeitet hätten?

§. 41.

Haben wir nicht schon gesehen, daß Matthäus ein bloßer Uebersetzer von allem und jedem, was er in dem Evangelio der Nazarener fand, nicht war? Er ließ vieles zurück, was ihm so glaubwürdig nicht bekannt war. Da waren Nachrichten, die sich von allen elf Aposteln herschrieben, deren manche zwar wohl wahr, aber für die christliche Nachwelt nicht nutzbar genug waren. Da waren Nachrichten, die sich allein von Christi weiblicher Bekanntschaft herschrieben und von welchen es zum Teil zweifelhaft war, ob sie den Wundermann, den sie so liebten, auch immer gehörig verstanden hatten. Da waren Nachrichten, die sich nur von seiner Mutter, nur von Leuten herschreiben konnten, die ihn in seiner Kindheit in dem Hause seiner Eltern gekannt hatten; und was konnten die, wenn sie auch noch so zuverlässig waren, der Welt helfen, die an dem genug zu lernen hat, was er seit Antretung seines Lehramts that und sagte?

§. 42.

Was war also natürlicher? — Da der Uebersetzung des Matthäus kein untrügliches Kennzeichen der Göttlichkeit aufgedrückt werden konnte; da sie ihr kanonisches Ansehn erst durch Prüfung und Vergleichung sich erwerben und so von der Kirche bestätigt erhalten mußte — was war natürlicher, als daß sich andere und mehrere, welche die Arbeit des Matthäus entweder nicht kannten oder nicht ganz genehmigten, weil sie dieses und jenes noch gern darin gehabt hätten, weil sie dieses und jenes lieber anders als so erzählt wünschten: als daß sich, sag' ich, mehrere an die nämliche Arbeit machten und sie so vollführten, wie es die Kräfte einem jeden verstatteten? Ὡς ἠδυνατο ἑκαστος.“

§. 43.

Und so stehen wir hier an der Quelle, woraus sowohl die bessern noch vorhandenen als die minder guten und daher aus dem Gebrauch und endlich aus der Welt gekommenen Evangelia geflossen*).

*) Man macht sich eine ganz unrichtige Vorstellung, wenn man glaubt, die Ketzer hätten falsche Evangelia geschmiedet. Umgekehrt: weil es so vielerlei Evangelia gab, die alle aus der einen Nazarenischen Quelle entstanden waren, gab es so viele Ketzer, deren jeder gerade eben so viel für sich hatte als der andere.

Es ist zum Exempel nichts weniger als glaublich, daß Cerinthus ein eignes Evangelium gemacht. Er hatte weiter nichts als eine eigne Uebersetzung des hebräischen Originals des Matthäus.

Dieses sagt Hieronymus ausdrücklich (Prooem. in Comment. super Matth.): „Plures fuisse, qui Evangelia scripserunt, et Lucas Evangelista testatur dicens: quandoquidem — et perseverantia usque in praesens tempus monimenta declarant, quae, a diversis autoribus edita, diversarum haereseon fuere principia.“ Also die verschiedenen Evangelia waren nicht ein Werk der Ketzer, sondern daß so vielerlei Evangelia waren, machte, daß so viel Ketzereien entstunden.

So sagt auch Epiphanius, Haeres. LXII., von den Sabellianern, daß sie ihren ganzen Irrtum aus den falschen Evangelien geschöpft: „την δε πασαν αὐτων πλανην ἐχουσιν ἐξ 'Αποκρυφων τινων, μαλιστα ἀπο του καλουμενου Αἰγυπτιου Εὐαγγελιου.“

§. 44.

Daß es viele Evangelia von dieser zweiten Art gegeben, wenn wir es aus der Kirchengeschichte auch nicht wüßten, müßten wir auch ganz allein dem Lukas glauben, der wahrlich nicht die ganz erdichteten untergeschobnen Evangelia und apostolische Schriften der Ketzer meinen konnte*), sondern notwendig solche Evangelia, deren Urstoff zwar unverwerflich, deren Ordnung, Einkleidung, Absicht nur nicht so ganz lauter und rein war, meinen mußte, wenn er sagt, daß er durch sie berechtigt und aufgemuntert worden, ebenfalls eine Geschichte des Herrn zu schreiben.

*) „Epiphanius und Ambrosius glauben, Lukas sähe hier auf die Evangelia der Ketzer Basilidis, Cerinthi und anderer, wie schon von Daniel Heinsio (Exercit. sacr., 1. 3. c. 1.) bemerkt worden.“ Masch, §. 30.

„Ausus fuit et Basilides scribere Evangelium et suo illud nomine titulare,“ schreibt Origenes, Homilia I. in Lucam. Eben das sagt auch Ambrosius, Comment. in S. Lucam, und Hieronymus, Prooemio in Comment. super Matthaeum. Aber Basilides lebte im zweiten Jahrhundert; wie konnte Lukas sein Evangelium in Gedanken haben? Wenn Basilides anders eines geschrieben und Ambrosius und Hieronymus hier nicht bloße Abschreiber des Origenes sind, der es wahrscheinlich ohne Grund vorgegeben! (S. Moshemii Comment. de rebus Christianorum ante Constant. Magnum, p. 357.) Aber von diesen allen sagt kein einziger, daß Lukas darauf gesehen; sie erwähnen dieses Evangelii nur bei der Stelle des Lukas, und das ist ein gewaltiger Bock von Herrn Masch.

Von dem Cerinthus wäre es noch eher möglich, daß Lukas auf ihn gesehen. Und Epiphanius, Adversus Haeres., L. I. p. 428, scheint es zu versichern. Da aber Epiphanius an einem andern Orte sagt, daß er nur das Evangelium des Matthäus angenommen, so wird nun auch bloß das Evangelium des Cerinthus nichts als eine eigene Uebersetzung des hebräischen Originals gewesen sein.

Ueberhaupt finde ich wohl, daß man den Ketzern schuld gegeben, daß sie die evangelische Geschichte verfälscht — (obgleich auch nicht so häufig, als man

sich einbildet; denn Origenes sagt, Contra Celsum, II. 5, daß dieses nur von den Schülern des Marcion, des Valentinianus und, wo ich nicht irre, setzt er hinzu, des Lucianus geschehen sei); aber daß die Ketzer ganz eigne Evangelia sich aus ihren Köpfen geschmiedet, das findet sich nirgends. Ihre Evangelia waren ebenfalls alte, unter dem Namen der Apostel oder apostolischen Männer herumgehende Nachrichten; es waren nur die nicht, welche man bei der Kirche allgemein angenommen hatte. Mit diesen hatten sie zwar die Quelle gemein; nur der Mann, der aus dieser Quelle geschöpft, war minder zuverlässig.

§. 45.

Ich wäre sogar geneigt zu glauben, daß in der gedachten Stelle des Lukas jener hebräischen Quelle ausdrücklich erwähnt, und mit ihrem Titel erwähnt werde, welcher gar wohl (auf hebräisch versteht sich) „Διηγησις περι των πεπληροφορημενων ἐν ἡμιν πραγματων“ könnte gewesen sein*); es sei nun, daß die folgenden Worte: „καθως παρεδοσαν ἡμιν οἱ ἀπ᾽ ἀρχης αὐτοπται και ὑπηρεται του λογου“, mit darin begriffen gewesen, oder vom Lukas nur hinzugesetzt worden, um so viel deutlicher jene authentische Sammlung zu bezeichnen**).

*) Das ist: Erzählung der unter uns in Erfüllung gegangenen Dinge. Ein Titel, der mir ganz hebräisch klingt, ob ich gleich weder angeben kann, noch mit anderer Hilfe angeben mag, wie er etwa auf Syrisch oder Chaldäisch könne geheißen haben. Vermutlich wäre damit auf die mancherlei Prophezeiungen gesehen worden, die durch die Begebnisse, Lehren und Thaten Christi in Erfüllung gegangen, auf das öfters vorkommende „τουτο δε γεγονεν ἱνα πληρωθη το ῥηθεν ὑπο του Κυριου δια του Προφητου“. Matth. 1, 22; 2, 17; 4, 14; 8, 17; 12, 17; 13, 14.

**) In beiden Fällen wird dadurch bestätigt, was ich §. 2—4 von den Personen insgemein gesagt, die an dem Evangelio der Nazarener, so zu reden, geschrieben. Ὑπηρεται του λογου, die Apostel, als die Vornehmsten, nach welchen die ganze Sammlung genennet war; und αὐτοπται alle diejenigen männlichen und weiblichen Geschlechts, die Christum von Person gekannt.

§. 46.

Und wenn ich sonach den ganzen ersten Versikel des Lukas: „Ἐπειδηπερ πολλοι ἐπεχειρησαν ἀναταξασθαι διηγησιν περι των πεπληροφορημενων ἐν ἡμιν πραγματων“, übersetzte: Quoniam quidem multi conati sunt, *iterum iterumque* in ordinem redigere narrationem *illam* de rebus, quae in nobis completae sunt, was könnte man eigentlich viel darwider haben?*)

*) Wenigstens ἀναταξασθαι διηγησιν bloß durch litteris mandare, bloß durch beschreiben, aufzeichnen zu übersetzen, scheint mir den Sinn der Worte nicht zu erschöpfen; denn ἀνα scheint allerdings auch hier eine oftmalige Wiederholung anzuzeigen, zu welcher das ἐπεχειρησαν, sie haben vor die Hand genommen, besonders paßt. Folglich lieber so: Weil denn viele versucht haben, jene Erzählung der unter uns in Erfüllung gegangenen Dinge einmal über das andere in Ordnung zu bringen, so u. s. w. Das in Ordnung bringen jene alte Sammlung, die so gelegentlich aus so verschiednen Nachrichten erwachsen war, war ohne Zweifel das Schwerere, und das Uebersetzen derselben, wenn man einmal wegen der Ordnung mit sich eins geworden war, war ohnstreitig das Leichtere. Daß also Lukas die ganze Arbeit nur durch das Schwerere bezeichnet, darf wohl nicht befremden.

Freilich würde alles das noch wahrscheinlicher sein, wenn vor διήγησιν noch τὴν stünde.

§. 47.

Ja, ob ich gleich diese Uebersetzung und Erklärung nur für eine kritische Vermutung ausgeben will, die bei weiten so kühn und gewagt nicht ist, als kritische Vermutungen in unsern Tagen zu sein pflegen, so will mich doch bedünken, als ob nur durch sie alle Schwierigkeiten gehoben würden, die sich gegen die Worte des Lukas machen lassen*).

*) Denn wenn er nach der gewöhnlichen Uebersetzung sagt: Sintemal sich's Viele unterwunden haben, zu stellen die Rede von den Geschichten, so unter uns ergangen sind, wie uns das gegeben haben, die es von Anfang selbst gesehen und Diener des Worts gewesen sind, hat man nicht Recht, dem Lukas sofort einzufallen: „Also haben doch jene Viele nichts geschrieben, als wie und was die Augenzeugen und die ersten Diener des Worts gemeldet? Und haben sie das, lieber Lukas, was braucht es noch deiner Arbeit, die alles angewandten Fleißes ohngeachtet doch nicht besser geraten kann? Habe immer von Anbeginn alles selbst erkundet: hast du es denn besser erkunden können, als wie uns das gegeben haben, die es von Anfang selbst gesehen und Diener des Worts gewesen sind?" Nur wenn diese letztern Worte entweder ein Teil des Titels der ersten hebräischen Urkunde waren oder vom Lukas zu ihrer nähern und gewissern Bezeichnung hinzugesetzt wurden, so daß sie auf die hebräische Urkunde selbst und nicht auf die von Vielen unternommene Ordnung und Uebersetzung zu ziehen sind, hatte Lukas Recht, eine ähnliche Arbeit zu unternehmen, nachdem er alles von Anbeginn erkundet hatte, d. i. nachdem er alles, was in der hebräischen Urkunde stand, gegen die mündlichen Erklärungen der Apostel, die er zu sprechen Gelegenheit hatte, geprüft und durch sie bestätigt hatte.

§. 48.

Doch dem sei, wie ihm wolle, genug, daß so viel gewiß ist, daß Lukas selbst die hebräische Urkunde, das Evangelium der Nazarener, vor sich gehabt und, wo nicht alles, doch das meiste in sein Evangelium, nur in einer etwas andern Ordnung, nur in einer etwas bessern Sprache übergetragen hat.

§. 49.

Noch offenbarer ist es, daß Markus, den man gemeiniglich nur für den Epitomator des Matthäus hält, bloß daher dieses zu sein scheint, weil er aus eben derselben hebräischen Urkunde schöpfte, aber vermutlich ein minder vollständiges Exemplar vor sich hatte*).

*) Daß er wirklich aus der hebräischen Urkunde unmittelbar geschöpft, zeigt 5, 41, wo er die eigentlichen chaldäischen Worte beibringt, deren sich Christus bei Erweckung der Tochter des Jairus bediente, welche weder Matthäus noch Lukas haben. Auch 7, 11. Corban.

Markus soll der Dolmetscher und vertraute Jünger des Petrus gewesen sein. Daher kam es ohne Zweifel, daß er das wegließ, was Matthäus 14, 28—31 von Petro erzählt. Hingegen ist um so viel unbegreiflicher, warum er auch das Nämliche weggelassen, was Matthäus von Petro erzählt, 16, 17, ob er (Markus) schon 8, 33 beibehalten.

§. 50.

Kurz, Matthäus, Markus, Lukas sind nichts als verschiedene und nicht verschiedene Uebersetzungen der sogenannten hebräischen

Urkunde des Matthäus, die jeder machte, so gut er konnte: „ὡς ἠδύνατο ἕκαστος.“

§. 51.

Und Johannes? — Ganz gewiß hat Johannes jene hebräische Urkunde gekannt, gelesen und bei seinem Evangelio genützt; aber dem ohngeachtet ist sein Evangelium zu jenen nicht zu zählen, zu jener Nazarenischen Klasse nicht zu rechnen, sondern es macht allein eine Klasse vor sich aus.

§. 52.

Die Meinung, daß Johannes ein bloßes Ergänzungsstück zu den drei übrigen Evangelien schreiben wollen, ist allerdings ungegründet*). Man darf ihn auch nur lesen, um ein ganz anderes zu empfinden**)[1].

§. 53.

Daß Johannes aber sonach die übrigen drei Evangelisten auch gar nicht gekannt, ist eben so unerweislich als unglaublich.

§. 54.

Vielmehr, eben weil er die übrigen drei und mehrere aus der Nazarenischen Urkunde entstandene Evangelia gelesen hatte, weil er sahe, was diese Evangelia für eine Wirkung machten, fand er sich gemüßigt, sein Evangelium zu schreiben.

§. 55.

Denn wir dürfen uns nur erinnern, von wem sich das Evangelium der Nazarener eigentlich herschrieb. Von lauter Leuten, die persönlichen Umgang mit Christo gehabt hatten, die also von Christo als Mensch am überzeugtesten sein mußten und außer Christi eignen Worten, die sie sich getreuer in das Gedächtnis als deutlich in den Verstand geprägt hatten, nichts von ihm erzählen konnten, was nicht auch von einem bloßen, aber mit Kraft aus der Höhe ausgerüsteten wunderthätigen Menschen hätte wahr sein können.

§. 56.

Was Wunder also, daß nicht allein die palästinischen Judenchristen, denen der Name Nazarener vornehmlich zukam, sondern alle und jede Juden und Heiden, welche ihre Kenntnis von Christo mittelbar oder unmittelbar aus der Nazarenischen Urkunde geschöpft hatten, Christo von seiten seiner Gottheit nicht genug Verehrung widerfahren ließen?

§. 57.

Jene, selbst in ihrem ersten Ursprunge betrachtet, hätten unmöglich auch noch das Mosaische Gesetz beibehalten wollen, wenn sie Christum für mehr als einen außerordentlichen Propheten gehalten

---

[1] *) **) „Diese Zeichen, welche sich im Originale befinden, beweisen hinlänglich, daß zu diesem Paragraph Anmerkungen kommen, welche ich aber nirgends finden können.“ Karl Lessing.

hätten. Ja, wenn sie ihn auch für den wahren versprochenen Messias hielten und ihn als den Messias den Sohn Gottes nannten, so ist doch unstreitig, daß sie keinen solchen Sohn Gottes meinten, welcher mit Gott von gleichem Wesen sei.

§. 58.

Wem dieses von den ersten Judenchristen einzuräumen zu bedenklich ist, der muß wenigstens zugestehen, daß die Ebioniten, das ist, diejenigen Judenchristen, welche sich noch vor der Zerstörung Jerusalems jenseit des Jordans in Pella niederließen und noch im vierten Jahrhundert kein ander Evangelium erkannten als das hebräische Original des Matthäus, — daß, sag' ich, die Ebioniten nach dem Zeugnisse des Origenes sehr armselig von Christo dachten, wenn es auch nicht wahr wäre, daß sie von dieser ihrer armseligen Denkungsart gar ihren Namen bekommen hätten.

§. 59.

Eben so hielt Cerinthus, welcher zwar ein Jude, aber schwerlich ein palästinischer Jude war, weil er unter die Gnostiker gerechnet wird, Christum für nichts als den ehelichen, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur von Joseph und Maria erzeugten Sohn, weil er oder daher er entweder die hebräische Urschrift des Matthäus oder den griechischen Matthäus für das einzige Evangelium annahm*).

*) Nach dem, was ich in der Anmerkung zu §. 44 angeführt, scheint es mir sogar g'aublich, daß er sich eine eigne Uebersetzung des hebräischen Originals gemacht und also selbst zu denen des Papias gehört, die den Matthäus so gut übersetzt, als sie gekonnt.

§. 60.

Das Nämliche gilt vom Karpokrates, der gleichfalls, entweder weil er nur den Matthäus annahm, keine höhere Idee von Christo haben konnte, oder, weil er von Christo keine höhere Idee haben zu dürfen glaubte, nur den Matthäus annehmen konnte.

§. 61.

Mit einem Worte, Rechtgläubige und Sektierer hatten alle von der göttlichen Person Christi entweder gar keinen oder einen ganz unrechten Begriff, so lange kein ander Evangelium vorhanden war als die hebräische Urkunde des Matthäus oder die aus ihr geflossenen griechischen Evangelia.

§. 62.

Sollte also das Christentum unter den Juden nicht als eine bloße jüdische Sekte wieder einschlafen und verschwinden, sollte es unter den Heiden als eine besondere, unabhängige Religion bekleiben, so mußte Johannes ins Mittel treten und sein Evangelium schreiben.

§. 63.

Nur sein Evangelium gab der christlichen Religion ihre wahre Konsistenz, nur seinem Evangelio haben wir es zu danken, wenn

die christliche Religion in dieser Konsistenz allen Anfällen ungeachtet noch fortdauert und vermutlich so lange fortdauern wird, als es Menschen gibt, die eines Mittlers zwischen ihnen und der Gottheit zu bedürfen glauben, das ist ewig.

§. 64.

Daß wir sonach nur zwei Evangelia haben, den Matthäus und Johannes, das Evangelium des Fleisches und das Evangelium des Geistes, haben schon die alten Kirchenväter erkannt und ist eigentlich noch von keinem neuern Orthodoxen geleugnet worden.

§. 65.

Und nun hätte ich nur noch zu erklären, wie es gekommen, daß das Evangelium des Fleisches von drei Evangelisten gepredigt worden, wenn ich es nicht schon bereits erklärt habe. Denn, genauer zu sprechen, hätte ich nur noch zu erklären, warum unter vielen andern aus der Nazarenischen Urkunde geflossenen griechischen Evangelien die Kirche außer dem Matthäus nur eben noch den Markus und Lukas beibehalten, da die Ursache, welche Augustinus hiervon angibt, wohl schwerlich befriedigen dürfte.

§. 66.

Ich will meine Meinung kurz sagen. Markus und Lukas wurden nächst dem Matthäus von der Kirche beibehalten, weil sie in vielen Stücken gleichsam die Kluft füllten, die zwischen dem Matthäus und Johannes liegt, und der eine ein Schüler des Petrus und der andere ein Schüler des Paulus gewesen war.

§. 67.

Das, sag' ich, ist meine Meinung, die eine hinlängliche Ursache angibt, warum man die vier Evangelisten zusammen in fast allen alten Abschriften so und nicht anders geordnet hat. Denn daß sie in eben der Ordnung der Zeit nach auf einander geschrieben haben sollten, ist unerwiesen.

§. 68.

Nur den Beweis dieser Meinung kann ich hier nicht führen, weil er durch Induktion geschehen muß und ich die Beispiele nicht genug beisammen haben kann, um eine dergleichen Induktion zu einer Art von Demonstration zu machen *).

---

*) „Es sind vier Handschriften davon da. Eine in klein Folio, vermutlich erster Entwurf, den er davon gemacht, ist am allerunleserlichsten. Sie hat keinen Titel, aber eine kurze Anzeige dessen, was er in diesem Werke abhandeln wollen, die so lautet:

‚Inhalt:

‚Erst wird die Hypothese in planen trockenen Worten vorgetragen.

Sodann werden die kritischen Beweise derselben und alles, was darauf geführt, dargelegt.

Worauf der Vorteil, welchen dieselbe in Begreiflichmachung verschiedener Schwierigkeiten und genauerer Erklärung streitiger Schriftstellen haben möchte, gezeigt und mit Unterwerfung einer näheren Prüfung geschlossen wird.‘

„Das 2te Manuskript davon, in groß Oktav und gebunden, hat den Titel: Hypothese über die Evangelisten als bloß menschliche Geschichtschreiber betrachtet. Wolfenbüttel, November 1777 angefangen. Auf jedem Blatte steht nur ein Paragraph, der übrige Raum ist zu den Anmerkungen gelassen, deren sich auch einige finden.

„Das 3te ist in Quart, nur von drei Bogen, fängt sich an: Umriß der Hypothese, und geht bis auf §. 33. So weit es reicht, ist alles besser darin ausgeführt, nur sind die Anmerkungen, die sich in den beiden ersten befinden, ganz weggelassen.

„Das 4te ist sehr gut geschrieben, mit Anmerkungen, und scheint wohl, es habe so in die Druckerei abgeschickt werden sollen. Leider aber ist es nur ein Bogen in Oktav mit den ersten sechs Paragraphen. Die Vorrede dazu nebst dem Titel, wie ich ihn angeführt, ist auf einem besondern Bogen.“ Karl Lessing.

Gegen Mascho.

[März-April 1778.]

Ich muß es nur bekennen, daß ich mir gleich anfangs vorgenommen, nicht das Geringste gegen die Fragmente schreiben oder auch gelegentlich erinnern zu lassen, ohne sofort meine Augen selbst dabei zu haben.

Ich habe den Ungenannten, vermutlich zwar nicht wider seinen Willen, aber doch ohne seinen Willen in die Welt gezogen. Also bin ich ihm meine Vorsprache schuldig, so oft Unwissenheit oder Stolz die Nase über ihn rümpfen.

Ich habe ihn darum in die Welt gezogen, weil ich mit ihm nicht länger allein unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren, und ich bekenne, daß ich seinen Zuraunungen nicht immer so viel entgegen zu setzen wußte, als ich gewünscht hätte. Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zusammen oder weiter aus einander bringen, und dieser Dritte kann niemand als das Publikum sein.

Ich verliere also für mich selbst alle den Nutzen, den ich durch die Aufführung eines so lichtscheuen Gastes mir versprach, wenn ich nicht auf jedes Wort, auf jede Miene aufmerksam bin, mit welcher man ihn empfängt. Ich muß jeden fragen, der über ihn stutzt, oder über ihn lacht, oder über ihn erschrickt, oder über ihn poltert: Wie verstehen Sie das? Wie beweisen Sie das?

Ja, ich bin stolz genung, zu glauben, daß da, wo ich Belehrung brauche oder finde, auch andre derselben nicht ermangeln dürften. Ich halte mich kein Haar besser als irgend einen Menschen in der Welt, aber ich habe auch keine Ursache, mich für schlechter zu halten, als irgend einen. Ich kann fehlen wie andre, aber andre können auch fehlen wie ich. Und wenn ja gefallen sein muß, so will ich lieber über meine eigne Beine zu Boden straucheln, als zu Boden gerissen werden.

Mit dieser erneuerten Vorstellung ergriff ich also auch des Herrn Mascho Verteidigung der geoffenbarten christlichen Religion. — Bei der ersten flüchtigen Durchblätterung schien es mir, als müßte der Titel vielmehr heißen: Verteidigung der geoffenbarten christlichen Religion des Herrn Mascho.

Ich will sagen, daß mir Herr Mascho ein wenig zu viel seine christliche Religion zu verteidigen geschienen. Aber das schien mir wohl auch nur so.

Also zu einer zweiten bedächtlichen Lektüre mit der Feder in der Hand! Was ich dabei auf das Papier werfe, sei unmittelbar an ihn gerichtet, nicht als Brief, sondern als Stoff zu kleinen Briefchen an ihn.

Erster Brief.

Mein Herr,

Ich freue mich herzlich, einen Mann in Ihnen zu finden, dessen Denkungsart mir in so vielen Stücken so wohl behagt. Mit Ihnen verlohnt es sich der Mühe, zu sprechen.

* * *

7.

Zu Maschos eigner Religion und seiner Denunziation an Goezen.

Wenn es nur möglich wäre, daß man der Welt ein echtes Christentum beibringen könnte. S. XIII der Vorrede zum 1ten Stück.

Was vor 50—60 Jahren in den menschlichen Lehrbüchern stand, war nicht ihre Religion. S. XV eben daselbst.

Er macht dem Ungenannten ein Verbrechen daraus, von den Neuerungen in der Religion nichts gewußt zu haben oder sich wenigstens so gestellt zu haben. S. 3, 4 des 1ten Stücks.

Er verwirft das Buxtorfische System der Inspiration, ohne uns zu sagen, wie weit sich nun die Inspiration erstrecke.

Müssen wir nicht aus einzeln Worten alle unsre Glaubenslehren nehmen? Und wenn Worte nicht inspiriert sind, worauf beruhen denn unsre Glaubenslehren? —

„Die Bibel enthält eine göttliche Offenbarung" und „die Bibel ist eine göttliche Offenbarung" sind nicht synonymische Ausdrücke.

Sein Vortrag wird manchem Leser völlig fremd und unerhört sein. S. 82. —

Das große Pfingstwunder? —

Von dem Unterschiede der mündlichen und schriftlichen Offenbarung nach meiner Idee. S. 202.

Ueber die apostolischen Wundergaben. S. 234.

Unterschied des Buchstaben und des Geistes. S. 249.

Wider die übertriebenen Begriffe der Inspiration. S. 258, 271.

Barbarus Antibarbaro,

d. i.

G. Ephr. Lessing

an den

Herrn George Chr. Silberschlag.

Erster Brief.

Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis.
Ovid.

Mein Herr,

Barbaren haben die Philosophie erfunden. Von Barbaren schreibt sich die wahre Religion her. Wer sollte nicht gerne ein Barbar heißen wollen?

Barbaren hießen alle Völker, die nicht Griechen waren. Also muß ein Anti-Barbar und ein Grieche einerlei sein. Aber ein Grieche und ein Heide war bei den ersten Christen einerlei. Wer sollte vollends nicht gern ein Barbar heißen wollen?

Doch das sind die Barbaren nicht, die Sie meinen. Sie meinen Menschen voll grober Unwissenheit und eben so groben Sitten, Menschen, dergleichen mein Ungenannter einer.

Bin ich aber wohl nicht stolz, wenn ich mir einbilde, daß der Barbar, dessen Anti zu sein Sie mit so vieler Bescheidenheit sich annehmen, ich eben so wohl bin als der Ungenannte?

Sie selbst sind es, mein Herr, der mich so stolz zu sein berechtigt. Nur ein Barbar konnte unter den Schriften der mir anvertrauten Bibliothek so abscheulich wählen. Nur ein Barbar kann solche Fragmente auf dem Boden der Litteratur gewachsen zu sein vorgeben. Nur ein Barbar — kurz, ich bin stolz, ein Barbar zu heißen, und das ist schon Beweises genug, daß ich ein Barbar bin.

Nur in einem Stücke möchte ich das nicht sein, was Sie, mein Herr, zu Barbaren machen. Sie machen die Barbaren sogar stolz, daß sie ehrliche Leute sein können, und Sie sagen es sehr deutlich, daß ich und der Ungenannte sicherlich keiner sind.

Ein Text über die Texte,

d. i.

Gerippe einer Predigt zu St. Katharinen in Hamburg

von

dem Hauptpastor Goeze

nicht gehalten

1779.

Am Sonntage Quinquagesimae.

Evangel. Luk. 8, 31—43.

Vorbereitung.

Weil der heutige Sonntag auch Esto mihi heißt und mir dabei die lieben Leutchen einfallen, deren Devise das Esto mihi! Esto mihi! oder „In mein Stück! In mein Stück!" sein könnte, so will ich eure christliche Liebe von einer schelmischen Juckserei unterhalten, deren sich Männer schuldig machen, die von Eigennutz und Habsucht ganz und gar nichts wissen müßten. Mit einem Wort, ich will heute mit Gottes Hilfe den Text über den Text lesen. Und damit ich aller Verstümmelung vorbeuge, so laßt uns zuvörderst das Wort Text gehörig verstehen.

Text kommt vom lateinschen textus oder textum her, welches so viel als das Gewebe irgend eines Zeuges oder Stoffes bedeutet. In dieser ersten eigentlichen Bedeutung braucht man aber das Wort „Text" in unserer Muttersprache nicht, denn unsre Mütter webten schon, als noch kein Mensch im Deutschen wußte, daß „weben" auf lateinisch texere heißt, und wer sich ja gleichwohl mit seiner Mutter nicht ausdrücken mag, der braucht in diesem Falle doch lieber „Textur" als „Text".

Sondern ein Text heißt bei uns nicht sowohl, was gewebt ist, als das, woraus es gewebt werden kann, und zwar nicht in dem eigentlichen, sondern im figürlichen Verstande. Text heißt ein kleiner Spruch, woraus sich eine lange Rede machen läßt, so wie sich aus einem Büschchen Wolle ein langer Faden ziehen und dehnen läßt. —

Ueber die von der Kirche angenommene Meinung,

daß es besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen würde.

Gegen Herrn Hauptpastor Goeze zu Hamburg.

Eingang.

Bei Gelegenheit der nähern Prüfung, welche der Reichshofrat über Bahrdts neueste Offenbarungen Gottes zu verhängen nötig gefunden und die noch bis diese Stunde zu keiner wirklichen Unterdrückung dieses Buchs gediehen, indem die Exemplare desselben nur einstweilen beiseite geschafft worden, ist mir im 1ten Stücke des Anti-Goeze folgende Stelle entflossen:

„Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch jeder Doktor der Theologie hat? Wenn es jetzt keinem Doktor der Theologie erlaubt sein soll, die Bibel aufs neue so zu übersetzen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann, so war es auch Luthern nicht erlaubt. Ich setze hinzu: so war es Luthern noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel zu übersetzen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit, nämlich gegen die, daß es besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen werde. Den Ungrund dieses von seiner Kirche für wahr angenommenen Satzes mußte er erst erweisen; er mußte die Wahrheit des Gegensatzes erst erfechten; er mußte sie als schon erfochten voraussetzen, ehe er sich an seine Uebersetzung machen konnte. Das alles braucht ein itziger protestantischer Uebersetzer nicht. Die Hände sind ihm durch seine Kirche weniger gebunden, die es für einen Grundsatz annimmt, daß der gemeine Mann die Bibel in seiner Sprache lesen dürfe, lesen müsse, nicht genung lesen könne. Er thut also etwas, was ihm niemand streitig macht, daß er es thun könne, anstatt daß Luther etwas that, wobei es noch sehr streitig war, ob er es thun dürfe. — Das ist ja sonnenklar. — Kurz, Bahrdts oder eines andern Itztlebenden Uebersetzung verdammen, heißt der Lutherschen Uebersetzung den Prozeß machen, wenn jene auch noch so sehr von dieser ab-

gehen. Luthers Uebersetzung ging von der damals angenommenen Uebersetzung auch ab, und mehr oder weniger, darauf kömmt nichts an."

Diese Stelle, sagt der Hauptpastor Goeze*), sei ein bloßes Gewäsche. — Aber seine Widerlegung dieses Gewäsches? was ist denn die? — Ohne Zweifel ein Meisterstück von Präzision, von gesunder Logik und litterarischen Kenntnissen. —

Das wird aus folgender Erörterung näher erhellen, die ich in zwei Abschnitte zu teilen für gut finde. Der erste soll die Antithesin des Herrn Hauptpastors überhaupt beleuchten. Der zweite soll meine Thesin mit allen den Beweisen unterstützen, die seine Unwissenheit abzuleugnen sich erdreistet hat. — Ich will eine Schrift, die freilich nur bestimmt ist, die Blöße eines Mannes auch hier aufzudecken, wo man seine ganze Stärke vermuten sollte, so lehrreich zu machen suchen als möglich.

Erster Abschnitt.

Hier ist des Herrn Hauptpastors Widerlegung von Wort zu Wort. — Erst will ich bloß durch kleine Einschiebsel sie hier und da unterbrechen und sodann in ausführlichen Anmerkungen nachholen, was ich ohne allzu große Auseinanderrückung des Textes so einschieben nicht konnte. Jenes gibt wieder eine Art von Dialog, die ich als der Erfinder derselben den Kanzeldialog zu taufen mir die Freiheit genommen habe. — Der Herr Hauptpastor hat im feierlichsten Pompe seinen Ort bestiegen, und ich, der arme Sünder, stehe unter demselben. Er spricht, und ich horche. Er schwadroniert, und ich denke mir mein Bißchen dabei. Also

1) Dialog und nicht Dialog.

Er. „Nun, wenn das kein Gewäsche ist —"

Ich. Obige meine Worte nämlich.

Er. „So weiß ich nicht, was sonst diesen Namen führen könnte."

Ich. Ich will auch nichts voraus wissen.

Er. „So etwas in die Welt hineinschreiben zu können und dabei doch auf die Diktatur in der Kirche selbst und der gelehrten Welt Anspruch machen, ja, dabei nur Bibliothekar in Wolfenbüttel sein, das ist zu viel."

Ich. Ich danke Gott herzlich, daß ich nicht mehr bin. Und wer wenigstens nächst mir auf die Diktatur in der Lutherschen Kirche Anspruch macht, lasse man sich von Semlern sagen.

Er. „Herr Lessing setzt hier zum Grunde, daß Luther durch Unternehmung einer neuen Uebersetzung der Bibel eigenmächtig gegen

*) Lessings Schwächen, 2. Stück, S. 99 u. f.

eine von der Kirche angenommene Wahrheit gehandelt habe, nämlich gegen die, daß es besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen würde. Und das weiß Herr Lessing so gewiß, daß er es auch nicht einmal nötig findet, davon den geringsten Beweis zu geben."

Ich. Weil ich glaubte, daß es jeder Gelehrte eben so gewiß wisse. Weil mir nicht alle Augenblicke einfällt, was wohl der Herr Hauptpastor Goeze nicht wissen könnte, der doch auch ein Gelehrter sein will.

Er. „Ich weiß es, daß mehrere Gelehrte diese abgeschmackte Meinung angenommen haben, aber nur solche, welche in der gelehrten Geschichte der Bibel offenbare Idioten sind."

Ich. Das wäre ein Trost — und wäre auch kein Trost für mich! Denn darf ein Bibliothekar wohl ein offenbarer Idiote in der gelehrten Geschichte irgend einer Wissenschaft, irgend einer Art von Kenntnissen sein? — Er möchte mich doch gar zu gern, der liebe freundschaftliche Herr Hauptpastor, von meinem kleinen Aemtchen verdrängen! — Nun soll ich ihm auch das nicht einmal haben, was mir andre gute Freunde nur geben. Nicht einmal Geschichte der Gelehrsamkeit! Nicht einmal Bücherkunde!

Er. „Herr Lessing mag nun so geringschätzig von der Bibel urteilen, als er will, so behauptet doch dieselbe immer unter den merkwürdigen Büchern den ersten Platz, und ich sollte glauben, daß eine solche Unwissenheit in diesem Fache, als Herr Lessing hier zu meinem Erstaunen zu Tage legt, niemand weniger kleide als einen Vorsteher eines solchen Bücherschatzes —"

Ich. Ja, ja! ich soll fort, ich soll fort. Der Herr Hauptpastor hat bereits einen andern an meine Stelle, einen Candidatum Reverendi Ministerii, der ihm alle Wochen seine Bibliothek abstaubet und der es in dieser, in dieser gelernt hat, was die rechten raren Bücher sind.

Er. — „eines solchen Bücherschatzes, dessen erster durchlauchtigster Stifter ein so großer Verehrer der heiligen Schrift war und weder eigenhändigen Briefwechsel, noch Mühe, noch Kosten scheuete, um seine Bibliothek mit den kostbarsten und seltensten Ausgaben derselben in allen Sprachen zu bereichern, so daß auch Conring wußte, daß er demselben eine besondre Freude machte, wenn er in seiner Epistola gratulatoria auf den 88sten Geburtstag desselben die vornehmsten Stücke davon namentlich anführte und dem Herzoge zum Besitz derselben besonders Glück wünschte —"

Ich. Gottes Wunder! Wo der Mann alle die geheime Nachrichten von unsrer Bibliothek her hat! Ich muß gestehen, ich lese und höre so etwas heute, den 18. Julius 1778, zum erstenmale. — Aber, allwissender Mann, ich bitte Sie, wozu alles das hier?

Er. — „als dem Vorsteher eines Bücherschatzes, welcher durch den Zuwachs der zahlreichen und vortrefflichen Bibelsammlung der hochseligen Herzogin Maria Elisabeth Sophia einen solchen

Vorrat in diesem Fache erhalten hat, daß nun die Wolfenbüttelsche Bibelsammlung unstreitig in Deutschland die erste ist."

Ich. Noch mehr? Barmherzigkeit! Ich vergehe vor Scham, daß ich allein nicht weiß, was die ganze Welt von unsrer Bibliothek weiß. — Aber nochmals, Herr Hauptpastor, nochmals, wozu alles dieses hier? Warum beschämen Sie mich eben hier so? — Ich kann doch nimmermehr glauben, daß Sie mich damit auf alle die Bibel-Uebersetzungen in gemeine europäische Sprachen verweisen wollen, die schon vor Luthers Zeiten im Drucke waren? Wer leugnet die? Welcher Auktionator, welcher Händler mit alten Schwarten kennt die nicht? Aber was haben die mit meiner Behauptung zu thun? Ich behaupte, daß es eine schon vor Luthers Zeiten von der Kirche angenommene Wahrheit gewesen, daß es besser sei, wenn der gemeine Mann die Bibel in seiner Sprache nicht lese, und Sie, um das zu widerlegen, wüßten mir nichts entgegenzustellen als die damals schon gedruckten namenlosen Uebersetzungen, welche sich in den Händen des gemeinen Mannes gar nicht befanden und welche die Kirche da so sein ließ, weil, wenn sie auch in den Händen des gemeinen Mannes gewesen wären, sie dennoch keinen Schaden anrichten konnten, indem sie alle aus der Vulgata genommen und zum Teil mit Anmerkungen gespickt waren, die allem eigenen Raisonnement den Weg abschnitten? — Ich weiß freilich, Herr Hauptpastor, daß Sie eine wunderbare Gabe haben, herzlich albern zu schließen, aber so gar albern! — Nein, ehe ich so sehr verächtlich von Ihnen urteile, muß ich Sie doch nur erst aushören. Vielleicht wollen Sie noch ganz wo anders hinaus.

Er. „So lange also Herr Lessing diese Stelle bekleidet, wird die Bibliothek in diesem Felde wohl wenig Thaten thun und nichts weiter als ein prächtiges Bibelgrab bleiben."

Ich. Das erwäge doch ja mein gnädiger Herr, des regierenden Herzogs von Braunschweig Durchlaucht, und schicke mich je eher je lieber zum Guckguck! — Indes doch, Herr Hauptpastor, wer weiß? — Ich ziehe Sie wohl auch gar am Ende dieser Erörterung beiseite und lasse Sie wohin gucken, wohin ich eben sonst nicht einen jeden gern gucken lasse.

Er. „Ich ersuche denselben, mich hier nicht als ein hungriges Pferd, sondern als einen lehrbegierigen Schüler anzusehen."

Ich. Fiat, wie gebeten. — Aber es gibt gleichwohl lehrbegierige Schüler, die am Ende doch nichts weiter als hungrige Pferde sind, die nur lernen, um zu essen, die, wenn sie durch ihr Erlerntes endlich zu essen bekommen haben, lieber essen und essen, als anders lernen und mehr lernen.

Er. „Ich verspreche, ihn auf der andern Seite nie unter dem niedrigen Bilde eines Stallknechts, der nur Heu auf die Raufe tragen soll, sondern unter dem ehrwürdigen Bilde meines Lehrers zu betrachten und mir diejenigen Schriften anzuweisen, in welchen —"

Ich. Einen Augenblick Geduld! — Was schnacken Sie? — „Ich verspreche, ihn als meinen Lehrer zu betrachten und mir diejenigen Schriften anzuweisen" — Wenn das zusammenhängt, kann es nur in Ihrem Kopfe zusammenhängen. — Wie mag der Mann predigen, wenn er so schreibt! Wenn seine Feder so stolpert, was mag seine Zunge thun! — Doch nur weiter! Es wird sich ja doch wohl noch erraten lassen, was er will.

Er. „Und mir diejenigen Schriften anzuweisen, in welchen ich den Beweis des von ihm mit so großer Autorität dahingeworfenen Satzes: daß es zu Luthers Zeiten eine von der Kirche angenommene Wahrheit gewesen, daß es besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Mann in seiner Sprache gar nicht gelesen würde, finden könnte."

Ich. Nur das? Nur das soll ich thun, damit er mich künftig unter dem ehrwürdigen Bilde seines Lehrers betrachte? Weiter nichts? — Nun so merken Sie auf, senex ABCdarie! die Schriftsteller, welche ex professo erwiesen haben, daß jene Wahrheit nicht bloß eine erst zu Luthers Zeiten von der Kirche angenommene Wahrheit gewesen, sondern daß die Kirche von Anfang an sie nicht anders als erkennen und befolgen müssen, sind: Hosius, Lizet, Roter, Staphylus, Ledesma, Poncet — Haben Sie genung? In der Anmerkung (a) können Sie nähere Nachricht von ihnen einziehen.

Er. „Ich vermute, daß es eben die Schriften sein werden, in welchen der Beweis für die von dem Herrn D. Semler angenommene Meinung, daß die ganze römische Kirche vor der Tridentinischen Kirchenversammlung die Vulgata für authentisch gehalten und verlangt habe, daß sogar die Grundtexte nach derselben geändert werden müßten, befindlich sind."

Ich. Sie vermuten nicht glücklich, und Ihr Triumphchen, das Sie über D. Semlern dort wollen erhalten haben, verlohnt sich wohl der Mühe, daß Sie so damit prahlen.

Er. „Daß dieser Satz in der Tridentinischen Kirchenversammlung, Sess. IV. 7, angenommen worden, aber mit der Einschränkung, daß der Bischof, Inquisitor, Parochus oder Beichtvater das Recht haben sollte, die Erlaubnis, die von katholischen Verfassern in die Landessprachen übersetzten Bibeln solchen Personen zum Lesen zu erteilen, von welchen sie versichert wären, daß dieselben am Glauben und an der Gottseligkeit dadurch keinen Schaden nehmen würden, das weiß ich —"

Ich. Das weiß er! das weiß er! Nun, so weiß er denn auch hier eine große Falschheit, eine große Lüge! So zeigt er denn auch hier eine Unwissenheit, wie nur immer eine den Namen eines Lutherschen Prädikanten bei gelehrten Katholiken stinkend gemacht hat! denn offenbar ist es, offenbar, daß er die Verhandlungen der Tridentinischen Kirchenversammlung nie selbst kann gelesen haben. Auch nicht einmal nachgeschlagen kann er sie haben in dem Augen-

blicke, da er sich so vermessen auf sie beziehet. Das Allegat Sess. IV. 7 ist handgreiflich Gott weiß aus welchem Lutherschen Tröster oder aus welchem alten Hefte irgend eines Kollegiums abgeschmiert, das er einmal auf der Universität über Chemnitii Examen Concilii Tridentini mag gehört haben. Denn bei dem nur ist der Stoff der 4ten Session in acht Sektionen abgeteilt, wovon die 7te de versione seu translatione scripturae in alias linguas handelt. In der Urschrift des Conciliums selbst enthält die 4te Session nur zwei Dekrete, in deren zweiten das stehen müßte, was er so unverschämt daraus anführt. Aber man glaube ja nicht, daß also der belesene Herr Hauptpastor nur eine 7 anstatt einer 2 drucken lassen. Er würde sich sehr freuen, wenn ich eine solche Lumperei zu rügen imstande wäre. Nein, sein Pudel ist der, daß der ganze Satz, von welchem er sagt, daß ihn die Tridentinische Kirchenversammlung am angeführten Orte angenommen habe, weder an dem angeführten Orte noch sonstwo in den Dekreten der Kirchenversammlung vorkömmt. Es wird nirgends darin der Uebersetzung der Bibel in gemeine lebendige Sprachen mit einer Silbe gedacht, und es ist so wenig wahr, daß sich die Väter des Conciliums wegen der Schädlichkeit solcher Uebersetzungen erst auf dem Concilio vereinigten, daß sie vielmehr in fester Ueberzeugung von derselben auf das Concilium schon kamen. Von dem einzigen Kardinal Madruccio könnte es scheinen, daß er andrer Meinung gewesen sei. Doch wenn man die Stelle des Pallavicini von ihm etwas genauer erwägt, so ist auch diese mehr für mich als wider mich. (b) — Aber, wird man fragen, wie kam es denn gleichwohl, daß der Herr Hauptpastor einen solchen Bock schoß? Er weiß nicht allein, daß die Tridentinische Kirchenversammlung mehrgedachten Satz zuerst angenommen, er weiß sogar, mit welcher Einschränkung sie ihn angenommen habe. Das alles kann er sich doch nicht aus den Fingern gesaugt haben. — Das nun freilich nicht. Freilich hat er lauten hören, nur zusammenschlagen hat er nicht gehört. Denn kurz, die Deputation, welche das Concilium zufolge der 18ten Session zu Untersuchung der verdächtigen Bücher niedersetzte, hat er für das Concilium selbst genommen; die allgemeinen Regeln, welche diese Deputation ihrem Indici librorum prohib. vorsetzte, hat er für Dekrete des Conciliums gehalten; die vierte dieser Regeln hat er, so wie es in seinem Tröster oder in seinem Hefte stehet, nach Sess. IV. 7 verlegt, weil vermutlich sein Professor seliger an dieser Stelle dieser Regel gedachte. (c) Weiter nichts? Das laßt mir den Mann sein, der sich rühmen darf, einen Sieg über Semlern erhalten zu haben! So ein Quidproquo paßt trefflich zu jenen Lorbeeren!

Er. — „aber ich weiß auch, daß dieser Satz nicht vom Concilio selbst förmlich konfirmiert worden, sondern erst seine Bestätigung von den Päpsten Pius IV. und Clemens VIII. erhalten."

Ich. Wie könnte denn etwas, das schon Sess. IV. 7 stehen soll, von dem Concilio nicht konfirmiert sein? Etwa darum, weil

das zweite Dekret dieser Session kein Anathema hat, womit der Herr Hauptpastor alle seine Behauptungen zu versiegeln pflegt? Und was soll denn überhaupt die förmliche Konfirmation des Conciliums heißen, in sofern sie der päpstlichen Bestätigung entgegengesetzt wird? Hat denn das Concilium irgend eines seiner Dekrete selbst konfirmiert? Sind denn nicht alle und jede in Bausch und Bogen von dem Papste konfirmiert worden? — Doch warum will ich die Absurda alle erschöpfen, die aus den windschiefen Worten des Herrn Hauptpastors notwendig folgen? Wir wissen ja ein- für allemal, welche Unwissenheit ihm nicht erlaubt hat, sich bestimmter auszudrücken. Was von Wassernüssen nicht ganz unwahr ist, erzählt er von Weintrauben: die Stacheln von jenen versetzt er an diese, und wir sollen ihm gleichwohl glauben, daß er allein Weintrauben gegessen hat.

Er. „Daß er aber schon zu Luthers Zeiten ein solcher allgemeiner Satz gewesen, dessen Ungrund Luther erst hätte erweisen und die Wahrheit des Gegensatzes erst erfechten müssen, ehe er, ohne gegen ein allgemeines Kirchengesetz zu sündigen, sich an seine Uebersetzung hätte machen können, das ist mir ein böhmisches Dorf."

Ich. Also, Hochehrwürdiger Schüler, werde ich die Ehre und das Vergnügen haben, Sie mit diesem böhmischen Dorfe ein wenig bekannter zu machen. Sie denken, weil Sie keine Bauern daraus kennen, daß es auch keine Bauern drinnen gibt? Ei ja doch! — Ernsthaft! Da dieses das Centrum unsers Streits ist, so habe ich den ganzen zweiten Abschnitt dazu bestimmt, in welchem ich hoffentlich mehr erweisen will, als der Hauptpastor verlangt. Denn er verlangt nur, daß ich ihm beweisen soll, der Satz von Schädlichkeit dem gemeinen Volke verständlicher Bibelübersetzungen sei zu Luthers Zeiten ein von der Kirche allgemein angenommener Satz gewesen. Kleinigkeit! Ich will ihm das und noch ganz etwas anders erweisen. Ich will ihm sogar erweisen, daß von Luthern zurück bis zu der Zeit hinauf, da dergleichen Uebersetzungen erst möglich zu werden anfingen, die Kirche nie anders als diesem Satze gemäß gelehrt und gehandelt hat. Das will ich ihm sogar beweisen; es wäre denn, daß Concilium und Papst zur Kirche nicht gehörten. Er borge mir nur bis dorthin.

Er. „Wie viele Uebersetzungen in Landessprachen, in die italienische, ober- und niederdeutsche, holländische, waren schon an das Licht getreten, ehe Luther den ersten Gedanken von einer neuen Uebersetzung fassen konnte und gefaßt hatte?"

Ich. So viele, als der Herr Hauptpastor nur immer mag gezählt haben! — Aber wie? So kommen Sie doch auf die Absurdität wieder zurück, die ich Ihnen oben kaum zutrauen wollte? So denken Sie doch mit einem Bißchen elender Bücherkunde mich einzutreiben? Weil Bibeln in Landessprachen vor Luthern sogar gedruckt vorhanden sind, soll die Kirche nicht dafür gehalten haben, daß der gemeine Mann solcher Bibeln gar wohl müßig gehen

könnte? Ist denn gar kein Unterschied zwischen diesen beiden Sätzen: Die Kirche will durchaus nicht, daß die Bibel in gemeine Landessprachen übersetzt werde, und: Die Kirche hält für besser, wenn der gemeine Mann dergleichen Uebersetzungen gar nicht lieset? Hätte die Kirche dieses letztere nicht glauben können, ohne darum jene Uebersetzungen durchaus verbieten zu können und zu wollen? Konnten denn jene Uebersetzungen nicht von der Art sein, und waren sie nicht wirklich von der Art, daß sie in die Hände des gemeinen Mannes gar nicht kommen konnten? Konnten denn jene Uebersetzungen, welche dem gemeinen Mann schadeten, nicht andern nützlich sein, auf welche die Kirche doch auch ein Augenmerk nehmen mußte? Und was kann deutlicher beweisen, daß vorbesagter Unterschied keine Grille ist, die ich aus der Luft gegriffen habe, als wenn ich gute Katholiken aus Luthers Zeiten anführe, welche nicht allein die ältern Uebersetzungen der Bibel ins Deutsche recht wohl kannten, sondern auch selbst neue Uebersetzungen besorgten und dennoch mit ihrer Kirche glaubten, daß dergleichen Uebersetzungen dem gemeinen Manne gefährlich und schädlich wären? (d)

Er. „Herr Lessing wird sie alle in der Wolfenbüttelschen Bibliothek finden; er muß sie aber noch nicht angesehen haben; denn sonst würde der Anblick derselben ihn von dem Ungrunde dieser seiner Meinung überzeugt und ihn bewahret haben, solche zu seinem eignen Nachteile so dreist auf das Papier zu werfen."

Ich. Dieses bärtige Schülerlein hat von dem Manne, den es sich zu seinem Lehrer erbittet, eine wunderliche Idee! — Wenn es aber auch möglich wäre, daß ich jene alten Bibelübersetzungen noch nicht angesehen hätte, so dürfte ich von vernünftigen Männern doch leicht Vergebung desfalls erhalten, weil ich wohl so viele andre gute Bücher dafür angesehen haben könnte. Hingegen würden es mir vernünftige Männer weit schwerer vergeben, wenn ich sie wirklich angesehen hätte, wenn ich sie so oft und viel angesehen hätte, als der Herr Hauptpastor wohl mag gethan haben, und ich fähig wäre, aus dem bloßen Anblicke derselben einen so albernen Schluß zu ziehen, als er mir gern zutrauen möchte.

Er. „Wie leicht wäre es in den Zeiten gewesen, diese Uebersetzungen zu unterdrücken oder den Druck derselben zu hindern!"

Ich. Das beliebt sich der Herr Hauptpastor nur so einzubilden! Heutzutage ist es freilich ganz etwas Leichtes, daß die Obrigkeit in die Buchdruckereien und Buchläden schickt und da etwas mit gewaltsamer Hand wegnehmen läßt; und das hätte freilich auch in dem 15ten Jahrhunderte ganz etwas Leichtes sein können, wenn es nur damals schon auch etwas Gerechtes und Gesetzmäßiges gewesen wäre. Das Recht und die Befugnis, einem Bürger sein Eigentum zu nehmen, ob es schon nur papiernes Eigentum ist, hatte sich der Papst erst kurz vor dem völligen Ausbruche der Reformation gegeben, und die protestantischen Kirchen, besonders die Luthersche, weil diese gar zu gerne wieder Papsttum werden möchte,

sind ihm christlich darin gefolgt. Die hohe Landesobrigkeit hilft ihnen treulich alles konfiszieren, was sie widerlegen sollten, und konfisziert ist widerlegt.

Er. „Kann aber Herr Lessing eine Spur angeben, woraus dieses geschlossen werden könne?“

Ich. Dieses? nämlich daß die Kirche jemals gesucht, jene schon vor Luthern gedruckte Uebersetzungen der Bibel in gemeine lebendige Sprachen zu unterdrücken? — Ganz gewiß kann ich keine solche Spur angeben. Eben so wenig, als mir der Herr Hauptpastor eine Spur angeben kann, daß man überhaupt in dem 15ten Jahrhunderte ein gedrucktes Buch wieder aus der Welt zu schaffen gesucht habe. Eben so wenig, als er mir eine Spur angeben kann, daß die Kirche dasjenige genehmiget habe, was sie so da sein ließ und aus andern nicht unerheblichen Ursachen weder vernichten konnte, noch wollte.

Er. „Er sehe doch nur die dort befindlichen Ausgaben der Cöllnischen Bibel nach, so wird er in der Vorrede Stellen finden, in welchen der Verfasser das Lesen der Bibel in der Landessprache verteidiget, nein, das hatte er nicht nötig — denn es war kein Verbot da — sondern anpreiset.“

Ich. Ich kenne diese Cöllnische Bibel recht gut und habe sie nicht erst hier in der Bibliothek dürfen kennen lernen. Denn ich kannte sie schon, als ich noch bloß die alten Bibeln wegen der Holzschnitte durchsuchte, und erinnere mich gar wohl, wie sehr ich mich freute, als ich in der Vorrede derselben eine sehr merkwürdige Anekdote zur alten deutschen Kunstgeschichte unvermutet entdeckte. (e) Daß ich sonst damals etwas darinnen sollte bemerkt haben, was hier für oder wider mich angezogen werden könnte, kann ich nicht sagen. Aber es verlohnt sich immer der Mühe, sie aufs neue desfalls zu durchlesen und, wenn es wahr ist, daß die Lesung der Bibel in der Landessprache darinnen so angepriesen wird, ein wenig genauer zu erwägen, wer denn dieser Anpreiser ist, was er denn eigentlich anpreiset, wem er es anpreiset, und wie er es anpreiset. (f)

Er. „Hatten denn etwa Emser, Dietenberger, Eck besondere Dispensationen, daß sie mit ihren deutschen Uebersetzungen des Neuen Testaments und der Bibel an das Licht treten durften? Ich weiß keine.“

Ich. Alle Drei haben auch nichts weniger als neue Uebersetzungen gemacht. Emsers Neues Testament ist nichts als Luthers Neues Testament, fast von Wort zu Wort, bis auf die Stellen, von welchen Emser glaubte, daß sie Luther verfälscht oder ihnen nicht Recht genung gethan habe. Dietenberger und Eck aber, deren letzter die Lutherisch-Emsersche Arbeit ganz beibehalten hat, haben bloß die alten Uebersetzungen aus der Vulgata ein wenig poliert und den wahren Sinn der Vulgata gegen Luthern gerechtfertiget und wiederhergestellt. Was brauchten sie hierzu besondere Dispensationen? Und wirft es denn Emser nicht Luthern

ausdrücklich genung vor, daß er, Luther, mit seiner Uebersetzung sich eigenmächtig einer Arbeit unterwunden habe, zu der er höhere Erlaubnis bedurft hätte? (g)

Er. „Aber, wird Herr Lessing sagen, hat man nicht vor dem Tridentinischen Concilio Luthers Uebersetzung auf das heftigste verfolgt und solche an vielen Orten gar verbrannt?"

Ich. Dieses würde ich vielleicht sagen, wenn ich nichts Bessers zu sagen wüßte, und vielleicht auch dann nicht einmal. Denn immer wäre es doch nur ein sehr Goezischer Schluß: „Weil Luthers Uebersetzung schon vor dem Tridentinischen Concilio verfolgt worden, so hat die Kirche auch schon vor diesem Concilio alle Uebersetzungen der Bibel in gemeine Sprachen ohne Unterschied gemißbilliget." Ich beweise das letztere unabhängig von jener spätern Verfolgung und weiß es sehr wohl zu erklären, warum man hier und da nur Luthers Uebersetzung verfolgte, ohne jemals eine ältere auf eben die Art zu verfolgen, welche die Genehmigung der Kirche eben so wenig hatte.

Er. „Hat nicht Karl V. in den Niederlanden durch die schärfsten Mandate alle aus Luthers Uebersetzung gemachte holländische Uebersetzungen zum Feuer verdammt, und sind solche aus dem Grunde nicht so häufig verbrannt und auf alle mögliche Art vertilgt, daß von vielen Ausgaben auch nicht ein Exemplar übrig geblieben ist?"

Ich. Auch das läßt mich der Herr Hauptpastor so sagen, weil er es an meiner Stelle sagen würde; — weil er mir am liebsten in den Mund legt, was er am leichtesten beantworten kann; — weil er mir gern die Karten in die Hand spielt, die er stechen kann.

Er. „Ich antworte: dieses alles räume ich ein —"

Ich. Nicht weil ich es sage, sondern weil er es mich sagen läßt. Wie trefflich der Mann antwortet, wenn er sich selber antwortet!

Er. — „Aber ist solches aus dem Grunde geschehen, weil Luther die Bibel in die Landessprache übersetzt hat, oder weil man ihn beschuldigte, daß er solche seinen Irrtümern zu Gunst verfälscht hätte?"

Ich. Weder aus jenem Grunde allein, noch aus diesem allein: aus beiden Gründen zugleich. Denn wenn Luther seine Uebersetzung aus der Grundsprache lateinisch gemacht hätte, so würde seine Uebersetzung sicherlich nicht mehr und nicht weniger sein verfolgt worden als die Uebersetzung des Erasmus. Gleicherweise, wenn er sie zwar deutsch, aber nur aus der Vulgata gemacht hätte, würde sie zuverlässig eben so wohl ohne alle Verfolgung geblieben sein, als nur irgend frühere Uebersetzungen geblieben sind.

Er. „Dieses (die Verfälschung) und nicht jenes (die Uebersetzung an und für sich selbst) warf ihm Emser vor." —

Ich. Er warf ihm schlechterdings beides vor. Man sehe nochmals die Anmerkung. (g)

Er. — „Und sein (Emsers) Hauptgravamen ist dieses: er

hätte nicht allein aus einem verfälschten Hussitischen Exemplare übersetzt, sondern auch selbst hinzugesetzt, was ihm gefallen, und in der Feder gelassen, was ihm nicht angestanden hat."

Ich. Ich denke, es ließe sich noch sehr streiten, was Emser eigentlich unter dem Wicleffschen oder Hussitischen oder Picardischen Exemplare verstehe, welches Luther vor sich gehabt habe. Daß er ein Exemplar des lateinischen oder griechischen Textes verstanden, will mir nicht recht zu Kopfe, weil ich nirgends finde, daß man den Wiclefiten oder Hussiten oder Picardern eine Verfälschung der Vulgata oder gar des griechischen Textes schuld gegeben habe. Wohl aber finde ich, daß sowohl Wiclefiten als Hussiten und Picarder sich mit Uebersetzungen der Bibel in ihre Landessprache geschleppt haben, und es wäre nicht unmöglich, daß Emser irgend eine solche deutsche Uebersetzung gemeint hätte, auf welche Luther zugleich ein Auge gehabt habe. Der Grund dieser meiner Vermutung wird sich in dem zweiten Abschnitt zeigen. Doch da dieses hier nichts verschlägt, so lasse ich den Herrn Hauptpastor nur fortplaudern.

Er. „Alle diese Beschuldigungen getrauet sich kein vernünftiger Katholik, die einzige Stelle Röm. 3, 28, wo er das Wort allein gegen den Grundtext hinzugethan haben sollte, ausgenommen, zu wiederholen."

Ich. Ich weiß weder, wer dem Herrn Hauptpastor ein vernünftiger Katholik ist, noch was sich ein solcher getrauen würde. Ich weiß nur, daß es nicht darauf ankömmt, was jetzt geschehen würde, sondern was damals geschah, als Luthers Uebersetzung noch neu war. Unmöglich kann Herr Goeze itzt von Bahrdts Uebersetzung mehr Böses sagen, als Emser damals von Luthers sagte; und ob über 200 Jahr die guten Exegeten sich auch noch getrauen werden, alle Vorwürfe zu wiederholen, die Herr Goeze und seinesgleichen Bahrdten jetzt machen, das muß die Zeit lehren. Hiermit aber will ich im geringsten nicht mich zum Verteidiger von Bahrdts Uebersetzung aufwerfen; ich will bloß seine Befugnis, nach seinem Gewissen zu übersetzen, rechtfertigen, die wenigstens in keinem Betracht geringer war als Luthers Befugnis.

Er. „Zu eben der Zeit, da in den Niederlanden Luthers Uebersetzung auf das heftigste verdammt wurde, erschienen katholische Uebersetzungen in holländischer Sprache mit dem Privilegio eben des Kaisers, der Luthers Uebersetzung zum Feuer verurteilte. Kann Herr Lessing nach seinem Grundsatze diesen Widerspruch heben?"

Ich. Sehr leicht; denn wenn man dem gemeinen Manne eine ketzerische Bibel in seiner Sprache nahm, so mußte man ihm ja wohl an deren Statt eine rechtgläubige in der nämlichen Sprache wiedergeben, wenn er nicht glauben sollte, daß die Unterdrückung mehr auf die Bibel als auf die hineingelegte Ketzerei gemünzt sei; besonders wenn der gemeine Mann desselben Landes schon ehedem

eine unschädliche Bibel in seiner Sprache gehabt hatte. — Das wäre, dächte ich, eine sehr natürliche Antwort, wenn das Factum anders seine Richtigkeit hat. Aber es sei mir erlaubt, gegen das Factum selbst noch erst meine Zweifel zu äußern. (h)

Er. „Ich besitze ein sehr seltnes hieher gehöriges Buch: Sanctuarium profanis occlusum, sive de S. S. Bibliorum prohibitione in lingua vulgari seu vernacula tractatus. Gallice primum conscriptus, Anno 1651. a Do. *Nicolao le Maire*, S. S. Theologiae Licentiato in facultate Parisiensi, Consiliario, Eleemosinario, et Praedicatore Regis Christianissimi etc. Nunc latine prodit in Germania. Herbipoli, MDCLXII. 4⁰."

Ich. Dieses Buch sehr selten? wer sagt denn das? noch habe ich es in keinem Verzeichnisse seltener Bücher gefunden, so gemeine Schwarten dergleichen Verzeichnisse auch sonst mit aufzuführen pflegen. In unserer Bibliothek ist es zweimal, und ich habe es in meinem Leben wohl an zwanzig Orten gesehen. Es ist schon wegen der Titel-Vignette so berüchtiget. Es ist in Deutschland gedruckt; ein berühmter Lutherischer Gottesgelehrter hat dawider disputiert: und soll gleichwohl sehr selten sein! Ein sehr seltnes Buch, das so bekannt ist! Allenfalls könnte das französische Original in Deutschland so heißen, aber die lateinische Uebersetzung, die in Würzburg ans Licht getreten! — Doch der Litteratoren haben bereits mehrere die Eitelkeit des Herrn Hauptpastors belacht, welche alle Bücher, die ihm die gnädige Vorsehung Gottes zufließen lassen, als selten stempelt. Mag er doch! — ich will ihn mit dem eigentlichen Werke bekannt machen, welches er hätte kennen und anführen müssen. (i)

Er. „Dieser Verfasser teilt sein Werk in 3 Teile; in dem ersten will er seinen Satz aus der heiligen Schrift und in dem zweiten aus den Kirchenvätern der ersten vier Jahrhunderte beweisen; in dem dritten macht er den Anfang sogleich, aus dem Tridentinischen Concilio seinen Beweis zu führen. Ein sichtbarer Beweis, daß er vor dieser Kirchenversammlung nichts gefunden, was er zu seinem Behufe hätte anführen können."

Ich. Also weil der nichts gefunden, so ist auch nichts zu finden. — Wie doch ein elender Schriftsteller sich immer mit dem andern schützt!

Er. „Ich glaube nunmehr das Gegenteil von dem, was Herr Lessing vorgegeben, hinlänglich erwiesen zu haben."

Ich. Er glaubt es; denn er ist sich bewußt, daß er hinlänglicher nie in seinem Leben etwas bewiesen.

Er. „Kann er diese Beweise umstoßen und mir gegenseitige vorlegen, welche seinen Satz erweisen, so will ich ihm von Herzen danken."

Ich. Ich erlasse ihn seines Dankes, damit er mit gutem Gewissen undankbar sein kann.

Er. „Bis hieher ist das, was er vorgegeben, nicht so sonnenklar, wie er rühmt, sondern vielmehr erweislich falsch."

Ich. Daß es wenigstens noch nicht erwiesen falsch ist, werden unsre Leser wohl hoffentlich anfangen zu merken. — Und hiermit lasse ich sie zu den

2) Anmerkungen,

in welchen sie finden werden, daß ich in den Zwischenreden nichts mehr geäußert habe, als was ich gut zu machen imstande bin.

(a)

— — — — — — — — — — — —

Gegen Semler.

Es hat Ew. Hochehrwürden beliebt, Ihre sonst ganz ernsthafte Widerlegung des Wolfenbüttelschen Fragments vom Zweck Jesu und seiner Jünger mit einem lustig gründlichen und gründlich lustigem Nachspiele zu beschließen und zu krönen, in welchem ich die Ehre habe, ins Tollhaus verwiesen zu werden.

Nun bin ich mit dem großen Tollhause, in welchem wir alle, mein Herr Doktor, leben, zu wohl bekannt, als daß es mich besonders schmerzen sollte, wenn die Tollhäusler der mehrern Zahl mich gern in ein eignes Tollhäuschen sperren möchten.

---

[2]) Wenn wir von Herrn Semler nicht glauben sollen, daß er im Grunde mit meinem Verfasser einerlei Meinung sei, so muß er uns ohne Anstand deutlich und bestimmt sagen,

1) worin die allgemeine christliche Religion bestehe;
2) was das Lokale der christlichen Religion sei, welches man jedes Orts unbeschadet jener Allgemeinheit ausmerzen könne;
3) worin eigentlich das moralische Leben bestehe und die beste Ausbesserung eines Christen (S. 70), welche durch jenes Lokale nicht verhindert werde.

G. L. L.

Bibliolatrie.

Καλον γε τον πονον ὠ
Χριστε σοι προ δομων λατρευω
Τιμων μαντειον ἑδραν.

Ich verstehe unter Bibliolatrie diejenige Verehrung, welche man für die Bibel und besonders für die Bücher des Neuen Testaments zu verschiedenen Zeiten verschiedentlich gefordert hat. Ich nehme also Latrie nicht in dem Sinne der katholischen Kirche, nach welchem es bloß eine Verehrung und einen Dienst anzeigt, wie sie nur Gott zukommen, und bin weit entfernt, das ganze zusammengesetzte Wort Bibliolatrie nach Idololatrie gebildet zu haben.

Bloß weil ich lange Titel hasse und unter diesen so ziemlich alles zu bringen ist, was ich zu meiner Verteidigung über eine Sache anzuführen habe, die mich nach der Verdrehung eines unwissenden und hämischen Zeloten um alle Ansprüche auf den Namen eines Christen bringen sollte: bloß darum habe ich auch hier zweideutige Kürze einer langweiligen Umschreibung vorziehen zu dürfen geglaubt. Büchertitel sind ja doch nur wie Taufnamen, die nicht zum Charakterisieren, sondern lediglich zum Unterscheiden gegeben werden.

Die darauf folgenden Zeilen, nur nicht an Christum gerichtet*), sagt beim Euripides Jon**), indem er vor dem Tempel des Apollo die Stufen kehrt. Auch ich halte es für keine unrühmliche Arbeit, vor dem Sitze göttlicher Eingebungen wenigstens die Stelle desselben zu fegen.

*) Das Original hat nämlich Φοῖβε.
**) Im Jon, Akt. I. V. 128–130.

G. E. Lessings
Bibliolatrie.

Καλον γε τον πονον ὦ
Χριστε σοι προ δομων λατρευω
Τιμων μαντειον ἑδραν.

Vorrede.

Ich habe das Wort Bibliolatrie nicht nach Idololatrie gemacht und will keineswegs damit zu verstehen geben, daß irgend jemand noch itzt Abgötterei mit der Bibel treibe.

Daß ehedem dergleichen geschehen, ist wohl nicht zu leugnen. Man überlege den vielfältigen Aberglauben, zu welchem besonders das Evangelienbuch in den dunklen Zeiten gemißbraucht worden, den knechtischen Respekt, den man für das materielle Buch hatte, dessen Geist man so wenig kannte. Wer den Greuel beisammen haben will, der lese Joh. Andr. Schmidts Exercitationum historico-theologicarum dritte, de cultu Evangeliorum. Das alles entsprang aus Abgötterei oder lief auf Abgötterei hinaus.

Und warum so weit zurückgehen? Wenn noch im Anfange dieses Jahrhunderts ein angesehener Theolog der Lutherschen Kirche*) es für nötig hielt, die Frage, ob die heil. Schrift Gott selbst sei, in einer eignen Schrift zu erörtern, so muß es doch wohl Leute gegeben haben, welche diese Frage mit Ja beantworten zu müssen geglaubt. Wie sollte es deren auch keine gegeben haben, da Luther selbst ihnen in einer so wunderbaren Bejahung vorgegangen war! Luther selbst hatte die heilige Schrift mehr als einmal Gott genennet, und wenn schon Luther desfalls zu entschuldigen wäre: hat er nie Jünger gehabt, hat er Jünger nicht noch, die sich dadurch einer ähnlichen Entschuldigung unwürdig machen, daß sie das auch nicht zu verwerfen wagen, was er selbst, more scilicet magnorum virorum et fiduciam magnarum rerum habentium, zu verwerfen und zu verbessern bei jeder Gelegenheit keinen Augenblick anstand? Mir ist Luther noch weit anstößiger in einer andern

---

*) Georg Nitsche, Generalsuperintendent des Fürstentums Gotha, 1714.

Stelle, wo er sagt, daß die heilige Schrift Christus' geistlicher Leib sei, und eine solche Crudität mit seinem treuherzigen wahrlich besiegelt. Nun werfe man dem Gegenteile noch vor, daß von seiner Seite geäußert worden, die ganze Bibel sei ohne das Zeugnis der Kirche nicht mehr und nicht weniger wert als Aesopi Fabelbuch! Kräftiger könnte man doch schwerlich die beiden äußersten Punkte der Abweichung bezeichnen. — Aber schon zu viel eine Saite gekniffen, die ich gar nicht berühren wollte. — Auch muß man mir das einfache Latrie nicht aufmutzen, als ob es nur einen Dienst anzuzeigen bestimmt sei, wie er Gott zukomme. Denn diese Bedeutung hat es selbst in den Schriften, in welchen es sie am meisten hat, nicht immer. „Latria vero," sagt Augustinus *), „secundum consuetudinem, qua locuti sunt qui nobis divina colloquia condiderunt, aut semper aut tam frequenter ut *pene* semper ea dicitur servitus, quae pertinet ad colendum Deum." Der Unterschied, den die Gottesgelehrten der römisch-katholischen Kirche zwischen λατρεια und δουλεια machen, ist vollends ungegründet, und Fatius **) hat gerade das Gegenteil davon festsetzen wollen.

Kurz, ich nehme Latrie in seinem allerweitesten Sinne und verstehe unter Bibliolatrie weiter nichts als den Gebrauch, den die Christen von der Bibel und besonders von den Büchern des Neuen Testaments zu verschiedenen Zeiten gemacht haben, weiter nichts als die Schätzung und Verehrung, die sie diesem verschiedenen Gebrauche zufolge verschiedentlich für jene Bücher gefodert haben.

Nun kann den wenigsten von denen, die diese meine Schrift aus Wahl in die Hand nehmen, unbekannt sein, in welche Streitigkeit über eine so verstandene Bibliolatrie ich von einem Manne ex istis inepte religiosis, nimia superstitione impatientibus . . . namentlich von dem Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg . . . gleichsam bei den Haaren gezogen worden. Ich sage: bei den Haaren gezogen worden. Nicht, weil ich mich vor einem solchen Streite aus Unkunde der Sache zu fürchten gehabt. Denn ich hatte es längst für meine Pflicht gehalten, mit eigenen Augen zu prüfen, quid liquidum sit in causa Christianorum. Nur weil man dergleichen Untersuchungen doch eigentlich nur zu seiner eignen Beruhigung anstellt und sich selten die Mühe nimmt, ihnen die Ründe und Politur zu geben, durch welche sie allein im Publico Umlauf erhalten können, war es mir verdrießlich, zu einer Arbeit zurückzukommen, die ich einmal für allemal abgethan glaubte.

Ich schickte daher in der Eil' auch nur einige tumultuarische Sätze voraus, um wenigstens mit dem Herrn Hauptpastor auf das freie Feld zu kommen und da abzuwarten, welche Evolutiones er weiter selbst zu machen für gut finden würde. Doch was erfahr' ich!

*) De C. D., libro X. c. 1.

**) Siehe dessen neuen Abdruck hinter dem Onomastico des Herrn Professor Sachs, T. II. p. 389.

Kaum sieht der Hauptpastor, daß ich mich doch wirklich einzulassen gesonnen, als er sein Lieblingsmanövre macht, mir auf einmal den Rücken kehrt und unter einem impertinenten Siegsgeschrei herzhaft abmarschieret.

„Aber warte!“ denkt der Kanzelheld; „ich will dir schon einen andern auf den Hals schicken.“

Und wahrlich, ein Dritter, dessen Gelehrsamkeit und Bescheidenheit kaum vermuten ließen, daß er Goezen näher als dem Namen nach kenne, hat die Treuherzigkeit, sich ihm — Goezen! — sich Goezen surrogieren zu lassen!

Was kann mich abhalten, den Namen dieses Dritten nunmehro zu nennen, da seine Schrift vor den Augen der Welt liegt? Des Herrn D. und Prof. Walchs zu Göttingen Kritische Untersuchung vom Gebrauche der heiligen Schrift soll zwar laut einer ausdrücklichen Erklärung des Verfassers, S. 25, nicht wider mich geschrieben sein. Aber ich halte sie um so viel mehr gegen mich geschrieben, da sie aus einer so sonderbaren Ursache nicht gegen mich geschrieben sein soll. „Ich kann,“ sagt der Herr Doktor, „die polemische Absicht nicht haben, den Herrn Hofrat Lessing zu widerlegen, weil er bis jetzt noch keine Gründe angegeben hat, die beantwortet werden könnten.“

Also da der Herr Doktor mich nicht bestreiten kann, so will er mir wenigstens in voraus die Waffen aus dem Wege räumen, die ich brauchen könnte?

Wenn ich nun eile, um doch einige noch habhaft werden zu können, wer kann mir es verdenken? Er selbst nicht. Denn ich eile zugleich, mich auch in seinen Augen zu rechtfertigen. Und in wessen Augen mich zu rechtfertigen muß mir angelegener sein, als in den Augen eines Mannes, den ganz Deutschland für den kompetentesten Richter in dieser Sache erkennt!

So sei er denn auch mein Richter; nur höre er mich erst aus! Nur verstehe er mich nicht aus Goezen, sondern aus mir selber. Und wenn ja die Sache Goezens die Sache der Kirche sein soll, so unterscheide er wenigstens diese Sache von diesem Anwalte. —

Damit ich ihm aber die endliche Erkennung so viel möglich erleichtere und zugleich die Umsteher, die eine unschuldige Neugier etwa um uns versammlet hat, in den Stand setze, wenn nicht mit zu entscheiden, doch mit zu urteilen, muß ich meine Schrift in drei Abschnitte teilen: in einen historischen, in einen thetischen und in einen epanorthotischen.

In dem ersten, historischen Abschnitte muß ich um Erlaubnis bitten, die Sache ganz von neuen zu erzählen und einige Aktenstücke der Welt nochmals in extenso vor Augen zu legen. Ein Beklagter, der nur losgesprochen wird, hat seinen Prozeß nur halb gewonnen. Er wird losgesprochen, weil er sich gut verteidigt hat. Aber sein guter Name leidet doch immer, so lange er nicht zeigen kann, daß er auch nicht einmal angeklagt hätte werden müssen.

In dem zweiten, dem thetischen Abschnitte will ich alle die Sätze gut zu machen suchen, deren Unerwiesenheit man so höhnisch für Unerweislichkeit ausgibt. Daß man mir die Beweise so lange borgen müssen, daran hat der allein schuld, dessen Verbindlichkeit es vornehmlich gewesen, sie zu exequieren. Aber so sind nun diese Elende! Sie exequieren bei niemand lieber, als wo sie so ziemlich sicher sein können, daß die Zahlung nicht parat liegt.

In dem epanorthotischen Abschnitte will ich die gelieferten Beweise aufs neue unterbauen und sie besonders gegen den Gelehrten retten, der notwendig einige davon erraten mußte und sich der Widerlegung derselben so viel leichter nahen durfte, als er mit Recht sagen konnte, daß er sie nur erraten habe.

Von diesen drei Abschnitten bitte ich alle, die mich lesen, keinen ohne den andern zu beurteilen. Auch das ist meine Schuld nicht, wenn mein Vortrag ein wenig desultorisch scheint. Er mußte schon selbst meinem gymnastischen Tone zu Hilfe kommen, um ihn in den präzis dogmatischen Ton zu übersetzen, wozu nichts weiter erfodert wird als die billige Voraussetzung, daß ich etwas Ungereimtes, etwas ganz Aergerliches weder sagen können noch wollen.

Nur dem einzigen Stänker gilt diese meine Bitte nicht, der hämisch und klein genug ist, Händel anzuspinnen, die er selbst durchzusetzen weder Herz noch Kraft hat. — Nur dem Herrn Hauptpastor Goeze gilt sie nicht. Der kann es halten, wie er will. Insectetur hoc opus nostrum etiam maledictis. Immerhin!

Was die griechischen Zeilen auf dem Titel sagen sollen, will man noch wissen? Diese Zeilen sagt beim Euripides Jo, indem er die Stufen vor dem Tempel des Apollo kehrt. Auch ich bin nicht im Tempel, sondern nur am Tempel beschäftigt. Auch ich kehre nur die Stufen, bis auf welche den Staub des innern Tempels die heiligen Priester zu kehren sich begnügen. Auch ich bin stolz auf diese geringe Arbeit; denn ich weiß am besten, wem zu Ehre ich es thue.

Erster, historischer Abschnitt.

Der bessere Teil meines Lebens ist — glücklicher oder unglücklicher Weise? — in eine Zeit gefallen, in welcher Schriften für die Wahrheit der christlichen Religion gewissermaßen Modeschriften waren. Nun werden Modeschriften, die meistenteils aus Nachahmung irgend eines vortrefflichen Werks ihrer Art entstehen, das sehr viel Aufsehen macht, seinem Verfasser immer sehr ausgebreiteten Namen erwirbt . . . nun werden Modeschriften, sag' ich, eben weil es Modeschriften sind, sie mögen sein, von welchem Inhalte sie wollen, so fleißig und allgemein gelesen, daß jeder Mensch, der sich nur in etwas mit Lesen abgibt, sich schämen muß, sie nicht auch gelesen zu haben. Was Wunder also, daß meine Lektüre ebenfalls

darauf verfiel und ich gar bald nicht eher ruhen konnte, bis ich jedes neue Produkt in diesem Fache habhaft werden und verschlingen konnte. Ob ich daran gut gethan, auch wenn es möglich gewesen wäre, daß bei dieser Unersättlichkeit, die nämliche wichtige Sache nur immer von einer Seite plädieren zu hören, die Neugierde nie entstanden wäre, endlich doch auch einmal zu erfahren, was von der andern Seite gesagt werde, will ich hier nicht entscheiden. Genug, was unmöglich ausbleiben konnte, blieb bei mir auch nicht einmal lange aus. Nicht lange, und ich suchte jede neue Schrift wider die Religion nun eben so begierig auf und schenkte ihr eben das geduldige unparteiische Gehör, das ich sonst nur den Schriften für die Religion schuldig zu sein glaubte. So blieb es auch eine geraume Zeit. Ich ward von einer Seite zur andern gerissen, keine befriedigte mich ganz. Die eine sowohl als die andere ließ mich nur mit dem festen Vorsatze von sich, die Sache nicht eher abzuurteln, quam utrinque plenius fuerit peroratum. Bis hieher, glaub' ich, ist es manchem andern gerade eben so gegangen. Aber auch in dem, was nun kömmt?

Je zusetzender die Schriftsteller von beiden Teilen wurden — und das wurden sie so ziemlich in der nämlichen Progression: der neueste war immer der entscheidendste, der hohnsprechendste — desto mehr glaubte ich zu empfinden, daß die Wirkung, die ein jeder auf mich machte, diejenige gar nicht sei, die er eigentlich nach seiner Art hätte machen müssen. War mir doch oft, als ob die Herren, wie dort in der Fabel Der Tod und Liebe, ihre Waffen vertauscht hätten! Je bündiger mir der eine das Christentum erweisen wollte, desto zweifelhafter ward ich. Je mutwilliger und triumphierender mir es der andere ganz zu Boden treten wollte, desto geneigter fühlte ich mich, es wenigstens in meinem Herzen aufrecht zu erhalten.

Das konnte von einer bloßen Antiperistasis, von der natürlichen Gegenwirkung unsrer Seele, die mit Gewalt ihre Lage ändern soll, nicht herkommen. Es mußte folglich mit an der Art liegen, mit der jeder seine Sache verteidigte.

Von den Traditoren.

In einem Sendschreiben an den Herrn Doktor Walch

von G. Ephr. Lessing.

Zur Ankündigung einer größern Schrift des letztern.

Ehe ich auf die Traditores selbst komme, die man auf deutsch eben so kurz und gut Auslieferer heißen könnte, wird es nicht undienlich sein, einige allgemeine Anmerkungen über die Verfolgung vorauszuschicken, die sie veranlaßte. Es war die zehnte, und noch waren in allen vorhergehenden neunen keine Christen gefunden worden, über welche Drohung und Marter so viel vermocht hätten, daß sie die heiligen Schriften, welche die heidnischen Obrigkeiten von ihnen forderten, freiwillig ausliefern oder wohl gar mit eignen Händen in das Feuer werfen wollen, zu welchem sie von den Feinden der darin enthaltenen Religion bestimmt waren. Oder vielmehr, noch war es selbst den Heiden nicht eingekommen, ihre Verfolgung bis auf die heiligen Bücher zu erstrecken, es sei nun, daß sie von den heiligen Büchern der Christen wenig oder gar nichts wußten, oder glaubten, daß Bücher überhaupt von allen Verfolgungen ausgenommen sein müßten. Es mußte notwendig etwas ganz Besonderes dazu kommen, wodurch ihnen die Augen über die christlichen Bücher so weit aufgingen, daß sie auch mit ihnen eine Ausnahme machen zu müssen glaubten, die sie noch niemals gemacht hatten.

Leider ist aber das Feld der Kirchengeschichte, in welches die Verfolgungen einschlagen, noch sehr wild und morastig. Der einzige Dodwell fing mit Hilfe der Chronologie, in der er so stark war, um den Boden von dem allzu vielen Blute zu trocknen, einmal an, Gräben zu ziehen. Aber bald waren diese Gräben wieder zugeworfen, und es ist nun gerade, als ob nichts geschehen wäre. Der Ungereimtheiten, der Widersprüche, der offenbarsten Verdrehungen, der handgreiflichen Erdichtungen ist in diesem Kapitel wenigstens noch eben so viel als in dem Kapitel von den Ketzern, in welchem Arnolds Fleiß vielleicht nur darum weniger anschlug, weil er allzu sehr aufräumen wollte. Wie ein zweiter Rhelonus,

dessen sonderbare Ketzerei darin bestund, daß er alle und jede Ketzereien für rechtgläubig erklärte, hob er beinahe den ganzen Begriff von Ketzerei auf, so wie Dodwell den ganzen Begriff der Verfolgung, wenn er zu verstehen geben wollte, daß man die Bestrafung der Christen aus bürgerlichen Ursachen keine Verfolgung nennen müsse.

Gleich anfangs muß ich bemerken, mit wie wenigem Rechte man die zehnte und zehnjährige christliche Verfolgung die Diocletianische gemeiniglich zu nennen pflegt. Diocletian gehört unstreitig unter die bessern römischen Kaiser. Selbst sein Entschluß, das Reich in vier Teile zu teilen, ist ein Beweis davon. Vor seiner zwölfjährigen Regierung hatten die Christen zehn Jahr alle mögliche Ruhe genossen, und die zwei Verfolgungsjahre, die auf seine Regierung kommen, waren ohnstreitig auch die gelindern. Lactantius selbst gibt ihm das Zeugnis, daß er kein blutdürstiger Mann gewesen und den Verhetzungen seines Mitregenten, des Galerius Maximianus, lange genug widerstanden habe. —

§. 1.

Die Auslieferung der heiligen Schriften wurde in der Diocletianischen Verfolgung nur von dem Clero und vornehmlich nur von den Bischöfen, Presbyters und übrigen Gliedern der hohen Klassen des Cleri verlangt.

Augustinus nennt diese Verfolgung ausdrücklich persecutionem codicum tradendorum. Lib. III. Contra Cresonium, c. 26.

Acta S. Felicis, beim dü Pin S. 227, nach der Ausgabe des Baluze: „ut libros deificos extorquerent de manibus episcoporum et presbyterorum.“ Diese Worte heißen nach der Ausgabe des Ruinart: „ut libros deificos peterent de manu episcoporum et presbyterorum.“

Aber, sagt Herr D. Walch, diese Stelle ist auch die einzige. Alle andere reden unbestimmt, ohne die Personen anzugeben, von denen die Bibel mit Gewalt abzufodern.

Ich will das fürs erste wahr sein lassen. Aber seit wenn ist es denn im Gebrauche, das Bestimmte nach dem Unbestimmten zu richten? Das Unbestimmte läßt mir frei, die Sache so oder so zu bestimmen, und widerspricht keiner Bestimmung. Wenn Eusebius, wenn Optatus, wenn Augustinus den Zeugnissen der Actorum widersprechen oder es zweifelhaft machen sollten, so müßten sie eben so bestimmt sagen, daß die Bibel sowohl von dem Clero als den Laien gefodert worden. — — —

Lactanz, de M. P. c. 12, weiß gar nichts davon, daß die Diocletianische Verfolgung ausdrücklich oder gar einzig auf die Auslieferung der Bücher gegangen. Er erzählt nur mit nebenher, daß bei Niederreißung der Kirche zu Nikomedien in Bithynien die darin gefundenen Schriften verbrannt worden: „Scripturae repertae incendantur.“

Wir sehen aus dem Lactanz, wie ungern Diocletian an die Verfolgung ging, und wie sehr er wünschte, daß sie ohne Blutvergießen abgehen möchte. Er wollte die Religion vernichten und die Menschen so viel als möglich schonen. Was mehr dabei geschah, war die Schuld des Galerius und der Statthalter in den Provinzen, die zu den Anteilen des Diocletianus und Galerius gehörten. Wie nahe die zwei andern Teilhaber des römischen Reichs, Herculius und Constantius, sich entweder den Gesinnungen des Diocletianus oder des Galerius kommen, davon sind keine ausdrücklichen Zeugnisse in der Geschichte, so viel ich weiß, vorhanden.

§. 2.

Sie wurde darum nur von diesen verlangt, weil die Heiden wohl wußten, daß die heiligen Schriften eigentlich nur in deren Händen waren; weil die Heiden wohl wissen konnten, daß, wenn sich von den heiligen Schriften auch etwas in Laienhänden befände, es nur die unbeträchtlichsten Stücke wären, die wichtigern aber mit der äußersten Sorgfalt vor den Heiden verwahrt und den christlichen Laien nicht anders als mit der größten Behutsamkeit mitgeteilet würden.

§. 3.

Es befanden sich also unter denen, welche über die geweigerte Auslieferung der heiligen Schriften Märtyrer geworden, keine Laien, oder es waren nur Laien von jenen Elenden, die sich bei aller Gelegenheit zu dem Märtyrtum drängten und besonders hier aus einer bloßen Zweideutigkeit dazu drängten.

§. 4.

Noch weniger konnten sich Laien unter den Traditoren befinden. Denn einmal hatten sie nichts auszuliefern, und wenn sie ja von ungefähr etwas auszuliefern gehabt hatten, so war ihre Auslieferung kein Verbrechen und ist niemals als Verbrechen bestraft worden.

§. 5.

Selbst das Verbrechen der Traditoren aus dem Clero hatte die nämliche Abscheulichkeit in den Augen aller Christen nicht. Es gab Christen, die gelinder davon urteilten und es bei weiten nicht für hinlänglich hielten, eine Spaltung zu verursachen.

„Ecce exaggerasti crimen traditionis,“ sagt Augustinus zum Politianus, L. II. c. Litteras Politiani, c. 7, Vol. IX. 150.

Was hilft es, sagt Augustin kurz darauf, die Bücher erhalten, wenn man, was in den Büchern steht, verwirft. „Quae dementia est, ideo testamentum tradere te noluisse flammis, ut contra verba litiges testatoris.“

Die Donatisten trieben es so weit, daß sie auch die für traditores erkannten, welche von traditoribus ordiniert waren.

„Traditores appellatis eos, quos traditoribus communionis tramite successisse vel fingitis vel putatis.“ *Contra Politianum*, lib. III. c. 55, T. IX. p. 226.

Daß die Donatisten überhaupt die Verfolgung übertrieben, die sie wegen der heiligen Schriften ausgestanden, bezeugt Augustinus contra Gaudentium lib. I. c. 37. p. 449: „tantae, ut putatis aut jactatis, persecutionis tempora.“

§. 6.

Wie könnte aber das Verbrechen der Tradition von einigen für so äußerst groß und von andern für sehr verzeihlich angesehen worden sein, wenn man nicht von den heiligen Schriften selbst, an denen das Verbrechen begangen ward, schon damals ganz verschieden gedacht hätte? Einen Beweis dieser verschiednen Denkungsart über die heiligen Schriften selbst glaube ich in der verschiednen Bewegung zu finden, unter welcher sie die Heiden dem christlichen Clero abfoderten.

§. 7.

Und wie, wenn es eben diese verschiedene Denkungsart über den Wert der heiligen Schriften wäre, die damals in Afrika unter den Christen zu so viel Unruhen Anlaß gegeben hätte, daß man von seiten des Kaisers zur Unterdrückung derselben nichts Bessers thun zu können geglaubt hätte, als wenn man den Gegenstand derselben vertilgte? Wenigstens wüßte ich keine wahrscheinlichere Ursache anzugeben, warum die Heiden nur eben jetzt erst darauf gefallen sein sollten, die heiligen Schriften aus der Welt zu schaffen; und alle Ursachen, die man davon bisher angegeben, können offenbar nicht zureichend gewesen sein.

„Pars Donati se nondum ab unitate diviserat Cypriani temporibus.“ August. Contra Donatistas, lib. III. c. 3, T. IX. p. 126. Also war doch dieser Pars, der sich erst zu den Zeiten des Donati von der Kirche trennte und daher seinen Namen erhielt, schon da. „Post passionem quippe ejus (Cypriani),“ fährt Augustinus fort, „quadraginta et quod excurrit annis peractis, traditio codicum facta est.“ Cyprianus aber starb den 14ten September 258.

Gegen eine Stelle aus Leß,

von der Wahrheit der christlichen Religion.

Neueste Ausgabe, S. 44.

Ich lese in einem Buche, in welchem ich mich so oft erbaue und unterrichte, Ignatius in seinem Briefe an die Philadelpher bezeuge klar, daß schon zu seiner Zeit einige Schriften der Evangelisten und Apostel in einer Sammlung zusammengebracht gewesen. Das macht mich äußerst aufmerksam. Ich habe die Briefe des Ignatius nur eben einmal durchblättert; Gott, warum kann man nicht alles, alles mit der äußersten, gewissenhaftesten Aufmerksamkeit lesen!

Mein Verfasser ist so ein rechtschaffener Mann als einer. Die Stelle des Ignatius nach seiner Uebersetzung lautet also: „Ich fliehe zu dem Evangelio als dem Körper Christi und zu den Aposteln als dem Presbyterio der Kirche. Allein wir müssen auch die Propheten wert halten; denn auch diese kündigten den Menschen an, daß sie ihre Hoffnung auf das Evangelium und auf Jesum gründen und die Zukunft desselben erwarten sollten."

Was ist gegen diese Stelle zu sagen, und was kann ich dawider haben, wenn mein Verfasser von dem Seinen hinzusetzt: „Jedermann wird eingestehen, daß Ignatius hier durch die Propheten die Schriften der Propheten A. T. meine; und so ist wohl kein Zweifel, daß Ignatius durch das Evangelium die Schriften der Evangelisten und durch die Apostel die Schriften der Apostel verstehe?"

Da sieh nun! sage ich zu mir selbst. Wie sehr hast du dich geirret, wenn du bisher geglaubt, daß in den Kirchenvätern der zwei ersten Jahrhunderte schlechterdings keine Spur von irgend einer Sammlung Neutestamentlicher Schriften zu finden sei! Daß hier und da bei ihnen dieser und jener Neutestamentlichen Schrift im einzeln gedacht werde, das wußtest du wohl. Aber einer Samm-

lung derselben! — Einer Sammlung! Gesteh, daß dir das etwas so Fremdes, etwas so Unerwartetes ist!

Auch muß ich dem ersten Anblicke nach allerdings bekennen, daß die Uebersetzung das Original völlig auszudrücken scheint. Προςφυγων τῳ εὐαγγελιῳ ὡς σαρκι Ἰησου, και τοις ἀποστολοις ὡς πρεσβυτεριῳ ἐκκλησιας. Και τους προφητας δε ἀγαπωμεν δια το και αὐτους εἰς το εὐαγγελιον κατηγγελκεναι, και εἰς αὐτον ἐλπιζειν, και αὐτον ἀναμενειν. Das sind die nämlichen Worte des uninterpolierten Ignatius, so wie sie Vossius zuerst abdrucken lassen.

Mit ihnen stimmt die alte lateinische Uebersetzung, welche Usserius kurz vorher aufgefunden hatte, vollkommen überein. Confugiens Evangelio ut carni Iesu, et Apostolis ut Presbyterio Ecclesiae. Sed et Prophetas diligamus, propter et ipsos in Evangelium annunciasse et in Christum sperare et ipsum exspectare.

Ich schlage hiernächst den interpolierten Ignatius nach und finde, daß auch da sich nichts findet, wo ein andrer Sinn durchschimmere. Nur das letztere Kolon fließet etwas anders. Προςφυγων τῳ εὐαγγελιῳ, ὡς σαρκι Ἰησου Χριστου, και τοις ἀποστολοις, ὡς πρεσβυτεριῳ ἐκκλησιας. Και τους προφητας δε ἀγαπω, ὡς Χριστον καταγγειλαντας, ὡς του αὐτου πνευματος μετασχοντας, οὑ και οἱ ἀποστολοι. Freilich scheint mir dieses letztere Kolon hier gerade der unverfälschtere Text und, für sich betrachtet, jenem tautologischen ἐλπιζειν und ἀναμενειν weit vorzuziehen zu sein. Aber was verschlägt das? Im Grunde ist der verfälschte Ignatius hier um nichts verfälscht, und es ist bloß zum Ueberflusse, daß ich dessen gleichfalls alte lateinische Uebersetzung auch nachsehe. Confugiens ad Evangelium, tamquam ad corpus Jesu Christi, et ad Apostolos, tamquam ad Presbyterium Ecclesiae. Et Prophetas quidem diligo ut Christum praenunciantes, continentes ejus Spiritum sicut et Apostoli.

Indem ich alles dieses in des Clericus Ausgabe der apostolischen Väter nachsehe, werde ich gewahr, daß die Auslegung meines Verfassers keine andre ist als die, welche schon Clericus von der Stelle des Ignatius gegeben hat. Das Vorurteil des Ansehens also steigt in mir, und ich werde immer unruhiger. Videntur haec verba, sagt Clericus, ein Mann, dem hergebrachte Meinungen eben nicht ans Herz gewachsen waren, de Evangeliis et Apostolicis scriptis intelligenda, ut hoc velit *Ignatius* cognoscendae divinae veritatis causa se confugere ad Evangelia, quibus crederet, non secus ac si Christus ipse in carne, hoc est in eo statu, quo fuit in terris, conspicuus et etiamnum apud homines vivens eos sermones, qui in Evangeliis leguntur, ore suo proferret; tum etiam ad scripta Apostolorum, quos habebat quasi totius Christianae Ecclesiae Presbyterium sub Christo omnium Episcopo, quod coetus omnes Christianorum, quid credendum sit, docerent. Unde quanti fierent libri novi Testamenti iis

temporibus, satis liquet. Addit: „*Sed et Prophetas amamus*, quia ipsi nunciarunt, quae pertinent ad Evangelium, id sperarunt atque exspectarunt.“ Quae respiciunt vetus Testamentum, prout scriptum exstat; nam aliunde Prophetae Ignatio innotescere non potuerant. Nec leviter praetermittendum, ab eo primo quidem loco novi Testamenti scripta, per quae Christiani sumus, nominari, quasi perfugium suum; secundo vero veteris libros, quia ex iis novum confirmari potest.

Es kann nicht wohl sein, daß mein Verfasser hier bloß mit den Augen des Clericus gesehen hätte. Er hat gewiß nicht minder seine eigene gebraucht; und wenn bis auf eine Kleinigkeit beide Einerlei sehen, so muß es ja klar und deutlich genug zu sehen sein. — Das ist alles wahr. Und doch! und doch! —

Aber was habe ich denn dagegen? Muß ich nicht zugeben, daß, wenn in der Stelle des Ignatius unter den Propheten nichts anders als die Schriften der Propheten gemeint sein können, die Ausdrücke Evangelium und Apostel eben so zu erklären sind? — — —

G. E. Lessings
sogenannte Briefe an verschiedene Gottesgelehrten,

die an seinen theologischen Streitigkeiten auf eine oder die andere Weise teilzunehmen beliebt haben.

Sogenannte Briefe sind eine Art schriftstellerischer Komposition, bei welcher sich die Posten eben nicht am besten stehen. Denn selten ist es notwendig, sie schriftlich abzuschicken. Nur dann und wann kann es seinen Nutzen haben, wenn sie gedruckt werden und mit Buchladenfracht durch das Land reisen. Man könnte sie auch den einseitigen Dialog nennen, weil man sich wirklich mit einem Abwesenden darin unterhält, den man aber nicht zum Wort kommen läßt, so oft auch darin steht: Sagen Sie, mein Herr; werden Sie antworten, mein Herr?

Figürlich ist es die allerkommodeste Art von Buchmacherei, obgleich darum eben nicht die schlechteste. Was sie durch Mangel der Ordnung verliert, gewinnt sie durch Leichtigkeit wieder, und selbst Ordnung ist leichter in sie hineinzubringen, als Lebhaftigkeit in eine didaktische Abhandlung, die an niemand gerichtet ist als an alle, und von niemand ganz sich herzuschreiben scheint als von der alten ruhigen Wahrheit selbst.

Sogenannte Briefe an den Herrn Doktor Walch.

I.

Hochwürdiger 2c. 2c.

Sogleich als ich Ew. Hochwürden *Kritische Untersuchung vom Gebrauche der heiligen Schrift unter den alten Christen in den vier ersten Jahrhunderten* angekündiget fand, wisperte mir mein Gewissen oder meine Eitelkeit zu: Auch das vermutlich wird dir gelten.

Denn eben damals schien es, als wollten sich meine Händel

mit dem Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg in einen gelehrten Streit auflösen, der eine Materie betrifft, die mit dem Inhalt Ihrer Schrift sehr nahe verwandt ist.

Ich hatte, um gewissen Einwürfen gegen das Christentum mit eins den Weg zu verlegen, behaupten zu dürfen geglaubt, daß Einwürfe gegen die Bibel nicht notwendig auch Einwürfe gegen die christliche Religion wären, weil diese, in dem engen Verstande genommen, in welchem man nur die eigentlichen Glaubenslehren darunter begreift, die sie von jeder andern positiven Religion unterscheiden, sich weder auf die ganze Bibel noch auf die Bibel einzig und allein gründe. Ich hatte behauptet, daß sich das Wesen des Christentums gar wohl ohne alle Bibel denken lasse. Ich hatte behauptet, daß es einem wahren Christen sehr gleichgültig sein könne, ob sich auf alle Schwierigkeiten gegen die Bibel befriedigend antworten lasse oder nicht. Besonders wenn diese Schwierigkeiten nur daraus entstehen, daß so mancherlei Schriften von so verschiedenen Verfassern, aus so verschiedenen Zeiten ein Ganzes ausmachen sollen, in welchen sich nicht der geringste Widerspruch finden müsse, wovon doch der Beweis in diesen Schriften selbst unmöglich zu finden sein könne.

Diese Behauptungen hatte der Herr Hauptpastor in Hamburg für weit giftiger, weit verdammlicher erklärt als alle das Böse, das ich damit unschädlich zu machen hoffte. Die abscheulichen Fragmente selbst wären ihm nichts gegen diesen meinen Vorschlag — die einzige, simpelste Art, darauf zu antworten.

Denn ihm war es allerdings so klar wie der Tag, daß die heilige Schrift der einige Grund seiner allerheiligsten Religion sei, von deren mehresten Glaubenslehren er gar nicht einsähe, wo er an heiliger Stätte den Beweis anders her als aus der Bibel nehmen könne! „Da steht's! da kratzt es aus! da seht ihr's ja, daß nur wir, wir Lutheraner, erhörlich zu Gott beten können! Das und dergleichen mehr ist einzig aus der Bibel und einzig aus Luthers Bibel zu beweisen, von welcher mir Gott alle die Originalausgaben so nebenbei in die Hände geführt hat."

Auch war ja der liebe Mann so versichert, daß mein Vorgeben, ein Christ zu sein, ohne auf die Schriften des Neuen Testaments vollkommen eben den Wert zu legen, den er als ein Lutherscher Theolog Wittenbergischer Schule darauf zu legen geschworen, das bloße Blendwerk eines Teufels sei, der gerne den Engel des Lichts spielen möchte! Sehet da — dachte er? nein, schrieb er — die Naturalisten können dir großes Aufheben von der christlichen Religion machen, im Grunde aber weiter nichts als ihr Bißchen elende Religion der Vernunft darunter verstehen.

„Und nun will ich ihn fragen," fuhr er fort, „diesen undienstfertigen Bibliothekar! Ich will ihm auflegen, nur kurz und rund zu erklären, was er unter christlicher Religion eigentlich verstehe. Auf mein alle gute Geister! soll er sich wohl packen, dieser Teufel! Sprich, rede, Teufel!"

Ich that es, aber wie groß muß sein Erstaunen gewesen sein, als er nun gewahr ward, daß ich sonach doch wohl von einer andern Art Teufel sei, gegen welche diese Beschwörung nicht anschlage! Denn er erstaunete bis — zum Verstummen.

Kaum daß er auf die kurzen Sätze, die Ew. Hochwürden kennen und die ich nur so hinwarf, um meinen Gegner erst auf das freie Feld zu locken, ein einziges abgedroschenes Stellchen aus dem Irenäus erwiderte! Und als ich auch diesem Stellchen die Ehre anthat, mich darauf einzulassen: wie gesagt, nirgends kein Laut mehr, und selbst jeder Frosch in den Sümpfen der Freiwilligen Beiträge und des Postreuters war mit ihm zugleich verstummt!

Nun also der Gedanke, einen beschwerlichen Gegner, an dem keine Ehre zu erjagen ist, losgeworden zu sein und dafür einen andern zu erhalten, dem selbst unterzuliegen Ehre sein müßte — dieser Gedanke, der mir bei Erblickung des Titels aufstieß, durch welchen Ew. Hochwürden bald zu erscheinende Schrift sich ankündigte, wie hätte er mir nicht höchst angenehm und schmeichelhaft sein sollen, wenn er auch weit minder natürlich gewesen wäre?

Das halbe Jahr, das darauf hinging, ehe diese Schrift Ew. Hochwürden erschien, würde mir sehr lang geworden sein, wenn es mir die unruhige Neugierde, den nähern Inhalt voraus zu erraten, in welcher ich so manches Buch aufs neue nachlas, nicht sehr kurz gemacht hätte.

Da ist sie nun! da liegt sie nun vor mir, und ich habe die Feder ergriffen, ein ungeheucheltes Bekenntnis von dem Eindrucke abzulegen, den sie nach einer sorgfältigen Durchlesung auf mich gemacht hat.

Ein dergleichen Bekenntnis kann ein Mann, dem es nur um Wahrheit zu thun ist, einem Manne unmöglich übel nehmen, der sich bewußt zu sein versichert, keine unedlere Absicht zu haben, dabei aber das sonderbare Unglück hat, nicht selten gerade da auf eine ganz ungeheure Art mißverstanden zu werden, wo er geglaubt hätte, daß seine Aeußerungen am allerwillkommensten sein würden.

Dieses Unglück, denke ich, hat mir sogar bei Ew. Hochwürden nicht wenig aufgelauert; denn ich könnte mich gleich anfangs beklagen, daß der Herr Doktor Walch mich lieber aus Goezen als aus mir selber verstehen wollen.

So ist denn Goezens Sache notwendig die Sache der Kirche? und wenn sie es ist, ist denn nicht wenigstens diese Sache von diesem Anwalte zu unterscheiden?

II.

Goeze hatte behauptet, daß es schlechterdings keine christliche Religion geben könne, wenn die Bibel nicht wäre, wenn die Bibel nicht vollkommen das wäre, wofür sie nur der Lutheraner hält. Ich setze diesem *schneidenden* Satze andre *vielleicht* (dieses

„Vielleicht" soll mir aber durchaus nichts vergeben) eben so schneidende Sätze entgegen, und mir will man nichts zu gute halten, ihm alles?

Bei der unchristlichen Anstößigkeit seines allgemeines Satzes, auf dem er zum offenbaren Nachteile des gesamten Christentums, zum bloß anscheinenden Vorteile seiner Partei so trotzig und unwissend besteht, soll ihm stillschweigend doch Recht gegeben werden? Bei der geringsten Einschränkung, die ich hingegen von seinem allgemeinen Satze mache, soll und muß ich nicht einschränken, sondern völlig aufheben wollen?

Weil ich behaupte, daß die ersten Christen ihre Glaubenslehren nicht aus den Schriften des Neuen Testaments geschöpft haben, sondern aus einer frühern Quelle, aus welcher selbst diese Schriften und ihre, wenn ich das Wort wagen darf, Kanonizität geflossen: soll ich behaupten, daß die Schriften des Neuen Testaments gar nichts nutzen, daß die ersten Christen sie gar nicht gekannt, gar nicht gebraucht haben?

Ich hätte geglaubt, so könne nur Goeze schließen, dem es nun einmal zur Natur geworden, einer jeden Behauptung, die nicht in seinen Kram taugt, die allerliebloseste Ausdehnung zu geben. Ich hätte geglaubt, so könne nur ein Homilet schließen, dem es erlaubt ist, von dem Unterschiede zwischen regula fidei und regula disciplinae nie etwas gehört zu haben.

Allerdings, so kann auch nur er schließen! Und wenn Ew. Hochwürden nicht viel anders zu schließen scheinen, so geschieht es doch bloß auf seine Rechnung. Bloß weil Herr Doktor Walch die Gutherzigkeit gehabt, sich dem Hauptpastor surrogieren zu lassen, muß er mich ja wohl eben in dem Gesichtspunkt fassen, in welchem mich dieser genommen. Ich muß ein förmlicher Bibliomachus sein, oder was für ein Buch kann er denn gegen mich schreiben? Wenigstens hätte er das nicht gegen mich schreiben können.

Zwar wollen Ew. Hochwürden es auch eigentlich gegen mich nicht geschrieben haben, noch weniger gegen den Herrn Doktor Semler. Wie kann ich auch, fragen Sie; „da keiner von beiden bis jetzt die Gründe angegeben, die beantwortet werden könnten?"

Was Herr Doktor Semler zu dieser Erklärung sagen wird, weiß ich nicht. So viel weiß ich nur, daß ich sein Interesse von dem meinigen nicht früh genug absondern kann. Denn wenn ich mit ihm auch jetzt auf einem Wege zu wandeln scheine, so wollen wir beide doch gewiß nicht nach einem Orte.

Zudem hat mich ohnlängst Herr Doktor Semler durch einen guten Freund, der ehemals Theologie studieret, jetzt aber festere Wissenschaften treiben soll (vermutlich handfestere), nach Berlin ins Tollhaus bringen lassen. Und das wohl darum, damit ich auf alle Weise mit ihm thun zu haben verreden muß. Träte ich nun auf seine Seite, dächt' ich, spräch' ich so wie er: würde es nicht scheinen, als ob ich wünschte, daß er ein lucidum intervallum

für die völlige Rückkehr meiner Vernunft halten und sonach Befehl stellen möchte, daß man mich aus dem Tollhause nur wieder entlassen könnte? Gleichwohl befinde ich mich in dem Tollhause, in welches mich gewesene oder noch sein wollende Theologen bringen, so wohl! so wohl!

Oder wollt' ich nun gar anderer Meinung mit ihm sein, nur im geringsten mit ihm anbinden: — Gott sei bei uns! — er ließ' mich vollends an Ketten legen!

Ohne also auch für den Herrn Doktor Semler mit zugleich antworten zu wollen, muß ich Ew. Hochwürden bekennen, daß ich Ihre Kritische Untersuchung 2c. um so mehr gegen mich geschrieben zu sein glauben muß, je sonderbarer die Ursache ist, warum sie es nicht sein soll. —

Wenn ich gesagt habe, daß die ersten Christen das Neue Testament nicht für ihre regulam fidei erkannt, habe ich denn das Nämliche auch von der regula disciplinae gesagt? Von dieser ist ja gar nicht die Rede gewesen. Auf diese hat man mich ja gar noch nicht kommen lassen.

Und nun urteilen Ew. Hochwürden selbst, wie nahe es mir gehen muß, wenn ich finde, daß ich gleichwohl in Ihrer Schrift unter einem Schwalle von Stellen erliegen soll, die alle nur erweisen, daß die ersten Christen das Neue Testament bloß für regulam disciplinae gehalten haben.

Ich sage: alle; alle, sage ich, alle! da ist auch nicht eine einzige, die das Neue Testament als die Quelle empföhle, aus welcher der Glaube fließe, den die ersten Christen in der Taufe angelobten und von welchem sie die Ueberzeugung, kraft dieser aufrichtigen Angelobung, durch die Taufe erhielten.

Es ist wahr, Ew. Hochwürden haben einen ganzen Parapraph, welcher versichert*), „daß die heilige Schrift die Erkenntnisquelle der christlichen Religionslehren sei", und dieser Paragraph ist mit Zeugnissen aus dem Ignatius, Justinus Martyr, Theophilus von Antiochien, Celsus, Irenäus, Clemens von Alexandrien, Tertullian, Athanasius, Julian, Hilarius, Paulinus, Johann Chrysostomus, Hieronymus, Pelagius, Augustinus, Theodoretus belegt.

Wenn ein einziges von diesen Zeugnissen schlechterdings wider mich ist, was für ein Großsprecher oder was für ein Leser muß ich sein, der ich mich gerühmt habe, meinen Satz (daß die Grundlehren unsers Glaubens nicht aus der Schrift gezogen sind, so deutlich sie auch immer darin enthalten sein mögen, und daß die Schrift folglich der einzige Grund derselben nicht ist) aus eigner, sorgfältigen mehrmaligen Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte zu haben!

Aber ich bin weder Großsprecher noch unachtsamer Leser, und

---

*) Kritische Untersuchung, S. 168.

alle jene Zeugnisse insgesamt und sonders beweisen gegen mich so viel als nichts. Denn entweder sprechen sie nicht von den Schriften des Neuen Testaments, oder unter die Kenntnisse, deren Quelle diese sein sollen, gehöret die Kenntnis der eigentlichen Glaubensartikel offenbar nicht; welches nicht sowohl aus den einzeln angeführten Stellen, als vielmehr aus dem Geiste der ganzen Werke, aus welchen sie genommen sind, erhellen muß.

Erlauben mir Ew. Hochwürden, sie durchzulaufen und das, was sie eigentlich sagen, mit dem, was sie sagen müßten, wenn sie mich widerlegen sollten, kurz und gut zusammenzuhalten.

1) Zuvörderst fertige ich also den Ignatius, Justinus und Theophilus mit einer und eben derselben Antwort ab*). Sie reden alle drei bloß und namentlich von den Propheten des Alten Testaments und nicht von Schriften des Neuen, die man doch nur vornehmlich in Gedanken hat, wenn man behauptet, daß die Grundlehren unsers Glaubens aus der Bibel gezogen worden. Daß die Propheten von den ersten Christen fleißig und vielleicht nur zu fleißig gelesen worden, wie habe ich das leugnen können oder wollen? Aus den Propheten freilich konnten es die ersten Christen einzig und allein lernen, daß Christus der Messias sei, das ist, derjenige Verheißene, welcher dem Gesetze Mosis ein Ende machen und der Welt eine allgemeinere Religion dafür schenken sollte. Aber wenn sie in den Propheten den Stifter der neuen Religion erkannten, erkannten sie denn auch darin die Grundlehren dieser neuen Religion? Oder, wenn sie aus den Propheten sich würdigere, erhabenere Vorstellungen von Gott zu machen lernten, als ihnen ihre ehemaligen heidnischen Religionen beizubringen imstande waren, sind denn dergleichen Vorstellungen das eigentliche ganze Christentum? Von diesem, so wie es in dem apostolischen oder jedem andern orthodoxen Glaubensbekenntnisse der ersten Jahrhunderte enthalten ist, ist ja nur allein die Frage. Von diesem behaupte ich ja nur allein, daß es aus der Bibel ursprünglich unmöglich könne gezogen sein, am wenigsten aber aus dem Neuen Testamente. — Ich will nicht hoffen, daß man mich hier zu Schöttgen verweisen wird, welcher im Sohar und andern Midraschischen Büchern die deutlichsten Spuren von allen christlichen Glaubensartikeln will gefunden haben. Denn wenn das wahr ist (was ich nicht beurteilen kann), so waren die Verfasser besagter Bücher zuverlässig keine eigentliche Juden, sondern es waren Juden-Christen, es waren Nazarener oder Ebioniten, welche ihre christliche Ideen in die Propheten hineintrugen, aber nicht aus ihnen herholten.

Gegen das Zeugnis des Ignatius insbesondere hätte ich noch dieses zu erinnern, daß die Worte desselben äußerst verstümmelt und verfälscht sind und daß das, was Ew. Hochwürden und Herr

*) Kritische Untersuchung, S. 32. §. III. 1, und S. 34. §. V. 3. 5, und S. 40. §. VIII. 1. 2. 3.

Doktor Leß*) itzt darin zu finden glauben, ursprünglich unmöglich an dieser Stelle gestanden haben kann. Wie Ignatius eigentlich geschrieben, glaub' ich aus dem 30sten Kapitel des zweiten Buchs der apostolischen Konstitutionen zuverlässig erraten zu haben. Es ist von keinem Evangelio, von keinem Apostel, von keinem Propheten als Büchern und Schriftstellern die Rede. Anstatt Ευαγγελιῳ muß Ἐπισκοπῳ gelesen werden, und Ignatius will die Philadelpher durch sein Exempel bloß lehren, wie hoch sie ihren Bischof, ihre Presbyteros und ihre Diaconos verehren sollen. Den Bischof als den Körper Christi, die gesammleten Presbyteros als die Apostel und die Diaconos als die Propheten. Kurz, ich bin des festen Glaubens, daß die ganze Stelle ohngefähr so geheißen: „Προςφυγων τῳ Ἐπισκοπῳ, ὡς σαρκι Ἰησου Χριστου, και τοις πρεσβυτεροις ἐκκλησιας, ὡς Ἀποστολοις, και τους Διακονους δε ἀγαπω, ὡς προφητας Χριστον καταγγειλαντας και του αὐτου πνευματος μετασχοντας, οὐ και οἱ Ἀποστολοι,“ und nur so entstehet ein Sinn, wie er des Ignatius und seines Zeitalters würdig ist. Ich will mich hier bei den einzeln Beweisen aller meiner Veränderungen und Einschaltungen nicht aufhalten. Genung, daß Ew. Hochwürden sie größtenteils aus dem angeführten Kapitel der apostolischen Konstitutionen leicht erraten werden, besonders wenn Sie in dem Briefe an die Smyrnäer den achten Paragraph damit vergleichen wollen, den ich für die vollkommenste und entscheidendste Parallelstelle halte. Für meine weitere Ausführung ist bereits ein anderer Ort bestimmt, und ich hoffe, daß mir jeder Beifall geben soll, der die Sache ohne Vorurteile überlegen will und nicht befürchten darf, ich weiß nicht welchen Hauptbeweis für die Authentie des Neuen Testaments dadurch zu verlieren.

2) Ich komme von den drei apostolischen Männern zu einem ihnen sehr ungleichen Mann, zum Celsus**). Wie? auch der soll es gewußt haben, daß die Christen die heilige Schrift für die Erkenntnisquelle ihrer Religion halten? Kaum beweisen die Stellen, welche Ew. Hochwürden aus seinen Fragmenten anführen, daß er die Schriften des Neuen Testaments nur gekannt hat. Denn namentlich führt er keine derselben an, und Origenes, bei verschiedenen auffallenden Beweisen von der Unwissenheit seines Gegners in den allerbekanntesten evangelischen Nachrichten, zweifelt ja selbst, ob er die Evangelia gelesen habe. Was er daraus zu haben scheint, konnte er aus hundert andern Büchern haben. Wenn er sie aber auch gelesen, die Evangelia, was beweiset das wider mich? Sind sie deswegen für alle und jede zu lesen gewesen? Haben die Christen seiner Zeit kein Geheimnis daraus machen können? Wenn der spätere Hierokles in seiner Schrift gegen die Christen so viele und so geheime Dinge beibrachte, „ut aliquando

---

*) Wahrheit der christlichen Religion. Vierte Auflage, Seite 44. —
**) Kritische Untersuchung, S. 41.

ex eadem disciplina fuisse videatur", und Lactanz*) ihn in diesem Falle den ruchlosesten Verräter nennt: was setzet Lactanz gleichwohl noch hinzu? „Nisi forte casu in manus ejus divinae literae inciderant." Hatte den Celsus nicht ein ähnlicher Zufall begünstigen können, aus dem entweder sein Vorsatz, wider die Christen zu schreiben, entsprang, oder den er um so viel begieriger ergriff, weil er diesen Vorsatz schon hatte? Auf alle Weise ist aus den Worten des Lactanz unwidersprechlich, daß Schriften, zu deren Besitz Hierokles oder Celsus nur als Christen hätten gelangen können, wenn sie ihnen nicht etwa durch einen besondern Zufall in die Hände gekommen wären, daß solche Schriften unmöglich sehr gemein sein konnten. Doch sehr gemein oder nicht sehr gemein: Celsus soll sie gehabt haben, Celsus soll gewußt haben, daß sie die Quellen christlicher Kenntnisse sind. Aber welcher Kenntnisse? Doch wohl nur der historischen und nicht der dogmatischen? Daß sich die Christen wegen der Begegnisse und Thaten ihres Meisters auf die Evangelia beruften, sei dem Celsus immerhin bekannt gewesen. Genung, ihm war unbekannt, daß sie auch wegen der Lehren, die nicht unmittelbar aus seinen Thaten folgen, sich auf die nämlichen Evangelia oder auf irgend eine itzige Schrift des Neuen Testaments zu berufen gewohnt gewesen. Und das ist daher unwidersprechlich, weil er gerade ganz andre Schriften namhaft macht, wenn er den Christen ihre geheimen Lehrsätze vorrückt. Das himmlische Gespräch zum Exempel. Würde Celsus die Christen wohl aus einer solchen gnostischen Armseligkeit haben überweisen wollen, wenn er die eigentlichen Quellen ihres Lehrbegriffs gekannt hätte? Wer unsre symbolischen Bücher kennt, wird der einen Einwurf gegen das Luthertum aus einem Herrenhutischen Katechismus hernehmen?

3) Den Irenäus anbelangend, kann ich mich wegen der Hauptstelle aus ihm auf meine erste Folge der Nötigen Antwort rc. beziehen, von der es mir leid sein sollte, wenn sie Ew. Hochwürden nicht zu Gesichte gekommen wäre. Es ist die nämliche Stelle, die sogar Goezen bekannt war; und wem ist sie's nicht? Aber um so mehr steht zu verwundern, daß Männern entwischt, was jeder Knabe sehen muß, der konstruieren kann. Die Worte des Irenäus sind: „Non enim per alios dispositionem nostrae salutis cognovimus, quam per eos, per quos Evangelium pervenit ad nos, quod quidem tunc praeconaverunt, postea vero per Dei voluntatem in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostrae futurum." Diese Worte sollen sagen, daß die Schriften der Grund und Pfeiler unsers Glaubens geworden? Gewiß nicht! Es müßte sodann schlechterdings futuris anstatt futurum, und da der Syntax fundamentum et columnam futuris zu sein nicht wohl erlauben würde, so müßte die Veränderung sich noch weiter erstrecken und es wenigstens heißen: fundamento et

*) Instit. lib. V. c. 2. p. 581. Edit. Bünem.

columnae futuris — wenn Irenäus nicht lieber eine ganz andre Wendung gewählt hätte, falls er das hätte sagen wollen, was man mit einer Lutherschen Brille so offenbar darin entdecken will. Futurum beziehet sich auf evangelium, und daß dieses sowohl praeconatum als scripturis traditum, der Grund und Pfeiler unsers Glaubens geworden, ist der eigentliche Sinn des Irenäus. Was brauche ich mich bei den übrigen Stellen aus ihm aufzuhalten? Wer behaupten darf, daß Irenäus die Schrift unabhängig von der Tradition gemacht; daß er der Meinung gewesen, sobald die Schriften der Apostel vorhanden waren, sei es gar nicht mehr darauf angekommen, was die Apostel mündlich gelehrt; daß er nicht dafür gehalten, nur der mündliche Vortrag der Apostel, so wie er in der regula fidei zusammengezogen und aufbehalten worden, sei der wahre Grund unsers Glaubens, sei der unentbehrliche Schlüssel zu den Schriften der Apostel: wer, sage ich, das behaupten darf, der hat den Irenäus nie im Zusammenhange gelesen, der kann sich kaum die Mühe genommen haben, auch nur die Oekonomie seiner 5 Bücher contra Haereses mit einem flüchtigen Blicke zu übersehen. Denn wie ist sein Gang in diesen Büchern? Nachdem er die abgeschmackten schändlichen Lehren der Gnostiker an den Tag gebracht und sie vorläufig aus ihrer eigenen Ungereimtheit und mit Vernunftschlüssen bestritten (eversis, qui irreligiosas adinvenerunt sententias, aliquid quidem ex propria unius cujusque illorum doctrina, quam in suis conscriptis reliquerunt, aliquid autem ex ratione, universis ostensionibus procedente), läßt er nicht sein erstes sein, sie manifestato praeconio Ecclesiae zu widerlegen? Und was ist dieses praeconium Ecclesiae anders als die regula fidei oder, wie sie Irenäus lieber nennen wollen, die regula veritatis, der κανων της ἀληθειας, den er allen Widerlegungen aus der Schrift vorausschickt, nach welchem er allein ausdrücklich prüfen zu müssen versichert, ob eine Schriftstelle für oder wider die Ketzer gelten könne? Durchaus erst traditio und dann ostensio ex scripturis. — Wäre es nicht gut, wenn man auch ein wenig auf den Geist des ganzen Buchs sähe, aus dem man einzelne Stellen anführt, und diese nach jenem vorher prüfte, ob sie das auch sagen könnten, was sie nach den ausgehobenen Worten freilich oft wahrscheinlich genung zu sagen scheinen?

Ich will aber diese Erinnerung bloß in Rücksicht auf den Herrn Hauptpastor Goeze gemacht haben. An das sorglose Nachsprechen, welches ich diesem mit so völliger Zuversicht auf den Kopf zusagen darf, ist bei Ew. Hochwürden gar nicht zu denken. Mit Ew. Hochwürden ist es hier gar etwas anders. Sie mußten notwendig diese Stelle des Irenäus hier so beibringen, wie sie die Protestanten gemeiniglich zu nehmen pflegen, wenn man Ihrer Sammlung ähnlicher Stellen nicht einen sehr wesentlichen Mangel vorwerfen sollte. Ich bin weit entfernt, mich in einem Studio, welches ich nur bis zu meiner eigenen Beruhigung getrieben, einem Manne gleich zu

dünken, dessen Stand und Pflicht es mit sich gebracht, den größten Teil seiner Zeit und seines Fleißes darauf zu wenden. Ich bin zufrieden, wenn mir ein solcher Mann nur zugesteht, daß ich nicht in den Tag hinein plaudere und keine feindselige Angriffe auf die christliche Religion thue, welches wir jener Schreier so hämisch schuld gibt.

Ich hoffe, daß mich Ew. Hochwürden sogar von aller Untergrabung der protestantischen Kirche und namentlich der Lutherschen loszählen sollen, wenn ich hinzusetze, daß jene regula veritatis des Irenäus, von der ich behaupte, daß sie das nicht aus der Schrift gezogene, sondern der Schrift als Grundfeste unterzogene Glaubensbekenntnis sei, mir nun auch einzig und allein das ist, was er unter apostolischer Tradition versteht. Die katholischen Schriftsteller, die mehr darunter begreifen wollen, können aus ihm wenigstens keinen Beweis führen; und hieraus allein können schon Ew. Hochwürden abnehmen, wie weit ich noch von allem Papsttum entfernt bin, und wie wenig ich bloß den alten Streit über Tradition und Schrift zu erneuern gedenke. Nur kann ich unmöglich vorsätzlich taub sein, wenn mir das ganze Altertum einmütig zuruft, daß unsre Reformatores unter dem ihnen so verhaßten Namen Tradition viel zu viel weggeworfen haben. Sie hätten schlechterdings wenigstens dem, was Irenäus darunter versteht, das nämliche göttliche Ansehen lassen müssen, was sie so ausschließungsweise der Schrift beizulegen für gut fanden.

Wenigstens bin ich gewiß versichert, wenn Ew. Hochwürden diesen echten ältesten Sinn des Worts Tradition bei dem Irenäus erkannt hätten, daß Sie eine Stelle desselben minder anstößig würden übersetzt haben. Nach Ihnen soll Irenäus unter andern auch sagen: „Wenn die Apostel keine Schriften hinterlassen hätten, denn müßte man dem mündlichen Unterricht folgen, welchen sie denjenigen erteilt, die sie zu Vorstehern der Kirche verordnet.“ — Nur alsdenn? Es thut mir leid, daß, wenn ein strenger Katholik dieses für parteiische Entkräftung, wo nicht gar für eigentliche Verfälschung erklärte, ich eigentlich nicht wüßte, was ich darauf antworten sollte. Nur alsdenn? Also, da nun aber die Apostel Schriften hinterlassen, ist es gar nicht mehr nötig, sich um Tradition zu bekümmern? Und das wäre die wahre Meinung des Irenäus? Nimmermehr, und Ew. Hochwürden hätten ihm schlechterdings seine Frage hier lassen müssen: „Quid autem, si neque Apostoli quidem scripturas reliquissent, nonne oportebat ordinem sequi Traditionis?“ Denn nur aus der Frage erhellet, daß Irenäus den Nutzen der Tradition, den man in dem angenommenen Falle doch wohl für ganz unwidersprechlich erkennen müßte, auch außer diesem Falle erkennt. Bleibt hingegen die Frage weg, so scheint dieses so nicht, welches im Zusammenhange mit dem, was vorhergeht, noch merklicher auffällt. Denn, kurz, aus dem Vorhergehenden ist klar, daß Irenäus schlechterdings von keiner Trennung der Tradition und Schrift weiß, sondern ihm vielmehr Schrift

so gut als keine Schrift ist, wenn sie nicht nach der Tradition verstanden wird. Und was ist darin auch Anstößiges für einen Lutheraner, sobald wir wissen, daß er unter Tradition nichts anders versteht als das Glaubensbekenntnis, von welchem wir ja selbst drei verschiedene Formeln unsern symbolischen Büchern vorgesetzt haben?

Auch schiebe ich wahrlich dem Irenäus keinen bessern Sinn unter, als er hat. Denn eben das, was er regulam veritatis nennt, nennt er an andern Stellen veritatis traditionem oder veterem traditionem, mit unmittelbarer Beifügung des Glaubensbekenntnisses selbst, welches alle falsche Deutung unmöglich macht. Und wie hätte auch das Glaubensbekenntnis in der ersten Kirche überhaupt anders heißen können als Tradition, da es gar nicht aufgeschrieben werden durfte, sondern von den Kompetenten bloß auswendig gelernt, bloß aus öfterm mündlichen Vorsagen auswendig gelernt werden mußte? So ward es noch zu den Zeiten des Augustinus in der Kirche damit gehalten; und was könnte uns verleiten, zu argwohnen, daß es jemals anders damit gehalten worden? Die Reden, die Augustinus bei Ablegung des Glaubensbekenntnisses zu mehrmalen gehalten, heißen alle Sermones in traditione symboli, und in einer derselben*) sind die Worte so ausdrücklich als möglich. „Nec ut eadem verba symboli teneatis,“ sagt er zu den Täuflingen, „ullo modo debetis scribere, sed audiendo perdiscere; nec cum didiceritis, scribere, sed memoria semper tenere atque recolere,“ so wie bald darauf: „audiendo symbolum discitur, nec in tabulis vel in aliqua materia, sed in corde scribitur.“ Und Irenäus, der die nämlichen Worte braucht, sollte nicht die nämliche Sache meinen, wenn er von den gläubigen barbarischen Völkern, welche die Schriften der Apostel nicht lesen können, sagt, daß sie „sine charta et atramento scriptam habent per spiritum in cordibus suis salutem?“ Er sollte etwas anders damit meinen als das auswendig gelernte Glaubensbekenntnis, welches der heilige Geist in ihrem Herzen mit seiner Kraft begleite und als hinlänglich zu ihrer Seligkeit versiegle?

4) Aus dem Clemens Alexandrinus sind es nicht weniger als fünf Stellen, welche die Bibel als die Quelle der christlichen Religion zeigen sollen. Da ich mich, wie begreiflich, nicht eher darüber zu erklären anfange, als bis ich alle fünfe in Erwägung gezogen, so kann ich mich kaum enthalten, mich in voraus zu beklagen, welch sonderbares Unglück entweder ich oder Ew. Hochwürden mit diesem Clemens haben. Denn wenigstens drei von diesen fünf Stellen finde ich in meinen Kollektaneen als solche angemerkt, die meine Meinung von dem Gebrauche, den die damaligen Christen von der heiligen Schrift zu machen pflegten, am kräftigsten bestärken. Sollten die Stellen selbst eines so zweideutigen Lichts fähig sein? Wir wollen sehen.

---

*) Sermone CCXII., T. V. Edit. Bened. p. 653.

a) Wegen der Stelle aus dem **Pädagogen** sind mir Ew. Hochwürden bereits selbst mit der Antwort zuvorgekommen. Der Pädagog zeigt, „wie die Kinder aus der heiligen Schrift des Alten und Neuen Testaments **in der Moral** zu unterrichten.“ Daß dieses sehr wohl geschehen könne, besonders wenn der Pädagog den Kindern die Bibel nicht selbst in die Hände gibt, sondern ihnen das bloß stellenweise beibringt, was ihren Einsichten und Umständen angemessen ist, wer wird das in Zweifel ziehen? Aber Moral ist nicht diese und jene Religion, ist die Grundlage aller Religionen, und Clemens, durch häufige Anführungen aus heidnischen Schriftstellern, welche die nämliche Vorschriften enthalten, gestehet genugsam ein, daß, moralisch gut zu leben, es eben keiner Offenbarung bedurft hätte. Und wenn auch schon der christliche Pädagog bei bloßer Moral der Vernunft nicht stehen bleibt, sondern auch eine höhere christliche Moral lehrt, so ist doch auch selbst die christliche Moral nicht die christliche Religion. Von dieser will ich wissen, wo der Pädagog die ersten Grundlehren aus der Bibel beibringt. Nirgends, nirgends! Tugendlehren, Sittensprüche, nicht dicta probantia der eigentlichen Glaubensartikel zog er für seine Jugend aus der Bibel und war sonach das völlige Widerspiel von unsern Lutherschen Schulmeistern. Denn was diese **fast nur** thun, that er gar nicht, weil er wußte, daß er damit entweder zu früh oder zu spät komme. Zu früh, wenn seine Untergebenen noch nicht getauft waren, zu spät, wenn sie es bereits waren. In jenem Falle sollten sie noch nichts von den eigentlichen Glaubenslehren des Christentums wissen, in diesem hatten sie nichts mehr davon zu lernen. Die Taufe, die Taufe war der entscheidende Augenblick, in welchem die Kompetenten alles erfuhren. Was sie da erfuhren, war der vollständige christliche Glaube, die eigentliche christliche Religion, in sofern in jeder geoffenbarten Religion das allein das Wesen derselben ausmacht, was mit der Vernunft nicht zu erreichen steht, weil es entweder über die Vernunft oder bloß positiv, bloß willkürlich ist. Ich bitte hierüber das sechste Kapitel im ersten Buche des Pädagogen nachzulesen. Denn ich selbst möchte mich nicht gern aus der Nachbarschaft der vorigen Stelle bringen lassen, in welcher eine andre Stelle vorkommt, aus welcher ich mit zuerst meine Thesin abstrahiert habe. Wenn denn nun aber, läßt sich Clemens oder der Pädagog gleichsam fragen *), für Kinder und für den gemeinen Christen, der immer Kind bleiben soll, aus der Bibel weiter nichts zu nehmen als moralische Lehren und Sprüche, durch welche das Laster gleichsam mit der Wurzel ausgerissen wird; die Bibel gleichwohl noch so viel andre Dinge enthält und doch die **ganze** Bibel von dem heiligen Geiste eingegeben ist: für wen ist denn alle das übrige? Hierauf antwortet Clemens: für προςωπα ἐκλεκτα, für auserlesene Personen. Und wer sind ihm diese auserlesene Per-

---

*) Libro III. cap. 12. p. 309. Edit. Potterie.

sonen? Teils die Personen geistlichen Standes: Bischöfe, Presbyteri, Diaconi, Witwen, teils seine Gnostiker, das ist, diejenigen Christen, welche Zeit und Kräfte haben, in diejenigen Tiefen des Glaubens zu dringen, welche der heilige Geist bloß durch Aenigmata und Parabeln in der Schrift anzudeuten für gut befunden hat. Das, das liegt offenbar in folgender Stelle, die unmittelbar auf eine kurze Zusammenfassung aller vernunftmäßigen Tugendlehren folgt, die in den Schriften der Apostel enthalten sind „Ὀλιγα ταυτα ἐκ πολλων, δειγματος χαριν, ἀπ᾽ αὐτων διεξελθων των θειων γραφων ὁ Παιδαγωγος, τοις αὐτου παρατιθεται παισιν, δι᾽ ὡν, ὡς ἐπος εἰπειν, ἀρδην ἐκκοπτεται κακια, και περιγραφεται ἀδικια. Μυριαι δε ὁσαι ὑποθηκαι, εἰς προσωπα ἐκλεκτα διατεινουσαι, ἐγγεγραφαται ταις βιβλοις ταις ἁγιαις· αἱ μεν, πρεσβυτεροις· αἱ δε, ἐπισκοποις· αἱ δε διακονοις· ἀλλαι χηραις· περι ὡν ἀλλος ἀν εἰη λεγειν καιρος· πολλα δε και δι᾽ αἰνιγματων· πολλα δε και δια παραβολων τοις ἐντυγχανουσιν ἐξεστιν ὠφελεισθαι.“ Ich darf nicht vermuten, daß mir Ew. Hochwürden hier einwerfen könnten, daß Clemens unter den auserlesenen Personen auch der Witwen gedenke. Denn Ew. Hochwürden wissen zu wohl, daß unter dieser Benennung die Diaconissä verstanden worden, die zu den Zeiten des Clemens noch einzig und allein aus dem Stande der Witwen genommen wurden. Wohl aber werde ich zu einer andern Zeit auf diese Bemerkung zurückkommen, wenn ich zeigen werde, daß alle die Bibelleserinnen, die in der kritischen Untersuchung eine so ansehnliche Rolle spielen, zu den Laien, unter die sie daselbst gesetzt worden, nicht gehören, sondern vermutlich insgesamt Diaconissä gewesen.

b) Jetzt will ich nur zu der zweiten Stelle des Clemens, die zu der Klasse derjenigen Stellen gehört, die ich für diesesmal durchlaufen zu müssen um Erlaubnis gebeten habe. Das Quid pro quo, das Ew. Hochwürden mit dieser widerfahren, kann ich mir nur auf eine einzige Art erklären. Dadurch nämlich, daß Sie diese Stelle nicht selbst nachgesehen, sondern nur bei einem von denjenigen Männern gefunden haben, die Sie S. 20 und 21 so sehr empfehlen. Aber nur erst das Quid pro quo selbst und sodann noch ein Wort von dem Gebrauche dieser Männer. Die Stelle ist aus dem Anfange des ersten Buchs der S t r o m a t u m, wo Clemens überhaupt von der Schriftstellerei handelt. Nach verschiedenen allgemeinen Betrachtungen, ob man überhaupt schreiben müsse, wer schreiben müsse, aus was für Ursachen man schreiben müsse — deren einige verloren gegangen — kömmt es endlich darauf hinaus, daß Schriften doch immer einen doppelten unstreitigen Nutzen haben: einen für den Schriftsteller und den andern für den Leser. Der Schriftsteller, so wenig er sich auch bemüht, künstlich und zierlich zu schreiben, hat doch immer den Nutzen, daß das Aufschreiben seinem Gedächtnis zu statten kömmt und ein untrügliches φαρμακον ληθης ist. Dem Leser hingegen sind Schriften um so viel vorteilhafter, je unwissender er selbst ist. Selbst einer, der in seiner Erziehung

und in seinem ersten Unterrichte ganz versäumt worden, „ὁταν ἀπημβλυται κακῃ τροφῃ τε και διδασκαλιᾳ το της ψυχης ὀμμα“, braucht, wenn er diese Versäumnis wieder einbringen will, nur zu demjenigen Lichte seine Zuflucht zu nehmen, das einem jeden bei der Hand ist, einem jeden gleichsam eigentümlich zugehört, „προς το οἰκειον φως βαδιζετω“, braucht nur denjenigen Wahrheitslehrer aufzusuchen, der schriftlich ihm auch das Ungeschriebene erklärt, „ἐπι την ἀληθειαν, την ἐγγραφως τα ἀγραφα δηλουσαν“, das ist, braucht nur zu lesen. Dieses Lob der Lektüre insgemein ist eine so feine und richtige Bemerkung, als nicht Viele von einem Kirchenvater zu erwarten geneigt sein möchten. Aber, bei Gott, so ist es! Wer aus den Büchern nichts mehr lernt, als was in den Büchern steht, der hat die Bücher nicht halb genutzt. Wen die Bücher nicht fähig machen, daß er auch das verstehen und beurteilen lernt, was sie nicht enthalten; wessen Verstand die Bücher nicht überhaupt schärfen und aufklären: der wäre schwerlich viel schlimmer dran, wenn er auch gar keine Bücher gelesen hätte. „Die Schrift,“ fährt Clemens bald darauf fort, „entzündet jeden Funken der Seele und gewöhnt das innere Auge zur Beschauung. Vielleicht daß sie wie ein pfropfender Landmann auch etwas hineinlegt, aber ganz gewiß erweckt sie doch das, was darinnen ist.“ Daß Clemens hier auf die Platonische Entwickelung zielt, brauche ich nicht zu erinnern. Aber wenn denn nun auch dieses allgemeine Lob des Bücherlesens die heiligen Bücher notwendig mit treffen muß, was für Ursachen haben Ew. Hochwürden gehabt, uns die Stelle so zu übersetzen, als ob sie von diesen nur allein handle? Heißt denn γραφη immer nur die heilige Schrift? Oder soll das etwas entscheiden, daß Potter das Wort mit einem großen Anfangsbuchstaben drucken lassen? Und nun vollends ἐγγραφως und ἀγραφα nicht für „geschrieben“ und „ungeschrieben“ überhaupt, sondern in dem besondern Sinne, in welchem beides erst um das Nicäische Concilium gebräuchlich ward! Doch weg mit allen den Wortkritteleien! Die Verfälschung, in welcher uns gleich darauf eine Thatsache gezeigt wird, verdient eine schärfere Rügung. — Clemens will nun auch anzeigen, was er denn eigentlich in seinem vorhabenden Werke aufzeichnen wolle. Und da gedenkt er denn verschiedener apostolischer Männer, die er in seiner Jugend zu hören gewürdiget worden, deren Reden er gern niederschreiben möchte, damit sie ihm in seinem Alter nicht einmal entfielen. Von einem insbesondere sagt er, daß er wie eine Biene in Sizilien auf der prophetischen und apostolischen Flur Blumen gebrochen, und von allen insgesamt sagt er, daß sie die wahren Ueberlieferungen der seligen Lehre unmittelbar vom Petrus, Jacobus, Johannes und Paulus erhalten gehabt und durch Gottes Gnade bis auf seine Zeit leben müssen, damit auch er jenes uralten apostolischen Samens durch sie teilhaftig werden können. Es ist merkwürdig, daß das, was Clemens von jenem Einzelen sagt, Eusebius in seiner Anführung der ganzen Stelle völlig wegzulassen für gut

befunden. Ein alter unverdächtiger Lehrer, der auf der prophetischen und apostolischen Flur nur Blumen gebrochen, ist freilich kein Mann, der uns einen hohen Begriff von der homogenen Göttlichkeit der heiligen Schrift machen kann. Doch hätte nun wohl eben Eusebius kein spitzes Maul machen dürfen, der uns an einer andern Stelle so etwas auf eine noch anstößigere Art schon vom Papias erzählt hat. Wenn man auch nur die Worte ein klein wenig anders schraubt, was wäre denn darin, was nicht vollkommen Lutherisch klänge? Ew. Hochwürden übersetzen ja ganz ohne Anstoß, wie folget: „Wer die Blumen auf den prophetischen und apostolischen Wiesen benutzt, gleich einer Biene in Sizilien, der pflanzet einen vortrefflichen Vorrat von Erkenntnis in die Seelen derer, welche ihn hören. Solche Lehrer bleiben bei der wahren Ueberlieferung der seligen Lehre, welche sie von Petro, Jacobo, Johanne und Paulo, diesen heiligen Aposteln, empfangen und vom Vater auf den Sohn bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt." Ich habe mir alle Wortkritiken bereits untersagt. Aber die Uebersetzung eines Dritten dagegen halten, das darf ich doch wohl? Dieser Dritte ist Herr Stroth, von welchem wir ohnlängst eine sehr treue und unbefangene Uebersetzung der Kirchengeschichte des Eusebius erhalten haben. Da lautet es in dem 11ten Kapitel des 5ten Buches, wo Eusebius die Stelle des Clemens einschaltet, nun so: „Diese Männer, die die wahre Ueberlieferung der seligen Lehre erhalten haben (wiewohl sonst wenig Kinder ihren Vätern ähnlich sind), hat uns Gott erleben lassen, daß sie jenen altväterlichen apostolischen Samen auf uns brächten." Sehr gut und genau! Das heiß' ich doch übersetzen! Bloß für die Kleinigkeit: hat uns Gott erleben lassen, möchte ich lieber gesetzt wünschen: „hat Gott bis auf uns leben lassen", weil „erleben" einen Nebenbegriff der Zukunft mit sich führet, welcher die Zeitordnung, wenn sie nicht sonst bekannt wäre, ungewiß machen könnte. Aber nun? Getrauen sich Ew. Hochwürden wohl, auch dieser Strothischen Uebersetzung die nämliche Anmerkung gleich an die Seite zu stellen, die Sie Ihrer Uebersetzung beizufügen kein Bedenken getragen? Die Versicherung meine ich, „daß die Namen der vier Apostel sich offenbar auf ihre Schriften und nicht auf ihren mündlichen Unterricht beziehen." Getrauen sich Ew. Hochwürden das wirklich? Und so entscheidend? mit einem solchen Offenbar? Wenn es wahr ist, daß unter andern hier auch die Epistel Jacobi zu verstehen, so haben der Ritter Michaelis und D. Leß sehr Unrecht, daß sie diese Stelle nicht als ein offenbares Zeugnis für die Authentie derselben angenommen haben, und Ew. Hochwürden würden wohlgethan haben, diesen Männern eine dergleichen Entdeckung unter den Fuß zu geben. Doch ich bin gewiß versichert, daß weder der eine noch der andere, was Ihnen so offenbar scheinet, auch nur wahrscheinlich, auch nur möglich würden gefunden haben. Und noch mehr Schade, daß nicht schon Luther aus dieser Stelle des Clemens gewußt, daß ein Jaco-

bus wenigstens sich zuverlässig unter den apostolischen Schriftstellern befunden! Er würde uns das Aergernis mit der strohernen Epistel erspart haben. — Im Ernst und ohne alle Spötterei: Zweierlei ist vielmehr aus der Stelle des Clemens offenbar. Einmal, daß Clemens mündliche geheime Nachrichten meint, die durch seine Lehrer von gedachten Aposteln auf ihn gekommen. Denn was hatte er nötig, die Schriften der Apostel von ihnen zu erhalten? Oder würden Ew. Hochwürden, um dieses mit einigem Anschein vorgeben zu können, nicht wirklich Ihre eigene Ernte niedertreten müssen? Und zweitens, daß Clemens seine Lehrer, den Pantänus, den Bardesanes, den Tatianus, oder wie sie sonst geheißen, für nicht geringer gehalten als die benannten Apostel selbst, welches aus der Anspielung auf den Vers des Homers folgt: „wiewohl sonst wenig Kinder ihren Vätern ähnlich sind," in welchem Herr Stroth ὁμοιοι auch wohl ein wenig nachdrücklicher hätte übersetzen können; denn Kinder, die ihren Vätern bloß ähnlich sind, gibt es doch genung? —

Und sonach darf ich meine Vermutung gar wohl wiederholen, daß Ew. Hochwürden ohne Zweifel diese Stelle des Clemens selbst nachzusehen für überflüssig gehalten, weil Sie dieselbe beim Chamier oder Suicer oder, Gott weiß, bei wem sonst dergestalt angeführt gefunden, auf welchen allein alle das Harte zurückfällt, was ich von einer so groben Mißdeutung zu sagen gezwungen worden. Ich müßte den Hrn. D. Walch in seinen übrigen Schriften zu sehr verkannt haben, wenn ich ihn selbst für fähig halten könnte, uns vorsätzlich einen solchen Staub in die Augen streuen zu wollen. Er glaubte als ein redlicher Mann, daß das, was solche Männer untersucht hätten, ein- für allemal untersucht sei. Aber lieber nicht so, und besonders möchte ich mir meine Landsleute und Glaubensgenossen, die Gerharde, die Kortholte und die Zorne verbitten. Diese guten Leute waren viel zu herzliche Lutheraner, als daß sie nicht ihren Lehrbegriff nur allzu oft auch da gesehen haben sollten, wo das pure platte Gegenteil davon befindlich ist. Wahrlich bedürfen vornehmlich ihre Anführungen einer sehr starken Revision, und wie anders? Die gelehrten Katholiken hatten das Entscheidendste darin schon beschlagen und befanden sich in ihrer Heimat.

c) Ich will bei den übrigen Stellen des Clemens kürzer zu sein suchen. Die dritte Stelle ist eine Auslegung, die Clemens von einer Dichtung des Hermas macht. Aber so, wie das ganze Buch des Hermas meiner Hypothese von Entstehung des Neuen Testaments und von dem Gebrauche, den die ersten Christen davon machen zu müssen sich verbunden hielten, ganz besonders günstig ist, so ist es diese Clementinische Auslegung nicht minder, so gezwungen sie auch an und für sich selber ist. Ich verstehe nur die Worte ein wenig anders, als Ew. Hochwürden sie zu übersetzen für gut befunden. Wenn nämlich die Bibel, „κατα την ψιλην αναγνωσιν" genommen, allen Menschen verständlich sein soll, so verstehe ich die darauf

folgende Worte: „και ταυτην εἶναι την πιστιν στοιχειων ταξιν ἐχουσαν", nur so, daß πιστις hier nicht der Glaube, die Disposition unsrer Seele, sondern das Glaubensbekenntnis bedeute. Auch ist es weit schicklicher, dieses mit den ersten Elementen der Schrift, mit den Buchstaben zu vergleichen als jenen. Das Glaubensbekenntnis allein macht die Bibel allen Menschen verständlich, und das ist gerade das, was ich will. Aber dieses Glaubensbekenntnis muß nicht aus dem Neuen Testament gezogen sein, sondern es muß früher als das Neue Testament und in seiner völligen Unabhängigkeit vom Neuen Testamente wenigstens eben so glaubwürdig als das Neue Testament sein. — Wenn das Buch des Hermas hiernächst, von welchem Eusebius sagt, daß es zum ersten Unterrichte in der Religion gebraucht worden, überhaupt der heiligen Schriften mit keiner Silbe gedenkt, worüber sich Hr. Leß selbst so sehr verwundert, was folgt daraus? Entweder waren die Schriften des Neuen Testaments damals noch nicht beisammen, oder sie standen in dem Ansehen noch nicht, in welchem sie itzt stehen, und wurden zu dem Unterrichte in der christlichen Religion für entbehrlich gehalten — oder beides.

d) Bei der vierten Stelle des Clemens wünschte ich sehr, daß Ew. Hochwürden wenige Zeilen weiter damit zurückgegangen wären. Clemens will von der Schwierigkeit reden, welche mit den gnostischen Auslegungen der Schrift verbunden ist. Bei hohen Unternehmungen, sagt er, steht immer ein hoher Fall zu besorgen, vor welchem man sich hier nicht anders sichern kann, als wenn wir uns genau an die Regel der Wahrheit halten, die wir von der Wahrheit selbst überkommen haben. „Σφαλλεσθαι γαρ αναγκη μεγιστα τους μεγιστοις ἐγχειρουντας πραγμασιν, ἡν μη τον κανονα της ἀληθειας παρ' αὐτης λαβοντες ἐχωσι της ἀληθειας." Nun wissen wir aber, wenn wir es auch aus ihm selbst nicht wüßten, aus dem Irenäus, was diese Regel der Wahrheit, dieser κανων της ἀληθειας ist. Es ist das Glaubensbekenntnis, die πιστις der vorigen Stelle, wodurch das Verständliche der Schrift auch dem gemeinsten Manne verständlich wird und das Unverständliche auch dem kühnsten Forscher nicht länger unverständlich bleibt. Ich brauche Ew. Hochwürden nicht zu sagen, wie Clemens diesen κανονα της ἀληθειας von dem κανονι ἐκκλησιαστικῳ unterscheidet, die er beide unter dem gemeinen Namen der παραδοσεως ἐκκλησιαστικης zusammenfaßt. Aber ich darf versichern, daß man, ohne diesen Unterschied genau in Gedanken zu behalten, im Clemens gar nicht fortkömmt und da bloß ein gnostisches Geschwätz findet, wo er doch sehr bestimmte Begriffe zum Grunde legt. Er geht freilich von der Göttlichkeit der heiligen Schrift aus; — und habe ich denn die schon geleugnet? Ich bezeige ja bloß mein Mißfallen, daß man ihn auf seinem Wege so bald verläßt und von dem Werte der Hilfsmittel, die heilige Schrift zu verstehen, so verschieden mit ihm denkt, als welche die Protestanten in die Schrift selbst zu legen für gut finden, anstatt daß Clemens mit dem gesamten christlichen Altertume sie

außer der Schrift annimmt. Es ist wahr, Clemens sagt allerdings: „Menschen, die nur schlechthin (ἁπλως, d. i. ohne Beweis) ihre Lehren vortragen, lasset uns keinen Glauben schenken! Sie können auf eben diese Art auch Irrtümer lehren.“ Aber wie? „Ohne Beweis reden“, soll ihm so viel sein, als „ohne Beweis aus der Schrift reden?“ Ihm ist „ohne Beweis reden“ gerade das Gegenteil; ihm ist „ohne Beweis reden“ „mit nichts als mit Stellen aus der Schrift beweisen wollen“; denn dieses Beweises rühmen sich ja auch alle Ketzer. Clemens soll fortfahren: „Wenn es nun nicht hinreichet, seine Meinung schlechthin zu sagen, sondern man auch das, was man sagt, beweisen muß, *so erwarten wir keine menschliche Zeugnisse*, sondern wir erweisen durch das Wort des Herrn das, was bewiesen werden soll. Diese Stimme des Herrn übertrifft alle Beweise (ἀποδειξεις) an Sicherheit, ja, recht zu sagen, ist sie allein ein Beweis. *Durch diese Ueberzeugung sind diejenigen, welche die heilige Schrift gekostet haben, gläubig.*“ Fährt Clemens wirklich so fort, wo bleibt Tertullian: „Fides salvum facit, non exercitatio scripturarum?“ Aber er fährt auch so nicht fort, und man mißbraucht auf eine unverantwortliche Weise einige seiner Worte, um ihn nichts weniger als seine Gedanken sagen zu lassen. Ihm sind die menschlichen Zeugnisse eben die Zeugnisse der Propheten und Apostel, so lange sie unabhängig von der Regel der Wahrheit genommen werden; und die Stimme des Herrn, die allein gilt, die allein keine weitere Demonstration zuläßt, ist diese Regel der Wahrheit, die wir von der Wahrheit selbst empfangen haben, ist mit *einem* Worte das Glaubensbekenntnis. Dieses, dieses ist die Wissenschaft, „καθ' ἡν οἱ μεν ἀπογευσαμενοι μονον των γραφων, πιστοι“, durch welche auch die gläubig sind, welche die Schriften auch nur gekostet haben. Auch nur gekostet! „ἀπογευσαμενοι μονον“. Ei, sagen mir doch Ew. Hochwürden, warum Sie dieses μονον nicht mit übersetzt haben? Sie empfanden ohne Zweifel, daß es sehr abgeschmackt sein würde, den Clemens sagen zu lassen: „Die Stimme des Herrn“, wenn „Stimme des Herrn“ notwendig das geschriebene Wort Gottes bedeuten müsse, „mache auch diejenigen gläubig, welche die heiligen Schriften nur eben gekostet hätten?“ Aber warum wollen Sie hieraus nicht lieber schließen, daß jene Ueberzeugung aus dem Worte des Herrn die Ueberzeugung aus der Schrift nicht sein könne? Warum wollen Sie Ihren Autor lieber verstümmeln? Ich kann nicht anders glauben, als daß Ew. Hochwürden auch hier bloß mit den Augen eines Kompilators gesehen haben, der in seiner Anführung das μονον wohl ganz weggelassen hatte. — Ich muß über den Clemens nur wegzukommen suchen. Es möchte mir länger unmöglich sein, über Männer nicht heftig und bitter zu werden, die uns solche Steine für Brot in die Hände stecken wollen.

e) Auf die fünfte Stelle des Clemens endlich brauche ich nichts zu erwidern als dieses, daß Clemens daselbst von den Gnostikern

insbesondere, nicht aber von den Christen überhaupt spricht. Der Gnostiker allerdings muß Schrift aus Schrift erklären und beweisen. Aber die Christen überhaupt haben das nicht nötig, weil der Gnostiker selbst, so weit er sich über sie verstiegen hat, doch wieder zu ihnen herab muß und, wenn er die Schrift aus Schrift noch so apodiktisch erwiesen hat, doch nur auch durch das Glaubensbenntnis apodiktisch überführen kann. Das ist der wahre Sinn folgender Stelle des Clemens, die, wenn sie diesen Sinn nicht hätte, gar keinen haben würde: „Οὑτως και ἡμεις,“ auch wir, wir Gnostiker, „ἀπ᾽ αὐτων περι αὐτων των γραφων τελειως ἀποδεικνυντες ἐκ πιστεως πειθομεθα ἀποδεικτικως.“

5) Ich bin wirklich sehr erfreut, über den Clemens hinweg zu sein. Ich kenne keinen salebrosern Skribenten, der mehr Schlupfwinkel für Zänker gewährt, als ihn. Besonders sind seine Stromata ein so buntscheckiges, desultorisches Werk, daß man selten eine Seite lang gewiß bleibt, mit ihm auf einer Bahn zu wandeln. Ich will damit nicht sagen, daß er in streitigen Untersuchungen darum ganz unbrauchbar sei; ich will nur sagen, daß er eine ganz besondre Aufmerksamkeit erfordert und von zwanzig Lesern, die ihn in die Hände nehmen, achtzehn ganz gewiß bloß den schönen Brocken nachjagen, die er aus der weltlichen Gelehrsamkeit so reichlich einstreuet, wenn von den übrigen zwei der eine auch nur bloß bei den schönen theologischen Steinchen verweilt, die sich in einen Lehrbegriff so gut wie in den andern passen. Wir kommen von ihm auf einen Lateiner, der in Ansehung des Stils und der Worte vielleicht noch salebroser ist, aber doch in Ansehung der Ordnung und Deutlichkeit des gesamten Vortrags ihn bei weiten übertrifft: auf den Tertullian.

Von diesem nun muß ich Ew. Hochwürden im voraus bekennen, daß er es ist, von welchem ich zuerst eine richtigere Vorstellung von der wahren Quelle unsers Glaubens erlangt zu haben glaube; daß er es ist, welcher mir das Pochen auf die bloße Schrift zuerst verdächtig gemacht hat; daß er es ist, welcher mich zuerst überzeugt, wie natürlich es sei, wenn sich die Apostel vor allen Dingen unter einander über ein gewisses Formular verglichen, um nicht allein selbst Einerlei zu glauben, sondern auch Einerlei zu lehren, welches Formular schlechterdings auch noch jetzt mehr gelten müsse als die nachherigen Schriften der Apostel, die nur gelegentliche Erläuterungen über diesen und jenen Punkt desselben sein könnten, indem nicht eine einzige erst Christen machen sollen, sondern alle an schon gläubige Christen geschrieben worden.

Doch es ist hier noch nicht der Ort, wo ich zeigen muß, was alles für mein System aus dem einzigen Tertullian zu beweisen stehet. Jetzt soll ich nur auf ein paar Stellen antworten, die mir Ew. Hochwürden aus ihm entgegensetzen, als deutliche Beweise, daß auch er die Schrift für die einige Erkenntnisquelle der christlichen Religionslehren erkannt habe.

Die erste derselben ist aus der Schutzschrift genommen und lautet nach Ew. Hochwürden Uebersetzung, wie folget: „Wie könnet

ihr Heiden euch doch einbilden, daß wir Christen uns um das Wohl der Kaiser nicht bekümmern? Leset nur selbst die Befehle Gottes, die Quellen unserer Erkenntnis, die wir gewiß selbst nicht unterdrücken und die so viele besondre Pflichten gegen Nichtchristen vorschreiben!" Und das wäre eine Uebersetzung von den Worten des Tertullian, die ich aus der nämlichen Ausgabe, die Ew. Hochwürden gebraucht, hersetze: „Qui ergo putaveris, nihil nos de salute Caesarum curare, inspice Dei voces, literas nostras, quas neque ipsi supprimimus et plerique casus ad extraneos transferunt?“ Wo steht denn da eine Silbe von Erkenntnisquellen? Sie haben doch nicht literas nostras durch Erkenntnisquellen geben zu müssen geglaubt, in der Meinung, das literae nostrae auch wohl so viel als primae literae fidei nostrae heißen könne? Ja, wenn man so übersetzen darf, so läßt sich freilich alles in allem finden! Eben so unrichtig und ohne allen Grund hineingetragen ist das letzte: „die so viel besondere Pflichten gegen Nichtchristen vorschreiben". Casus — Pflichten! transferunt — vorschreiben! Wem ist so was schon vorgekommen? Tertullian will sagen, daß die Schriften der Christen, auf die er sich hier beruft, von ihnen ja nicht unterdrückt würden, sondern durch diesen und jenen Zufall in die Hände der Heiden kämen. Es ist eben das, was oben Lactanz vom Hierokles vermutet, und ich kann mich nicht enthalten, den ähnlichen Fingerzeig dabei zu thun. Wenn es wahr ist, wie Tertullian hier saget, daß die ersten Christen ihre heilige Schriften nur eben nicht unterdrückt haben und bloß zulassen müssen, daß sie zufälligerweise vielen Nichtchristen in die Hände gekommen: so kann man doch auch wahrlich nicht sagen, daß sie dieselben auszubreiten und bekannter zu machen freiwillig bemüht gewesen; so kann man doch auch wahrlich nicht leugnen, daß sie eine Art von Vorsicht damit gebraucht und eben das Geheimnis daraus gemacht haben, was ungefähr die Freimäurer aus ihren Konstitutionsbüchern oder die preußischen Offiziere aus ihren Reglements machen, die sie beide auch eben nicht unterdrücken, sondern vielmehr in die weite Welt zu kommen nicht verhindern können.

Die zweite Stelle des Tertullian, die aus eben der Schrift genommen ist, würde mir eben so leichtes Spiel machen, wenn ich im geringsten auf die Hinterfüße treten wollte. „Cogimur ad litterarum divinarum commemorationem, si quid praesentium temporum qualitas aut praemonere cogit aut recognoscere.“ Ich dürfte nämlich nur fragen, wie Ew. Hochwürden beweisen wollten, daß unter den litteris divinis auch das gesamte Neue Testament begriffen gewesen. Weil wir es jetzt unter jener allgemeinen Benennung mit begreifen würden? Divina litteratura heißt dem Tertullian in eben derselben Schutzschrift*) offenbar nur das Alte

*) Cap. 47. p. 396.

Testament, von welchem er behauptet, daß es die Schatzkammer aller fremden Weisheit gewesen, und gegen welches seinem Ausdrucke nach eine gewisse novitiola paratura sehr absticht, unter welcher er das Neue Testament verstehen soll. Doch in die Verlegenheit, sich auf solche Dinge einzulassen, brauche ich niemand zu setzen, der ich es mit beiden Händen zugebe, daß die gesamten Schriften der Evangelisten und Apostel nicht allein damals vorhanden, sondern auch bei den Christen im Gebrauche gewesen. Ich frage ja nur, in welchem Gebrauche. Ich frage ja nur, ob sie ihre Glaubenslehren daraus hergeholt, ob sie ihre Glaubenslehren ohne sie nicht gehabt haben würden. Hierauf antwortet diese Stelle des Tertullians so wenig mit einiger Bejahung, daß sie vielmehr einen ganz andern Gebrauch, einen bloß zufälligen Gebrauch nach Maßgebung gewisser Zeitumstände offenbar anzudeuten scheint. Die Christen schlugen ihre heiligen Schriften nach, so wie die Römer ihre geheimen archivalischen Nachrichten oder die sibyllinischen Bücher, nicht ihre Gesetze daraus zu lernen, sondern daraus zu sehen, wie es bei gewissen Vorfällen ehedem gehalten worden, oder was ihnen bei gewissen ominösen Ereignungen bevorstehe. Vollends machen die nächstfolgenden Worte des Tertullian: „Certe fidem sanctis vocibus pascimus, spem erigimus, fiduciam figimus, disciplinam praeceptorum nihilominus in compulsationibus densamus“, es klar, daß bloß von einem disziplinarischen und von keinem dogmatischen Gebrauche des Neuen Testaments hier die Rede sein könne. Fidem sanctis vocibus pascimus kann gar wohl auch nur heißen: „zur Stärkung unsers Glaubens singen wir geistliche Lieder“. Denn daß das Singen in den ersten Versammlungen der Christen Mode war, wissen wir gewiß; da hingegen von Vorlesungen wenigstens der jüngere Plinius weder in Gutem noch in Bösem etwas erfahren hatte. Wenn nun gar unter compulsationibus die Verfolgungen zu verstehen wären, wem könnte man es verdenken, wenn er unter der commemoratione litterarum divinarum vornehmlich die Ablesung der Verhandlungen der heiligen Märtyrer verstehen wollte, als welche freilich erst nach den Zeiten des Plinius recht üblich werden konnte und von welcher bekannt ist, wie viel die erste Kirche darauf gehalten, „ut armentur filiorum animi, dum patrum recensentur triumphi“.

Und das wäre denn alles, was man mir aus dem Tertullian entgegensetzen könnte? Wie gut komme ich da weg! Ich fürchte, ich werde Ew. Hochwürden so leicht nicht können abkommen lassen, wenn ich nun einmal den Tertullian für mich reden lasse. Und wie, wenn Ew. Hochwürden, damit diese wiederholte Drohung nicht bloß einer Drohung ähnlich bleibe, mir sofort erlaubten, hier eine kleine Ausschweifung über einen Punkt zu machen, der am besten zeigen kann, wer von uns beiden seinen Tertullian am richtigsten inne hat?

Dieser Punkt betrifft die Glaubensbekenntnisse, die Ew. Hochwürden nach dem Basnage für nichts als zufällige menschliche Er-

weiterungen der ersten von Christo selbst eingesetzten Taufformel ansehen, weil man die Täuflinge mit den Unterscheidungslehren der Ketzer nicht zeitig genug bekannt machen können. Von diesen behaupten der Herr Doktor S. 205 u. f. Ihrer Kritischen Untersuchung eine Menge Dinge, von welchen Sie, ich weiß nicht, ob mitleidiger oder zufriedener mit sich selbst — bald hätte ich stolzer gesagt — bedauern, daß sie denen, die sich darüber zu schreiben erdreisten, nicht bekannt sind. Was Wunder also, daß ich die Gelegenheit nicht früh genug ergreifen zu können glaube, mich von dem Verdachte einer so schülerhaften Unwissenheit — denn welche Unwissenheit ist schülerhafter, als wenn man auch das nicht einmal weiß, was andre glauben? — zu befreien und zu entschuldigen, wenn ich von so bekannten Angaben nicht vermeine, daß sie darum keines Beweises nötig haben? — Das Scharmützel ist aber noch kein Treffen, in welches ich mich zu seiner Zeit Paragraph vor Paragraph einzulassen gesonnen. —

Ausschweifung über das Glaubensbekenntnis der ersten Christen.

§. 1.

Es sei immerhin noch so wahrscheinlich, daß die Anerkennung der von Christo Matth. 28, 19 vorgeschriebenen Taufformel anfangs hinlänglich gewesen, denen, die sich zu Christo bekennen wollten, die Taufe widerfahren zu lassen: ist es denn darum unwahrscheinlich oder etwa gar unmöglich, daß Christus nach seiner Auferstehung seinen Jüngern einen kurzen Inbegriff von dem hinterlassen, was sie künftig von ihm lehren sollten, welchen er ihnen vor seinem Tode darum nicht erteilen konnte, weil das wenigste davon noch geschehen war? Daß ein solcher Inbegriff sehr nützlich gewesen wäre, wird doch niemand leugnen wollen, und nach der großen Entdeckung, die in unsern Tagen gemacht worden, daß Christus nach seiner Auferstehung bis zu seiner Himmelfahrt nicht bloß seinen Jüngern dann und wann erschienen, sondern die ganzen vierzig Tage kontinuierlich nach wie vor mit ihnen gelebt habe, hatte er ja wohl auch noch Zeit genung dazu.

§. 2.

Es wäre falsch, schlechterdings falsch, daß man vor dem Ende des zweiten Jahrhunderts auch nur eine Spur eines vermehrten Tauffomulars oder eigentlichen Glaubensbekenntnisses anträfe? Bei dem Irenäo und Tertullian kommen dergleichen zuerst vor? Wer sie älter mache, der sage nicht historische Wahrheit, sondern Konjektur und Hypothese? Hierauf antworte ich. Erstlich: Gibt es denn frühere Kirchenväter dieser Art als Irenäus und Tertullian,

bei welchen ein eigentliches Glaubensbekenntnis vorkommen könnte? Ich sage dieser Art, d. i. solcher, die sich mit Widerlegung der Ketzer abgegeben und sonach Anlaß gehabt hätten, sich ausdrücklich darauf zu beziehen. Zweitens: Wenn diejenigen, bei welchen ein eigentliches Glaubensbekenntnis zuerst in extenso zu finden, versichern, daß das von ihnen angeführte das nämliche sei, welches sofort mit dem Evangelio seinen Umlauf in der Welt gemacht habe, „hanc regulam ab initio Evangelii decucurrisse“; wenn sie versichern, daß es das nämliche sei, welches die Kirche von den Aposteln, die Apostel von Christo, Christus von Gott erhalten habe, „quam Ecclesia ab Apostolis, Apostoli a Christo, Christus a Deo tradidit“; wenn sie versichern, daß es das nämliche sei, welches selbst Paulus ungeachtet seiner unmittelbaren Erleuchtung sich endlich von den Aposteln habe müssen geben lassen: sind das keine ältere Spuren?

§. 3.

Ja, die letztgedachte, führt sie uns nicht so hoch hinauf, als wir nur immer verlangen können? führt sie uns nicht auf ein Zeugnis des Apostels selbst? „Paulus Hierosolymam ascendit,“ sagt Tertullian, „ad cognoscendos Apostolos et consultandos, ne forte in vanum cucurrisset, id est, ne non secundum illos credidisset et non secundum illos evangelizaret. Denique ut cum auctoribus contulit et convenit de regula fidei, dexteras miscuere et exinde officia praedicandi distinxerunt.“ Nun beziehet sich dieses freilich auf Galat. 2, 2, wo nach Luthers Uebersetzung bloß steht, daß sich Paulus mit den Aposteln über dem Evangelio besprochen. Doch da ἀνατιθεσθαι in dieser Bedeutung nur an diesem Orte vorkommen würde, so müssen die alten Kirchenväter doch ihren Grund gehabt haben, eine nähere Anspielung auf das eigentliche Glaubensbekenntnis darin wahrzunehmen. Denn nicht allein Tertullian erkennet diese, sondern auch Augustinus, und zwar unter dem nämlichen Ausdrucke der regula fidei. Wenn denn auch das Symbolum, wie der Herr Doktor wollen, weiter nichts als ein bloßer geheimer Gruß gewesen, wie ihn noch unsre Handwerker haben, so kann ja wohl ἀνατιθεσθαι το εὐαγγελιον bedeutet haben: „diesen Gruß hersagen", um sich dadurch für einen wahren Bruder in Christo erkennen zu lassen.

§. 4.

Oder soll etwa regula fidei das Glaubensbekenntnis nicht bedeuten? Hat Tertullian die Bedeutung dieses Ausdrucks durch die unmittelbare Hinzufügung der Sache selbst nicht genug gesichert? Herr D. Walch scheinen, als ob Sie es gar zu gern leugnen möchten. Denn nicht allein soll noch gar nicht gewiß sein, daß κανων und κανων ἀληθειας das öffentliche Glaubensbekenntnis bedeute, sondern die lateinische Benennung, die nach jener unstreitig gemacht ist (indem Tertullian eben so wohl regula veritatis sagt als regula fidei), soll nun wohl einmal eine Sammlung der vornehmsten christ-

lichen Lehren, aber wiederum kein eigentliches Symbolum anzeigen? Kein eigentliches? Nun, was gehört denn zu einem eigentlichen? Ipsissima verba, in welchen es zuerst abgefaßt worden? Und weil die Tertullianische regula fidei diese nicht hat, soll es kein eigentliches Symbolum sein? Wie haben der Herr Doktor hier mich erinnern können, daß es ja verboten war, das Symbolum aufzuschreiben — ipsissimis verbis, versteht sich, aufzuschreiben.

Nun folgt in der Reihe der Väter, welche die Bibel zur Erkenntnisquelle der christlichen Lehren machen sollen, Athanasius. Athanasius? und wer mehr? Wer sonst als lauter Männer, mit welchen sich die zweite Periode der Kirche anfängt und die nur immer zum vierten Jahrhunderte gezogen werden können.

Dieser aller, wenn ich Ew. Hochwürden die Wahrheit gestehen darf, wäre ich mir kaum hier vermuten gewesen. Es ist wahr, ich habe überall, was ich behauptet habe, von den ersten vier Jahrhunderten behauptet. Aber ich habe wirklich geglaubt, daß es erlaubt sei, sich so in Bausch und Bogen auszudrücken, wenn man eigentlich nur die erste Periode der Kirche meine, die sich in Ansehung der äußern Verfassung mit der Regierung Konstantin des Großen und in Ansehung der innern mit dem Nicäischen Concilio beschließt. Ich habe wirklich geglaubt, daß ein Schriftsteller, welcher von gewissen Besonderheiten der Kirche in den ersten vier Jahrhunderten spreche, nicht eben sagen wolle, daß diese Besonderheiten gerade bis 399 gedauert. Ich habe wirklich geglaubt, daß, wenn man einen solchen Schriftsteller gütlich behandeln wolle, man vornehmlich auf die Hauptmeinung sehen müsse, die sich in dem letzten Viertel seiner ganzen Epoche zugetragen.

Doch was hätten Ew. Hochwürden mich so gütlich zu behandeln für Ursache gehabt? Nachgebend ist man nur für seine Freunde, und mit wem wir nach der äußersten Strenge verfahren, der mag es sich selbst zuschreiben, daß er unter unsre Freunde nicht gehört. Auch wäre es Thorheit, das Nachgeben weiter zu erstrecken, wo man sich selbst dadurch so viel vergeben würde.

Meine Thesis hätte offenbar nicht mehr und nicht weniger auf sich gehabt, wenn ich sie so ausgedrückt hätte: Bis auf das Nicäische Concilium findet man keine Spur, daß die Kirche die heilige Schrift für eine eigentliche Quelle ihrer Glaubenslehren gehalten. Was aber hätten Ew. Hochwürden nicht verloren, wenn es mir eingekommen wäre, mich so vorsichtig auszudrücken? Ihr Buch würde offenbar auf sein Dritteil eingeschrumpft sein; und das ist nun einmal Disputierkunst, daß man seinen Gegner bei dem geringsten Exzesse vornehmlich angreift, den er sich entwischen zu lassen das Unglück hat.

Freilich werden Ew. Hochwürden nunmehr sagen, daß diese nähere Beschränkung meines Satzes nichts als ein elender Fechterstreich sei, genannt Brechung der Mensur, durch den man einen

Stoß noch gar abglitschen machen möchte, der schon sitzt. Aber, bei Gott, das ist sie nicht! Denn sehen Ew. Hochwürden. Daß mit und nach dem Nicäischen Concilio die Väter der Kirche angefangen haben, der Bibel einen höhern Wert beizulegen und sie nach und nach so vorzustellen, als ob auch die eigentlichen Glaubensartikel daraus gezogen wären und gezogen sein müßten: das will ich so wenig leugnen, das ist mir so wenig unbekannt gewesen, daß vielmehr dieser nämliche Unterschied zwischen den Vätern vor der Nicäischen Versammlung und zwischen den Vätern nach derselben eben das ist, was mich zuerst aufmerksam gemacht hat.

Dieser Unterschied, sagte ich mir, muß notwendig eine besondere Ursache haben. Er kann nicht bloß die Frucht einer allmählichen Wurzelgewinnung der größern Evidenz sein. Denn er ist so auf einmal, so schnell! Aeußere Ursachen müssen ihn befördert haben.

Hier fiel mir bei, daß, so wie alle Ketzer von jeher fleißig in der Schrift geforscht und ihnen von dieser Seite nichts vorzuwerfen gewesen, als daß sie nicht bloß nach dem, „quod salva regula fidei potest in quaestionem devenire", darin geforscht, sondern diese regulam fidei selbst nach ihrem Gutdünken darin finden wollen: besonders sind die Arianer wegen ihrer vorzüglichen Fertigkeit, die Schrift auszulegen, von Anfang an berühmt gewesen. Arius selbst war — — — — — — —

Hilarius.

Auch hier brauche ich mich bei den einzeln Stellen nicht aufzuhalten. Es trifft mich keine. Sie beweisen alle nur, daß Hilarius die heiligen Schriften gekannt, gebraucht und empfohlen habe. Das habe ich nie geleugnet, und das ist die Frage nicht. Sondern die Frage ist, wozu er sie gebraucht, wozu er sie empfohlen habe. Die Frage ist, ob er sie gebraucht habe, die Glaubenslehren daraus zu lernen, ob er sie empfohlen habe, daß andere und besonders der Laie die Glaubenslehren darin suchen solle. Und das hat er gewiß nicht.

Es ist wahr, in seinem Buche De Trinitate führt er unendliche Schriftstellen an. Aber bloß, sie von den Verdrehungen der Arianer zu retten, bloß als die Beläge seiner katholischen Lehre und im geringsten nicht als die Quellen derselben.

Es waren die Arianer, es war Constantius auf Anstiften der Arianer, die es ausdrücklich verlangten, daß der Streit von der Gottheit Christi „tantum secundum ea, quae scripta sunt"*) ausgemacht werden sollte. Hilarius ließ sich dieses sehr wohl gefallen. Er sagte: „Hoc qui repudiat antichristus est, et qui

*) Hil. ad Constantium, lib. II. §. 8.

simulat anathema est.“ Nun fuhr er fort: „Sed unum hoc ego per hanc dignationis tuae sinceram audientiam rogo, ut praesente synodo, quae nunc de fide litigat, pauca me de scripturis evangelicis digneris audire.“ Diese seine Rede ist nicht mehr; aber wir können darum nicht minder zuverlässig wissen, was der Inhalt derselben gewesen. Er stellte dem Kaiser darin vor, daß es unmöglich sei, Glaubenslehren aus bloßen Schriftstellen auszumachen, wenn man nicht zugleich eine gewisse Regel annehme, wie diese Schriftstellen verstanden werden müßten. Und diese Regel war keine andere als das Glaubensbekenntnis, davon er die Ueberzeugung in der Taufe angelobet und empfangen habe. Diese innere Ueberzeugung, sagt Hilarius, habe er und bedürfe einer äußern aus der Schrift nicht: „penes me habeo fidem, exteriore non egeo.“ Dieser in der Taufe erhaltene Glaube müsse als der Sinn der Schrift angenommen werden, und aller vorgegebene Glaube, der einzig auf Schriftstellen beruhe, sei außer diesem Glauben nichts, weil Schriftstellen auch Ketzer für sich anzuführen nicht ermangelten. Es sei daher auch in diesem Sturme mit einander streitender Auslegungen das Sicherste, sich in den Hafen, aus welchem man ausgelaufen sei, wieder zurückzuziehen, und man sieht leicht, welchen Hafen er meint. „Inter haec fidei naufragia, coelestis patrimonii jam paene profligata haereditate, tutissimum nobis est, primam et solam evangelicam fidem confessam in baptismo intellectamque retinere.“

Heißt das nun auch, die Schrift zur einzigen Quelle des Glaubens machen? Meint Hilarius auch, wenn die Bibel nicht wäre, würde er gar keinen Glauben haben? er würde auf niemand getauft sein, wenn es die Bibel nicht sagte, auf wen er getauft sein müßte? —

Ueber die itzigen Religionsbewegungen.

Ich will allen neun Fragen Schritt vor Schritt folgen, werde aber nur auf die 6te und 9te Rücksicht nehmen, welche die Sache von der politischen Seite betrachten sollen, auf der nur darum so viel Staub erregt wird, damit die theologische um so viel wichtiger erscheine.

Gleich bei der ersten Frage:

worin die dermaligen Bewegungen in Religionssachen, besonders der evangelischen Kirche, bestehen,

stoß' ich an eine Kleinigkeit,

nämlich: Wie kömmt es, daß der Gegenstand dieser Frage auf dem Haupttitel der Schrift anders ausgedruckt ist als hier? Was hier dermalige Bewegungen in Religionssachen heißt, hieß dort itzige Religionsbewegungen. Glaubt man mit beiden Ausdrücken vollkommen das Nämliche zu sagen? Oder mit jedem etwas anders? Wenn das Nämliche, warum diese kindische Variation? Wenn was anders, wozu diese Täuscherei?

Doch das Wozu findet sich bald. Dermalige Bewegungen in Religionssachen waren ja wohl auch ehmalige. — — —

Wenn diese erste Frage gehörig beantwortet wäre, was könnte sie für ein Licht auf alle übrige verbreiten!

Aber ich zweifle, daß sie dieses ist; denn eine Division ist keine Definition. Erst festgesetzt, was Religionsbewegungen überhaupt sind, ehe man uns mit Klagen zu betäuben sucht, daß leider jetzt dergleichen Bewegungen in allen Ständen der Christenheit bei den Großen sowohl als bei den Gelehrten, bei dem Gelehrten sowohl als gemeinen Manne zu spüren sind!

Religionsbewegungen sind Bewegungen, und Bewegungen sind sichtbare Veränderungen in der Ordnung der Dinge neben einander.

Aber wer weiß von dergleichen sichtbaren Veränderungen, sowohl unter den Religionen überhaupt als unter den verschiedenen Sekten derselben? In Europa wenigstens, die Sekten der christlichen Religion wenigstens, stehen seit geraumer Zeit noch immer in dem nämlichen Verhältnisse gegen einander, das sie mit ihrer Konsistenz erhielten. Weder die Katholiken haben über die Protestanten, noch die Protestanten über die Katholiken das geringste Uebergewicht er-

halten. Auch nicht einmal, wie man kühnlich hinzusetzen darf, zu erhalten gesucht. Wenn die Begierde, sich in seinen Grenzen zu behaupten, auch manchmal die eine Partei darüber hinausgetrieben, so ist es von der andern gemeiniglich nicht weniger geschehen, und die Wagschalen haben einander gleich gestanden, indem die Vorsehung bald in die eine, bald in die andere ein Aß zuwerfen lassen.

Was also in der Frage Bewegungen heißen, hätten höchstens Fermentationen heißen müssen. Nicht als ob Fermentationen nicht auch Bewegungen wären; es sind nur Bewegungen, welche die Bewegung, in welcher das fermentierende Ding mit andern Dingen außer ihm stehet, nicht ändern, sondern zur Aufklärung und zum Wachstum desselben beitragen.

Doch auch das sollen sie nicht, wird man sagen, weil sie es nicht können, ohne das fermentierende Ding entweder schlechter oder besser zu machen, als es vorher war, und folglich mit der Ordnung des Werts die Ordnung der Nützlichkeit ändern, in welcher sie mit den Dingen ihrer Art stand und welche die einzige sein sollte, welche die Dinge einerlei Orts haben müßten.

Aber man bedenkt nicht, daß die Fermentation durch die ganze Natur geht, wo sie die nämliche Mischung der Bestandteile findet. Wenn ein Faß Most im Keller in Gärung gerät, geraten sie alle in Gärung und sind, wenn sie die Gärung ungestört überstanden haben, alle unter einander weder besser noch schlechter, als sie vor der Gärung waren.

So auch mit den Religionen. Eine steckt die andere an, eine bewegt sich nie allein. Die nämlichen Schritte zur Verbesserung oder Verschlimmerung, welche die eine thut, thut die andere bald darauf gleichfalls, wie wir in der Reformation gesehen haben. Alle die gewaltigen Schritte, welche die protestantische Kirche durch die Reformation vor den Katholiken vorausgewann, haben die Katholiken bald wiedergewonnen. Der Einfluß des Papsttums auf den Staat ist jetzt nicht minder wohlthätig als der Einfluß der evangelischen Kirche. Ja, wenn man dieser verwehren will, noch weiter in sich selbst zu wirken und alle heterogene Materie von sich zu stoßen, wird sie auf einmal eben so weit hinter dem Papsttum sein, als sie jemals noch vor ihm gewesen. —

Historische Einleitung in die Offenbarung Johannis.

Der Kanon sämtlicher Schriften des Neuen Testaments kömmt wie auf Geratewohl ohne allen Plan durch den Eifer einzelner Glieder zustande. Ueble Folge dieser Freiheit. Geteilte Meinungen über verschiedne Briefe. Die Offenbarung Johannis, ein Beweis, wie planlos sich der Kanon des Neuen Testaments gebildet.

§. 1.

Man muß sich nicht einbilden, daß der Kanon der heiligen Schriften, so wie wir ihn jetzt haben, gleich nach den Zeiten der Apostel auf einmal zustande gekommen sei. Die ersten Bücher, welche den Christen bekannt wurden, waren ohne Zweifel die Evangelien, worauf die Briefe, einige früher, einige später, folgten. Die Kirchen, an die sie waren geschrieben worden, teilten sie einander mit, die Römer den Korinthern, die Korinther den Römern, und das mit allen Briefen, so wie sich die Bekanntschaft der christlichen Gemeinden erweiterte. Da war weder Concilium noch Papst noch höchste Gewalt, die den Kanon der heiligen Schriften feststellte. Es war das bloße Werk der Zeit. Heute kam das eine, morgen ein andres Buch hinzu, und das lediglich, sagt Herr Basnage*), durch Veranstaltung einzelner Glieder, welche die Schriften, die sie ihrer Erbauung zuträglich befunden hatten, in ihren Kirchen gangbar zu machen wünschten. Sie nahmen sich sogar, setzt er hinzu, dabei so viel Freiheit, daß sie offenbar untergeschobene Schriften zu den kanonischen Büchern zählten. Ganze Kirchen waren darüber eben so verschiedener Meinung als einzelne Glieder. Das nämliche Buch, das die einen verwarfen, nahmen die andern an. Man untersuchte, man stritt, ehe man annahm. Der zweite Brief des h. Petrus war anfangs nicht in dem Kanon; aber einige, sagt Eusebius, fingen an, ihn für nützlich zu halten, und so fing man an,

---

*) Histoire de l'Eglise, B. 8.

ihn sorgfältiger zu lesen. Das Nämliche meldet er von den Briefen des h. Jacobus und des h. Judas. Nur sehr wenige von den Alten hatten ihrer als göttlicher Schriften gedacht. Doch entschlossen sich einige Kirchen, sie zu lesen. Der Zweifel dauerte lange, und endlich fiel er ganz weg. Hieronymus sagt ebenfalls von dem Briefe des h. Jakobus, daß er sein Ansehen nach und nach mit Hilfe der Zeit erhalten habe. Auf die nämliche Weise sind die Briefe an die Hebräer und der zweite und dritte Brief des h. Johannes kanonisch geworden. Kurz, so und nicht anders kam der Kanon der heiligen Schriften allmählich zu seiner Vollkommenheit; welches besonders sehr deutlich an der Offenbarung erhellet, deren Geschichte, und wie viel Widersprüche sie erdulden müssen, wir jetzt erzählen wollen.

§. 2.

Von allen Schriften, die unmittelbar auf die Schriften der Apostel gefolgt sind, ist uns nichts übrig als der erste Brief des h. Clemens nebst einem Fragmente des zweiten, der vorgebliche Brief des h. Barnabas, der gewiß von einem sehr alten Schriftsteller ist, das Buch des Hermas, die Briefe, welche den Namen des Ignatius führen, und der Brief des Polykarpus.

Stillschweigen der Schriftsteller.

§. 3.

In allen diesen Schriften findet sich nicht die geringste Spur von der Offenbarung Johannis. Freilich aber kann man aus diesem Stillschweigen nichts gegen dieses Buch insbesondere schließen, indem sie eben so wenig der vier Evangelisten und fast aller übrigen Bücher des Neuen Testaments gedenken.

Vorgeben des Prochorus. Dessen Charakter.

§. 4.

Der falsche Prochorus, welcher sich einen Jünger der Apostel nennt, wußte weit mehr davon, und folgendes erzählt er von dem Leben des h. Johannes. Es habe nämlich dieser Apostel den Christen von Ephesus angezeigt, daß er eine Offenbarung von Jesu Christo gehabt. Diese hätten ihn ersucht, sie schriftlich aufzusetzen, worauf der Apostel sein Evangelium dem Prochorus mitten unter Donner und Blitz und Erdbeben in die Feder gesagt habe. Nachher aber habe der Apostel seine Offenbarung mit eigner Hand aufgeschrieben, als ob er gleichsam aus ihr mehr gemacht hätte als aus seinem Evangelio. Aber der vorgegebene Prochorus, der sich selbst hier unter die handelnden Personen setzt, war von der Zahl der ehrlichen Christen, die der Leichtgläubigkeit des Publikums spotteten und, indem sie einen großen Eifer für die Religion vorgaben, ihr Spiel nicht einmal unter der Maske einer heidnischen

Aufrichtigkeit verbargen. Sein Buch ist voller Fabeln und Ungereimtheiten. Die Worte Hypostasis und Consubstantia verraten die Zeit genugsam, in welcher er geschmiedet worden.

Cerinthus kommt in Verdacht, die Offenbarung geschrieben zu haben.

§. 5.

Nach dem Tode der Apostel*) erschien Cerinthus, der für das weltliche tausendjährige Reich sehr eingenommen war. Diese Meinung schrieb sich ursprünglich von den Juden her, und er war es, der sie unter den Christen ausbreitete. Er gründete sich desfalls auf die Offenbarung, von der er behauptete, daß sie ein Werk des h. Johannis wäre. Er mochte nun aber hiezu viel oder wenig Grund haben, genung, verschiedene Orthodoxen hatten ihn im Verdacht, daß er selbst Vater dazu sei, weil ihnen schien, daß dieses Werk das tausendjährige Reich zu viel begünstige, wie wir in der Folge mit mehrerem sehen werden.

Andere Ketzer, die gegen die Offenbarung waren. Sonderbare Antwort des Epiphanius.

§. 6.

Indes erhuben sich andre Ketzer, als nämlich Cerdo und Marcion, nach dem Tertullianus, und selbst die Alogi, nach dem Epiphanius, gegen die Offenbarung, welche sie dem h. Johannes absprachen, weil, wie sie unter andern Gründen sagten, zu den Zeiten dieses Apostels noch keine christliche Kirche zu Thyatira gewesen sei. Dieses ihnen einzuräumen, fürchtet sich der h. Epiphanius auch im geringsten nicht; er nimmt vielmehr an, daß Johannes, wenn er an eine Kirche zu Thyatira schreibe, ganz und gar nicht von einer damals schon vorhandenen Kirche, sondern im prophetischen Geiste rede.

§. 7.

So stritten also über die Offenbarung Ketzer gegen Ketzer, indem sich die Orthodoxen noch ganz von ferne hielten. Wenigstens sind wir in der vollkommensten Ungewißheit, aus welchem Gesichtspunkte sie diesen Streit betrachteten.

Justinus erklärt sich für die Offenbarung zuerst.

§. 8.

Der Märtyrer Justinus, der um 170 nach Christi Geburt schrieb, ist der erste von allen Kirchenlehrern, welcher der Offenbarung gedenket, und das Merkwürdigste dabei ist, daß er sie dem Apostel Johannes beilegt. In dem Gespräche mit Tryphon fragte

---

*) Eusebius' K.G., B. 3. Hauptst. 28., und B. 7. Hauptst. 25.

ihn dieser Jude, ob er nicht glaube, daß Jerusalem noch einmal wiederhergestellt werden würde. Hierauf antwortet Justinus, daß er seinesteils, so wie jeder rechtgläubige Christ, es allerdings glaube, und sagt: Es hat unter uns einen gewissen Mann Namens Johannes gegeben, welcher einer von den zwölf Aposteln Jesu Christi gewesen. Dieser hat in seiner Offenbarung geweissaget, daß die Gläubigen tausend Jahre in Jerusalem zubringen würden. Das ist das einzige Mal, daß Justinus in seinen Werken die Offenbarung anführt. Und warum führt er sie an? Das tausendjährige Reich damit zu beweisen.

§. 9.

Aus den Worten dieses Kirchenlehrers läßt sich nicht schließen, daß sie damals von allen und jeden Kirchen angenommen gewesen. Justinus scheint bloß anzuzeigen, welcher Meinung er für sich sei, oder höchstens, welcher Meinung diejenigen Christen wären, die in diesem Punkt rechtgläubig dächten, das ist, das tausendjährige Reich glaubten. Aber das ist wohl außer Streit, daß Justinus für seinen Kopf ein falsches Evangelium anführt, wenn er in dem nämlichen Gespräche sagt, daß, als Jesus Christus in den Jordan getreten, sich ein Feuer darin entzündet und man vom Himmel die Stimme gehört habe: Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget. Er versichert, daß die Apostel dergleichen Dinge geschrieben hätten, die gleichwohl nur in dem Evangelio der Ebioniten standen.

Sein Charakter.

§. 10.

Allerdings gab sich Justinus Mühe, sich von der Wahrheit geschehener Dinge wohl zu unterrichten. Er war viel gereiset, und zwar nicht als ein gemeiner Mann gereiset, sondern als ein sehr aufmerksamer Antiquar.

Die Religion Christi.

Denn der Vater will auch haben, die ihn also anbeten
St. Johannes.

§. 1.

Ob Christus mehr als Mensch gewesen, das ist ein Problem. Daß er wahrer Mensch gewesen, wenn er es überhaupt gewesen, daß er nie aufgehört hat, Mensch zu sein, das ist ausgemacht.

§. 2.

Folglich sind die Religion Christi und die christliche Religion zwei ganz verschiedene Dinge.

§. 3.

Jene, die Religion Christi, ist diejenige Religion, die er als Mensch selbst erkannte und übte; die jeder Mensch mit ihm gemein haben kann; die jeder Mensch um so viel mehr mit ihm gemein zu haben wünschen muß, je erhabener und liebenswürdiger der Charakter ist, den er sich von Christo als bloßen Menschen macht.

§. 4.

Diese, die christliche Religion, ist diejenige Religion, die es für wahr annimmt, daß er mehr als Mensch gewesen, und ihn selbst als solchen zu einem Gegenstande ihrer Verehrung macht.

§. 5.

Wie beide diese Religionen, die Religion Christi sowohl als die christliche, in Christo als in einer und eben derselben Person bestehen können, ist unbegreiflich.

§. 6.

Kaum lassen sich die Lehren und Grundsätze beider in einem und demselben Buche finden. Wenigstens ist augenscheinlich, daß jene, nämlich die Religion Christi, ganz anders in den Evangelisten enthalten ist, als die christliche.

§. 7.

Die Religion Christi ist mit den klarsten und deutlichsten Worten darin enthalten.

§. 8.

Die christliche hingegen so ungewiß und vieldeutig, daß es schwerlich eine einzige Stelle gibt, mit welcher zwei Menschen, so lange als die Welt steht, den nämlichen Gedanken verbunden haben.

Womit sich die geoffenbarte Religion am meisten weiß, macht mir sie gerade am verdächtigsten.

„Die geoffenbarte Religion," sagt man, „gewährt uns allein die völlig ungezweifelte Versicherung von der Unsterblichkeit der Seele. Die Vernunft speiset uns hierüber mit bloßen Wahrscheinlichkeiten ab."

Ich will dies einmal so wahr sein lassen. Ich will nicht wiederholen, was man so oft erinnert hat, nämlich daß eine geoffenbarte Religion, die sich auf menschliche Zeugnisse gründet, unmöglich eine ungezweifelte Versicherung in irgend etwas gewähren kann (denn daß die Zeugnisse, worauf sie sich gründet, glaubwürdige Zeugnisse sind, kann höchstens doch nur höchst wahrscheinlich gemacht werden): so ist ihre Versicherung doch auch nur eine höchst wahrscheinliche Versicherung. Doch, wie gesagt, ich will es ganz ungezweifelt wahr sein lassen, daß uns die geoffenbarte Religion allein die völlige Versicherung von der Unsterblichkeit der Seele gewähret.

Die völlige Versicherung, die völlige! Eine Versicherung, bei der sich das Gegenteil gar nicht denken läßt. Ein Widerspruch, wenn es je einen gegeben hat. — Doch ich will ja von dieser Seite den Streit nicht suchen. — Der Angriff scheint mir von einer andern Seite noch leichter.

Daß man die Menschen eben so
von der Begierde,
ihr Schicksal in jenem Leben zu wissen,
abhalten solle, als man ihnen abrät,
zu forschen, was ihr Schicksal in diesem Leben sei.

So viel fängt man ziemlich an zu erkennen, daß dem Menschen mit der Wissenschaft des Zukünftigen wenig gedient sei, und die Vernunft hat glücklich genug gegen die thörichte Begierde der Menschen, ihr Schicksal in diesem Leben voraus zu wissen, geeifert. Wenn wird es ihr gelingen, die Begierde, das Nähere von unserm Schicksal in jenem Leben zu wissen, eben so verdächtig, eben so lächerlich zu machen?

Die Verwirrungen, die jene Begierde angerichtet hat und welchen (wie ich am Oedipus zeigen kann) durch schickliche Erdichtungen des Unvermeidlichen die Alten vorzubeugen wußten, sind groß; aber noch weit größer sind die, welche aus der andern entspringen. Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige. Warum kann man ein künftiges Leben nicht eben so ruhig abwarten als einen künftigen Tag?

Dieser Grund gegen die Astrologie ist ein Grund gegen alle geoffenbarte Religion. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Kunst gäbe, das Zukünftige zu wissen, so sollten wir diese Kunst lieber nicht lernen. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben ganz ungezweifelt unterrichtete, so sollten wir lieber dieser Religion kein Gehör geben.

Meines Arabers Beweis,

daß nicht die Juden, sondern die Araber die wahren Nachkommen Abrahams

sind.

Daher, weil diese von Ismael, der ganz gewiß der Sohn des Abraham war, und nicht von Isaak abstammen, der zwar der Sohn der Sara, aber Gott weiß, ob auch der Sohn Abrahams war. Diesen Verdacht bekräftiget

1) Die Zusammenstimmung der Zeit, indem Sara eben darauf mit ihm niederkam, als sie bei dem Abimelech gewesen war*).

2) Verschiedene kleine Umstände, welche in der Bibel selbst auf diesen Verdacht zu zielen scheinen. Als:

a) der Name Isaak, welcher so viel bedeutet, als: Man wird lachen, 1. Mos. 17, 19. Dahinter scheint mehr zu stecken als die bloße Verwunderung, daß die betagte Sara ihrem noch betagteren Manne einen Sohn bringt.

b) Die Austreibung des Ismael mitsamt der Hagar, weil Ismael spottete und sein Gelächter hatte. Worüber sonst als darüber, daß sich sein guter Vater so gutherzig ein Bankbein unterschieben ließ? 21. Nach des Michaelis Uebersetzung kömmt es heraus, als ob Ismael über das Gastmahl gelacht hätte, welches Abraham bei der Entwöhnung des Isaak angestellt. Aber wenn dieses auch, so muß er doch Ursache zu glauben gehabt haben, warum er dieses Gastmahl für lächerlich gehalten.

c) Die Stelle 21, 12, wo Gott zu dem Abraham sagt: „In Isaak soll dir der Same genennet werden"; von dem Ismael hingegen es heißt V. 13: „Darum, daß er deines Samens ist."

---

*) Die vorhergeschickte so umständliche Versicherung, daß sie von dem Abimelech nicht berührt worden, zeigt genugsam, daß der Schreiber selbst die üblen Folgen vorausgesehen, die man aus dieser Zusammenstimmung der Zeit ziehen könne. Denn als Sara bei dem Könige der Aegypter war, wird keine dergleichen Versicherung von ihm gegeben.

d) Dürfte nicht vielleicht auch die Bereitwilligkeit Abrahams, den Isaak zu opfern, daraus zu erklären sein? Dieser Versuch, aus welchem man hernach eine göttliche Probe gemacht, kam ihm in einem Anfalle von Eifersucht ein. Die Liebe gegen seinen verstoßenen wahren Sohn wachte auf; er wollte also den andern aus dem Wege schaffen.

Der

Philosoph auf der Kirchenversammlung.

Ich bringe den Philosophen an keinen Ort, in keine Versammlung, wo er nie etwas zu suchen gehabt hätte.

Denn wenigstens die Christen der ersten Jahrhunderte hielten einen Mann, der bloß bei dem Lichte der Natur sah und handelte, mit diesem Lichte sich völlig begnügen ließ, dieses Licht nur immer so rein und hell als möglich sich zu machen und zu erhalten suchte: die ersten Christen, sage ich, hielten so einen Mann, das ist einen Philosophen, für so wenig gefährlich, daß sie ihn nicht nur mehrmalen zum Schiedsrichter ihrer theologischen Streitigkeiten freiwillig erwählten, sondern es auch gern geschehen ließen, wenn einer oder mehrere in öffentlichen Kirchenversammlungen für diejenigen christlichen Lehrer das Wort führten, deren ungewöhnliche Meinungen zu prüfen diese Kirchenversammlungen angestellt waren.

Ob von letzteren mehrere Exempel vorhanden sind als das von der ersten allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa, weiß ich nun eben nicht; aber auch dieses einzige Exempel ist schon hinreichend, zu erweisen, auf welchem guten Fuß ehedem zwei Mächte mit einander gelebt haben, die sich jetzt so gewaltig anfeinden.

Die Nachricht, welche uns Gelasius in seiner Geschichte der Nicäischen Kirchenversammlung von diesen Hilfstruppen der Philosophie gibt, mit deren Verstärkung Arius daselbst erschien, ist äußerst merkwürdig. Daß sie alle aus der Schule des Porphyrius gewesen, scheint mir daher wahrscheinlich, weil Constantinus ausdrücklich befahl, daß die Arianer von dieser Zeit an Porphyrianer heißen sollten.

Besonders spielte einer derselben eine ganz außerordentliche Rolle, wenn sich dieser Ausdruck anders auch dahin beziehen läßt, wo sich die spielende Person in der Hauptsache nur leidend verhält. Er hatte nämlich verschiedene Tage hinter einander mit den versammelten rechtgläubigen Vätern unter großem Zulauf ganz bewundernswürdig gestritten. Die deutlichsten Stellen der Schrift, welche diese gegen ihn vorbrachten, vermochten wider ihn nichts; er hatte Ausflüchte über Ausflüchte und entschlüpfte durch seine Sophistereien

meistenteils, so oft sie ihn am festesten zu haben glaubten. Er ward daher so übermütig, daß er immer mit — — — Stolz in die ruhige Versammlung trat und sich — — — — —

Das Aergernis ward groß; bis endlich ein ganz ungelehrter Mann aufstand (einer von den heiligen Bekennern, der mit dem Bischof zugegen war) und um die Erlaubnis bat, mit dem Philosophen anbinden zu dürfen. Allein die diesen guten Mann kannten und wußten, wie einfältig und unwissend er sei, verwehrten es ihm ernstlich, um sich nicht den Feinden der Wahrheit zum Gespötte zu machen. Doch der Bekenner bestand auf seinem Vorhaben, trat mit eins — — — — und sprach: „Im Namen Jesu Christi, des Vaters Gottes, daß — — — der Vater war, höre die Lehre der Wahrheit, o Philosoph! Es ist nur ein Gott, der Himmel und Erde und alles, was darin ist, erschaffen hat, den Menschen aus Staub gebildet und alles durch sein Wort und seinen heiligen Geist erhält. Dieses Wort, Philosoph, ist der Sohn Gottes."

Betrachtung
über die geistliche Beredsamkeit.

Worte genug, die Bayle über die Beredsamkeit des Pythagoras macht! Er vergleicht sie mit der kräftigen Beredsamkeit des Capistran*) wider die Spiele und der ohnmächtigen Beredsamkeit des Conecte gegen den Kopfputz der Frauenzimmer. Er macht Betrachtungen über Betrachtungen. Nur die wichtigste. die man, wie ich wenigstens glaube, darüber machen kann, wollte ihm nicht einfallen. Diese, meine ich, daß alle Wirkungen der Beredsamkeit nur von sehr kurzer Dauer sind. Auch war sie bei den Alten nur ein bloßes Rüstzeug, wenn in der Geschwindigkeit, auf der Stelle ein leichtsinniges Volk, ein gähnender unentschlossener Richter bewegt und gelenkt werden sollte. Die Kraft, die sie sodann äußerte, wurde weislich sogleich in ein Dekret, in ein Gesetz, in ein richterliches Urteil verwandelt, und nur dadurch behielt sie ihre Fortdauer. Jetzt, da sie bei weitem so gewaltig nicht mehr ist, haben wir ihr gleichwohl weit schwerere Dinge aufgetragen. Unser ganzes moralisches Leben, alle unsere christliche Pflichten soll sie ordnen und reizen; aber da ist kein Gesetz, kein weltlicher Arm, der ihr zu Hilfe kommt, der ihre flüchtigen Eindrücke gründe und ihre angefangene Erschütterung in eine stete Bewegung fortsetze.

Ich will sagen, daß unsere geistliche Beredsamkeit ohne die Kirchenzucht, von der heutzutage unter uns kaum die geringste Spur mehr übrig ist, notwendig eine sehr armselige Figur spielen muß. Unsere Kanzeln können sich keiner Redner rühmen; ihre besten Betreter sind Sophisten, und wenn sie es noch wären!

---

*) Capistran, ein Franziskanermönch im 15ten Jahrhundert, aus Capistran in Italien, wurde nach Böhmen geschickt, die Hussiten zu bekehren, und predigte den Kreuzzug in Deutschland, Ungarn und Polen. 1452 kam er nach Nürnberg oder Magdeburg, errichtete sich auf öffentlichem Markte eine Kanzel und predigte mit solcher Kraft gegen die Sünde des Spiels, daß die Nürnberger alle Karten und Würfel auf einen Haufen zusammentrugen und verbrannten. Das Jahr darauf war er zu Breslau und predigte zugleich wider die Juden so kräftig, daß man in ganz Schlesien eine große Menge verbrannte, weil sie gegen die heilige Hostie nicht genug Respekt bezeugt. War seine Beredsamkeit mächtig, so war es sein Gebet noch mehr. Kein Wunder also, daß er vom Papst Alexander VIII. im Oktober 1690 kanonisiert wurde!

Conecte predigte damals wider die hohen Hennias, eine Art von Fontangen, die damals Mode waren. So lange er dawider predigte, so lange er seine Gassenjungen und diese ihre Steine bei der Hand hatten, so lange zog das Frauenzimmer ihre Hennias, wie die Schnecke ihre Hörner bei entstehendem Geräusch, ein. Kaum hört das Geräusch auf, kaum ist Conecte aus einem Orte weg, so kommen die Hennias und die Hörner größer als jemals wieder zum Vorschein. Ich habe schon gesagt, daß dieses vielleicht auch der Fall des Pythagoras zu Kroton gewesen. Ich gründe diese Vermutung nicht sowohl auf die Verfolgung, welche kurz darauf über die Schule des Pythagoras zu Kroton erging, als vielmehr darauf, daß noch in den nachmaligen Zeiten Kroton als ein sehr üppiger Ort berüchtiget war.

Theses aus der Kirchengeschichte.

§. 1.

Da das erste Evangelium wenigstens 16 Jahr nach Christi Tode verfaßt worden, so wäre es unvernünftig, sich einzubilden, daß man diese Zeit über nichts von Christi Thaten und Reden mit Zuverlässigkeit habe wissen können.

§. 2.

Vielmehr muß alles, was die Evangelisten nach und nach von ihm verzeichneten, an Ort und Stelle bereits bekannt gewesen sein, da von dieser Notorietät einzig und allein die Glaubwürdigkeit der Evangelisten abhängen können.

§. 3.

Was die Evangelisten von Christo wußten, das wußten sie, weil sie es wußten und zum Teil mit angesehen hatten, nicht weil es ihnen der heilige Geist eingegeben hatte. Auch soll uns der Glaube an diese Eingebung selbst, die ich nicht bezweifle, anitzt nur statt der Ueberzeugung dienen, daß alles, was sie von Christo wußten und niedergeschrieben, nichts als allgemein bekannte Dinge gewesen.

§. 4.

Und nicht allein die Geschichte Christi war bekannt, ehe sie von den Evangelisten bekannt gemacht wurde. Die ganze Religion Christi war bereits im Gange, ehe einer von ihnen schrieb.

§. 5.

Das *Vaterunser* wurde gebetet, ehe es bei dem Matthäus zu lesen war. Denn Jesus selbst hatte es seine Jünger beten gelehrt.

§. 6.

Die *Taufformel* war im Gebrauch, ehe sie der nämliche Matthäus aufzeichnete; denn Christus hatte sie seinen Aposteln selbst vorgeschrieben.

§. 7.

Wenn also in diesen Stücken die ersten Christen auf die Schriften der Apostel und Evangelisten nicht warten durften, warum in andern?

§. 8.

Wenn sie nach Christi mündlich überlieferter Vorschrift beteten und tauften, hätten sie anstehen können, auch in allem übrigen, was zum Christentume notwendig gehöret, sich lediglich an eine solche Vorschrift zu halten?

§. 9.

Oder wenn Christus jene Dinge seiner mündlichen Verfügung würdigte, warum nicht alles übrige, was die Apostel von ihm lehren und die Welt von ihm glauben sollte?

§. 10.

Darum nicht, weil keiner solchen Vorschrift oder Verfügung in dem Neuen Testament gedacht wird?

§. 11.

Als ob die Verfasser derselben jemals vorgegeben hätten, alles, alles verzeichnet zu haben, was Jesus gethan oder geredet? Als ob sie nicht vielmehr gerade das Gegenteil gestanden; ausdrücklich, wie es scheinet, um den mündlichen Ueberlieferungen noch neben sich Raum zu gönnen?

§. 12.

Ist es nicht genung, daß die ersten Christen einen dergleichen von Christo selbst verfaßten Inbegriff aller Glaubenslehren, den sie regulam fidei nannten, geglaubt haben?

§. 13.

Ist es nicht genung, daß die ersten Väter der christlichen Kirche Spuren eines solchen Inbegriffs, selbst in den Schriften des Neuen Testaments, erkannt haben?

§. 14.

Ist es nicht genung, daß sich auch noch von uns bei den Evangelisten der Zeitpunkt und die Umstände erkennen lassen, wenn und unter welchen ein dergleichen Inbegriff von Christo verfaßt worden?

§. 15.

Und wenn sich endlich gar die Ursache angeben läßt, warum keine ausdrücklichere Erwähnung desselben geschicht, warum es von keinem einzigen Neutestamentlichen Schriftsteller angeführt worden: was wollen wir weiter? Entweder wir müssen von der christlichen Religion auf bloß historische Gründe nichts, gar nichts annehmen, oder wir müssen auch das annehmen, daß es zu jeder Zeit eine authentische Glaubensformel gegeben hat,

§. 16.

Die mehr enthielt als die bloße Formel, worauf Christus zu taufen befohlen;

§. 17.

Die nicht erst gelegentlich aus dieser Formel erwachsen;

§. 18.

Die nicht erst später aus den Schriften der Evangelisten und Apostel gezogen worden;

§. 19.

Die nicht ihre Glaubwürdigkeit aus der Uebereinstimmung mit diesen Schriften hatte;

§. 20.

Die ihre Glaubwürdigkeit aus sich selbst hatte;

§. 21.

Die allein der unstreitige Probierstein der Rechtgläubigkeit war;

§. 22.

In die alle Ketzer erst übereinstimmen mußten, ehe man sie würdigte, mit ihnen über Glaubenslehren aus der Schrift zu streiten;

§. 23.

Kurz: mit der die Schrift alles, ohne die die Schrift nichts war.

§. 24.

Ich verstehe aber hier unter Schrift bloß die Schriften des Neuen Testaments, welche man erst mit unter der Benennung Schrift zu begreifen angefangen.

§. 25.

Bei den allerersten Christen ward unter Schrift, γραφη, nur das Alte Testament verstanden.

Clericus möchte uns gerne das Gegenteil davon bereden. Hist. Eccl. sec. primo, p. 467, und die beigebrachten Beispiele sind näher zu untersuchen. Verglichen mit Cl. H. E., p. 475.

Daß Irenäus demohngeachtet auch die Bücher des Hermas mit dem Namen der Schrift beehret — wie Clericus anmerkt p. 469, nämlich libro IV. c. 20 — weshalb entweder ein weiter oder engerer Sinn des Worts anzunehmen, oder zuzugeben, daß aus dem Worte überhaupt nicht zu schließen —

§. 26.

Nur in diesem Verstande war die Schrift der Grundstein der christlichen Religion, nur in diesem Verstande war die regula fidei aus der Schrift gezogen.

§. 27.

Das Neue Testament ist nur ganz allmählich zu der Würde des Alten gestiegen, und ich gedenke mir die Entstehung desselben und die verschiedenen Epochen seines Ansehens folgendermaßen:

§. 28.

Vor allen Dingen wäre zu untersuchen, ob die Juden selbst mit der Göttlichkeit ihrer Bücher genau den Begriff verbunden, den wir mit der Göttlichkeit der Bücher des einen und des andern Testaments verbinden sollen.

§. 29.

Josephus wenigstens kann diesen Begriff nicht gehabt haben, indem er sich kein Bedenken gemacht, verschiedene Dinge ganz anders zu erzählen als Moses, an dessen Erzählung, zufolge jenes Begriffs, er sich notwendig schlechterdings hätte halten müssen.

§. 30.

Hiernächst hat Eusebius das Zeugnis des Josephus von den Büchern des Alten Testaments offenbar verfälscht; denn auch verstärken ist hier verfälschen.

§. 31.

Endlich vergesse man nicht, daß die Juden die Göttlichkeit, die sie den Worten ihrer Schriften beilegten, durch die mancherlei Auslegungen dieser Worte, deren mehrere gleich wahr zu sein von ihnen für möglich gehalten wurde, so gut als wieder aufhoben.

§. 32.

Die Evangelisten und Apostel selbst hatten diese vielfache Exegetik, durch welche sich aus allem alles machen läßt, angenommen, und was sie in diesem Geiste geschrieben hatten, das ward hinwiederum in dem nämlichen Geiste erklärt.

§. 33.

Ja, die gesamten Evangelia, die unechten und verloren gegangenen sowohl als die echten und übrig gebliebenen, scheinen weiter nichts als verschiedene Zusammenfügungen und Uebersetzungen einer frühern Sammlung solcher Auslegungen prophetischer Stellen zu sein.

§. 34.

Daß eine dergleichen frühere Sammlung vorhanden gewesen, ist nicht allein für sich selbst sehr wahrscheinlich,

§. 35.

Sondern das bei dem Matthäus so oft vorkommende „auf daß erfüllet würde, was geschrieben stehet", ist vielleicht eine Art von Anziehung derselben.

§. 36.

Noch deutlicher und ausdrücklicher aber beziehet sich Lukas darauf,

§. 37.

Welcher uns sogar den Titel, den diese Sammlung führte, oder unter dem sie wenigstens bekannt war, aufbehalten zu haben scheint.

§. 38.

Und diese Sammlung war ohne Zweifel das sogenannte Evangelium der Nazarener,

§. 39.

Oder das Evangelium der Apostel,

§. 40.

Dessen syrisch-chaldäisches Original noch im vierten Jahrhundert vorhanden war,

§. 41.

Das kein Kirchenvater jemals als ein untergeschobenes Werk verdächtig gemacht hat,

§. 42.

Am wenigsten Hieronymus, der es in mehr als eine Sprache übersetzte und zur Verbesserung des griechischen Textes des Matthäus anwendete.

§. 43.

Dieser griechische Text des Matthäus ist selbst nichts anders als die erste Uebersetzung desselben, die Matthäus machte, als er das Evangelium zu predigen ausging.

§. 44.

Wie denn auch Matthäus wohl der einzige Apostel war, der eine dergleichen Uebersetzung machen konnte.

§. 45.

Hiermit, dächte ich, wäre der ganze Streit über die Grundsprache des Matthäus wohl am besten geschlichtet.

§. 46.

Aber nicht allein der griechische Matthäus ist nichts als die Uebersetzung des Nazarenischen Evangelii, sondern auch Markus und Lukas sind weiter nichts als abermalige Versuche, jenes erste Geschichtbuch von Christo in eine allgemeinere Sprache überzutragen; welches Papias mit ausdrücklichen Worten meldet.

§. 47.

Hieraus allein ist die Uebereinstimmung zu erklären, welche sich bis in den Worten dieser Evangelisten findet und aller derer ohne Zweifel gefunden hat, die aus gedachter Nazarenischen Quelle geschöpft hatten.

§. 48.

Nur allein Johannes scheinet sich daran weniger gehalten zu haben.

§. 49.

Dessen Evangelium daher vornehmlich das Evangelium des Geistes, so wie das Evangelium Matthäi das Evangelium des Fleisches genannt wurde.

§. 50.

Die übrigen zwei, Markus und Lukas, sind vermutlich hinzugekommen, weil sie gleichsam die Kluft zwischen beiden füllten.

§. 51.

Welches ohne Zweifel eine mehr schicklichere Ursache von der gevierten Anzahl der Evangelisten ist als die, welche Irenäus angibt.

§. 52.

Jene ungereimtere des Irenäus verrät genugsam, daß man erst zu des Irenäus Zeiten angefangen hat, gerade nur vier, nicht mehr und nicht weniger, Evangelisten gelten zu lassen.

§. 53.

Vor dem Irenäus hat kein Mensch weder der vier Evangelisten einzeln noch ihrer zusammen unter dem Namen der Evangelisten gedacht.

§. 54.

Sogar das Wort Evangelium war dem Justinus unbekannt. Die Stelle des Ignatius in den Briefen an die Philadelpher, wo man es zuerst finden wollen, ist höchst verstümmelt, und man erklärt sie ganz falsch, wenn man den Ignatius durch Evangelium die Schriften der Evangelisten, und durch Apostel die Schriften der Apostel verstehen läßt.

§. 55.

Zu den Zeiten des Ignatius glaubten die Christen bloß den Worten ihrer Bischöfe, und es war nicht erlaubt, schriftliche Beweise von ihnen zu fordern.

§. 56.

Die Bischöfe selbst hielten sich für so gut als die Apostel.

Wiclef.

Henric de Knygthon, De eventibus Angliae lib. V., unter dem Jahre 1382, sagt, daß Wiclef zuerst die Bibel ins Englische übersetzt habe, wenigstens das Neue Testament: *)

Hic Magister Joh. Wyclef Evangelium, quod Christus contulit clericis et Ecclesiae doctoribus, ut ipsi Laicis et infirmioribus personis secundum temporis exigentiam et personarum indigentiam cum mentis eorum esurie dulciter ministrarent, transtulit de Latino in Anglicam linguam, non angelicam.

Die Wiclefsche Uebersetzung des N. T. ist auch wirklich im Druck erschienen, aber erst 1732, da sie John Lewis in Fol. herausgegeben.

Ist die alte englische Bibel, die wir im MS. haben, die aber auch das A. T. enthält, älter oder neuer? oder ist es Wiclefs selbst, aus dessen Zeiten die Schrift zu sein scheint?

---

*) Hist. Anglicanae script., p. 2644.

Vom Arianismus,

zufolge einer Abhandlung des Herrn D. Töllners nämlichen Inhalts.

Wie sehr der Arianismus in der englischen Kirche um sich gegriffen und noch um sich greift, ist bekannt. Eben so bekannt ist es, daß er sich auch in die Lutherische Kirche neuerer Zeit eingedrungen. Wie sehr er sich aber von Tag zu Tage darin weiter verbreiten müsse, ist weniger aus den freimütigen dürren Bekenntnissen seiner Anhänger, womit noch die meisten vors erste an sich zu halten ihre kleine Ursachen haben, als aus der so sanften Klugheit zu schließen, mit welcher sich zum Teil auch die orthodoxen Gottesgelehrten gegen diesen Lehrbegriff erklären zu müssen glauben, indem sie behaupten oder zu behaupten das Ansehen haben wollen, daß er den Grund des Glaubens im geringsten nicht betreffe und bei weiten so schädlich nicht sei, als er von allen Eiferern ausgegeben worden. Ich will nicht sagen, daß diese Klugheit aus Menschenfurcht entstehe, oder aus eitler Begierde, allen allerlei zu werden, entspringe, oder zu der man sich aus Not gedrungen zu sein glaubt; in allen diesen Fällen würde es eine sehr kriechende, verächtliche, kurzsichtige Klugheit, kurz, die Klugheit eines Betrügers sein, welches Verdachts ich mich gegen keinen Menschen in der Welt schuldig machen will. Sondern es ist ganz gewiß wahre, gut gemeinte Klugheit; es ist die Klugheit eines Arztes, welcher, wenn sich die Pest zeigt, um das die Ansteckung befördernde Schrecken der Gesunden und die Aufgebung der Kranken zu verhüten, es so lange als noch möglich durchaus nicht Wort haben will, daß es die Pest ist, ob er schon insgeheim seine Mittel und Vorkehrungen darnach einrichtet.

In diesem Gesichtspunkte betrachte ich wenigstens die Abhandlung des Herrn D. Töllners, dessen Lob als eines scharfsinnigen und kaltblütigen Untersuchers theologischer Wahrheiten so allgemein ist, daß mein Widerspruch es eben so wenig zweifelhaft machen kann, als meine Einstimmung es zu bestärken braucht. Aber eben darum, weil er ein so scharfsinniger und kaltblütiger Untersucher ist, sei es mir erlaubt, hinter seinen Aeußerungen mehr zu vermuten, als die bloßen Worte zu sagen scheinen, und zu glauben, daß er völlig in dem Geiste des vorgedachten klugen Arztes redet und handelt. Denn obgleich dieser aus der hervorbrechenden Pest nur ein bösartiges Fieber, höchstens eine kleine überhingehende ansteckende Krankheit macht, so unterläßt er doch darum nicht, seine Mittel, die er dem Kranken verschreibt, seine Vorkehrungen, die er gegen die weitere Verbreitung des Uebels macht, seine Ratschläge, die er den Gesunden erteilet, so einzurichten, als ob es — — — — — — — —

Ueber den Arianismus

von

Philalethes dem Mittlern.

Zufolge Herrn D. Tellers Antithesen.

Vorrede.

Ich bin aus dem Geschlechte der Philalethes, von welchen man zwei Brüder ganz neulich aus den Antithesen des D. Tellers hat kennen lernen. Wir sind der Brüder sieben, und ich bin der mittelste von ihnen. Ich glaube nicht, daß eine drolligere Familie unter der Sonne ist, als wir sieben Brüder zusammen ausmachen. Wir zanken uns alle Tage, und doch können wir ohne einander nicht leben. Immer verlassen wir uns in dem äußersten Zorne, aber immer bringt uns die Liebe wieder zusammen. Unser jüngster Bruder, der noch ein wenig mutwillig ist, glaubt sogar, daß wir uns ohne unsere Zänkereien weniger lieben würden. Wenn wir andern sechse daher ganz ruhig und stille bei einander sitzen, alle sechs fest entschlossen, uns nie wieder die Galle rege zu machen, so fängt der Schalk in seinem Winkel an zu seufzen: „Ach, ich armes Kind! daß ich allein übrig geblieben bin! daß alle meine Brüder tot sind, mausetot! daß nicht ein einziger noch lebt, der mir sagen kann, ob ich so recht denke!“ Und dann wirft er mit dieser oder einer andern Schnurre, als ob er bloß laut vor sich dächte, irgend eine Frage auf, die ganz neu zu sein scheint. Meistenteils bin ich der erste, der ihm antwortet: „Thomas, Thomas (er heißt Thomas), fängst du doch schon wieder an! Schweig doch! Unser Gläschen schmeckt uns ja so wohl! Unser Pfeifchen glimmt ja so schön fort! Siehst du, wie der Alte schon spannt!“ — Peter heißt dieser unser ältester Bruder, und das glauben wir alle seinem Alter schuldig zu sein, daß, wenn er den Mund öffnen will, wir alle schweigen, ihn nicht unterbrechen, ihn völlig ausreden lassen. Nun fängt Peter an in einem ruhig lehrenden Tone, und wer uns nicht kennt, sollte denken: dasmal wird alles recht gut gehn. Thomas

wird belehrt, und damit ist es aus. Aber Thomas hat dies und das noch nicht verstanden, bittet ihn, noch dieses und jenes zu erklären, und ist so unbefriedlich, daß die andern Brüder — weil Peter sich mit dem Erklären so nicht recht abgeben kann — nun schon auch das Wort nehmen müssen.

Anfangs zwar nehmen sie es mit aller Gelassenheit. Jeder spricht nicht eher, als bis ihn die Reihe trifft, und die Reihe geht nach dem Alter, so lange wir nur unser Gutachten abgeben. Nach Petern kömmt Martin, welcher gemeiniglich seinen Spruch mit einem Oder vielmehr anhebt. Auf Martin folgt Johann, den, weil er sich den Uebergang Das will sagen sehr geläufig gemacht hat, die jüngern Brüder oft im Scherz den Das will sagen nennen, so wie den zweiten den Bruder Oder vielmehr und den ältesten den Bruder Ich. Denn das Wörtchen Ich führt alles an, was aus Peters Munde kömmt. Ich denke, Ich sage, Ich rate, Ich 2c. —

Hilkias.

So hieß der Hohepriester, welcher zu des Josias Zeiten das Gesetzbuch wiederfand. Diese Begebenheit wird ..... an beiden Stellen mit einerlei Umständen erzählt.

Aber nicht mit so hinlänglichen Umständen, daß sich nicht verschiedene Fragen noch dabei aufwerfen lassen, über deren richtige Beantwortung die Ausleger noch lange nicht einig sind.

Ich übergehe die Frage, was eigentlich unter dem wiedergefundenen Gesetzbuche zu verstehen sei, ob die gesamten fünf Bücher Moses oder nur diejenigen Hauptstücke des fünften Buches, welche das zweite Gesetz enthalten. Denn eigentlich ist es keine Frage mehr. Die meisten und besten Ausleger kommen darin überein, daß nur die letztern darunter zu verstehen sind. Es sind unnötige Bedenklichkeiten, warum hie und da ein Gelehrter dieser Meinung noch nicht so recht beitreten will.

Eine andre Frage ist weit unentschiedener geblieben, wird auch wohl nie in ihr gehöriges Licht gesetzt werden. Diese nämlich: Das Exemplar des wiedergefundenen Gesetzbuches, war es das einzige damals vorhandne Exemplar?

Es gibt untadelhafte Gottesgelehrten, welche nicht angestanden, diese Frage zu bejahen. Da aber die Bejahung derselben von denen, welche die Authentizität der Mosaischen Schriften überhaupt in Zweifel ziehen, zu Beschönigung dieses ihres Zweifels gebraucht worden, so haben andre, einen so üblen Gebrauch abzuwenden, am besten zu thun geglaubt, wenn sie die Frage selbst verneinten.

Unter die letztern gehört vornehmlich der Verfasser der *Briefe über die Mosaische Schriften und Philosophie*, welcher, wie bekannt, sich mit dem Verfasser der *Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion* in der Person des Hrn. Abt J... vereiniget.

Nun hat es mir geschienen, daß sich dieser würdige Mann durch seine gute Absicht zu weit verleiten lassen. Er hat, wie mir geschienen, eine Behauptung für gefährlicher angesehen, als sie ist; er hat, wie mir geschienen, Gründe gefunden, wo keine sind; er hat, wie mir geschienen, Gegengründe, welches dem besten Manne widerfahren kann, in zuversichtlicher Aufwallung für seine gute Sache

so leicht abgewiesen, daß man glauben sollte, er habe sie nie zu überlegen gewürdiget; er hat, wie mir geschienen, in der Eil' Blößen gegeben, in die ich nicht wollte, daß seine Gegner ohne Warnung stießen, von denen ich überhaupt wünschte, daß er sie weder so leichtsinnig, noch so boshaft angenommen hätte.

Itzt arbeitet er, wie man sagt, an dem zweiten Teile seiner Betrachtungen, welche mit so allgemeinem Beifall aufgenommen worden. Nach dem Inhalte, welchen er selbst vorläufig davon angegeben, wird es größtenteils darin auf die Mosaische Religion angesehen sein, und es kann leicht geschehen, daß er den Punkt wiederum berühren zu müssen glaubet, in welchem ich von ihm abgehe, um mich auf eine andre Stelle des Weges um so viel gewisser bei ihm zu finden.

Es ist schwer, daß auch die gleichsten Fußgänger einen langen Weg immer Hand in Hand zurücklegen können. Aber wenn die Rauhigkeit des Weges sie zwingt, ihre Hände fahren zu lassen, so können sie doch immer einander mit Achtung und Freundschaft in den Augen behalten und immer bereit sein, wenn ein bedenkliches Straucheln einen gefährlichen Fall drohet, einander zu Hilfe zu eilen.

Mit diesen Gesinnungen — die ich gegen jeden Freund der Wahrheit habe und von jedem Freunde der Wahrheit erwarte — wag' ich es also, einige Gedanken niederzuschreiben, die eine bequemere Gelegenheit, geprüft zu werden, schwerlich erwarten dürften.

2.

Der Abt streitet wider diejenigen, welche vorgeben, daß es Esra gewesen sei, der die Bücher Mosis aus unsichern verstümmelten Traditionen zusammengesetzt habe*). Er fordert sie auf, uns auch nur die Möglichkeit zu erklären, „wie Esra das Volk, wie er die Priester und Aeltesten bereden mögen, so blindlings von ihm ein Buch unter Mosis Namen anzunehmen, dasselbe gleich als eine echte Schrift dieses ihres göttlichen Propheten zu verehren, es von Stunde an dem echten fünften Buche, welches, wenigstens nach ihrem freigebigen Geständnisse, von Mose herkommen soll, an die Seite zu setzen und als gleich wichtig in ein Volumen mit jenem aufzunehmen, auch öffentlich in ihren gottesdienstlichen Versammlungen zu lesen, wenn sie vorher von einem solchen Buche nie etwas gehört hätten."

Er läßt sie zum Behuf ihres Vorgebens sagen: „Da die Unwissenheit des Volks in seiner Religion zu Josias' Zeiten schon so groß gewesen, daß kein Mensch mehr gewußt, ob noch das Gesetzbuch in der Welt wäre, so sei es so viele Zeit nachher und durch die dazu gekommene Gefangenschaft dem Esra noch weit leichter gewesen, vornehmlich, wenn er die Aeltesten darin auf seiner Seite gehabt, diesem unwissenden und dummen Volke so viele Bücher unter Mosis Namen in die Hände zu geben, als er selber nur gewollt habe."

*) Erster Brief, S. 9.

Aber diesen Vorwand selbst entreißt er ihnen wiederum auf die triumphierendste Weise. „Ein neues Zeugnis," ruft er aus, „wie diesen Herren alles zu einem Beweise gut genung ist! Erstlich," fährt er fort, „ist es die größte Unverschämtheit, aus der im 2. B. der Könige, Kap. 23 beschriebenen Geschichte, von dem unter des Königes Josias Regierung wiedergefundenen Gesetzbuche zu behaupten, daß damals überhaupt kein ander Exemplar von dem Mosaischen Gesetze mehr in der Welt gewesen als das einzige, und daß es dem Volke und den Priestern schon so unbekannt gewesen, daß sie von der Existenz eines solchen Buches gar nichts mehr gewußt hätten."

Die größte Unverschämtheit? Das, wollte ich, hätte der ehrwürdige Mann nicht gesagt. Denn haben nicht eine Menge Gottesgelehrte, alte und neue, ohngefähr das Nämliche behauptet, ohne daß man sie in Verdacht haben kann, daß sie eben das daraus schließen wollen, was er seine Gegner daraus schließen läßt? Folglich kann nicht die Behauptung unverschämt sein, sondern die Folge allein muß es sein, die man daraus ziehen will.

Ich verwerfe die Folge, aber über die Behauptung läßt sich wenigstens noch streiten. Und worüber sich noch streiten läßt, davon muß jeder das eine oder das andre Teil annehmen können, ohne desfalls einer Unverschämtheit beschuldiget zu werden.

Ausdrücklich zu behaupten, daß das wiedergefundene Exemplar des Gesetzbuches das einzige in der Welt gewesen, wäre eine große Thorheit. Aber zu behaupten, daß es eben so gut wie das einzige in der Welt gewesen, scheint der Wahrheit sehr nahe zu kommen.

Ich will sagen: Wenn man jenes behaupten wollte, so müßte man zeigen, daß das Original niemals abgeschrieben worden; und dieses kann man nicht zeigen, so lange es möglich ist, daß es abgeschrieben werden können; denn wenn es einmal abgeschrieben worden, so hat es tausendmal abgeschrieben werden können, und wenn von diesen tausenden neunhundertundneunundneunzig verloren gegangen, so hat das tausende dennoch irgendwo sich erhalten können. Aber das andre zu behaupten, dazu gehört weiter nichts, als anzunehmen, daß es nur selten abgeschrieben worden und daß diese seltne Abschriften eben so leicht und noch leichter von Händen kommen können als das Original.

Daß dieses auch wirklich geschehen sein müsse, daß das Volk und die Priester, als das Mosaische Original des Gesetzbuches wiedergefunden ward, keine Abschriften desselben in Händen gehabt, daß sie dieses wiedergefundene Gesetzbuch in seinem ganzen Umfange nicht gekannt: das ist, was sich aus jedem Umstande der biblischen Erzählung selbst unwidersprechlich ergibt, und was unser würdiger Abt eben so vergebens als unnötig zu widerlegen bemüht ist.

Es ergibt sich aus jedem Umstande der Erzählung — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich glaube erwiesen zu haben, daß das Exemplar des Gesetzbuches, welches Hilkias wiederfand, das einzige oder eben so gut als das einzige Exemplar war, indem die wenigen Abschriften, welche von den ersten Königen davon genommen worden (wenn anders dergleichen je davon genommen worden), gewiß unter dem Manasse und andern abgöttischen Königen verloren gegangen waren, wo nicht gar mit Fleiß vernichtet worden. Nun wäre die Frage, ob Josias, auf den die Wiederfindung dieses einzigen Exemplars so einen besondern Eindruck machte, nicht auf die Vervielfältigung desselben gedacht und Abschriften davon nehmen lassen.

Es gibt Gelehrte, die diese Frage kecklich geradezu behaupten. Unter andern sagt Prideaux: „Auf des Josias Befehl wurden von diesem Original ein Haufen Abschriften gemacht und ferner nach allen Stücken der heiligen Schrift genaue Nachsuchung angestellt, und allerorten, wo sie gefunden worden, ward Verfügung gethan, daß man sie ebenfalls abschreiben möchte, und also kamen von der ganzen heiligen Schrift Kopeien genung unter die Leute, so daß, wer das Gesetz Gottes gern wissen wollte, es entweder selbst abschrieb oder sich abschreiben ließ."

Wenn Prideaux gesagt hätte, daß dieses alles zu vermuten stehe, so könnte es hingehen. Aber es für eine ganz unstreitige Wahrheit auszugeben und in einem Tone davon zu sprechen, als ob er die allerunwidersprechlichsten Beweise davon hätte, das ist wahrlich zu viel. Denn welches wären seine Beweise? Wo findet sich auch nur das allerentfernteste Zeugnis davon in den Büchern der heiligen Schrift? Wo steht eine Silbe, die nur vermuten ließe, daß Josias das wiedergefundene Exemplar abschreiben lassen? Wo vollends eine Silbe, daß er gar auch die übrigen Bücher der Schrift aufsuchen und sie ebenfalls abschreiben lassen? Die einzigen Währmänner, welche Prideaux also für sich haben kann, sind die Rabbinen, deren Zeugnis aber so gut als nichts ist.

Nach den biblischen Nachrichten — welches die einzigen gültigen in dieser Sache sein können — ist es vielmehr höchst wahrscheinlich, daß auch Josias keine Abschriften von dem wiedergefundenen Gesetzbuche nehmen lassen, sondern sich damit begnügt, daß er Recht und Religion darnach wiederhergestellt und das Exemplar selbst heiliger aufheben lassen. Denn es wird nicht allein in der Geschichte keines Abschreibens gedacht, sondern bald darauf findet sich auch sogar, daß wiederum unter dem ganzen jüdischen Volke nur ein einziges Exemplar des Gesetzbuches vorhanden gewesen.

Ich meine das, welches Esra hatte, von welchem es zweimal heißt: „nach dem Gesetze, das in deiner Hand ist". Dieser Besitz war es denn auch, welcher den Esra vornehmlich geschickt machte, die Religion unter den Juden wiederherzustellen.

Tertullianus

de

Praescriptionibus.

Einleitung.

Lupus, der 1675 eine Ausgabe dieser Schrift mit einem weitläuftigen Kommentar herausgegeben, in welchem allerdings viele gute brauchbare Antiquitäten zusammengetragen worden, die zusammen den ganzen neunten Band seiner zu Venedig 1727 in Folio gesammleten Werke ausmachen, wirft daselbst die Frage auf, wie der Titel dieser gegenwärtigen Schrift des Tertullian heißen müsse: ob liber praescriptionum adversus haereticos oder liber de praescriptionibus haereticorum, und gibt seine weise Entscheidung dahin, daß beide Titel nicht unschicklich wären. Doch sei der letzte, meint er, wohl der schicklichere und scheine der zu sein, den der Verfasser selbst seinem Buche gegeben.

Aber wußte denn Lupus nicht, daß man diesen Titel noch auf eine dritte Weise anzugeben pflegt? daß man ihn auch de praescriptione, nicht praescriptionibus haereticorum auszudrücken pflegt? So lautet er in der Ausgabe des Rigaltius von 1634, so in der Ausgabe des Moreau von 1658.*)

Und wie kömmt es, daß Lupus die ganze Note des Rigaltius nicht gelesen hat? Es muß ihm diese Ausgabe gar nicht zu Gesichte gekommen sein, ob er gleich den Rigaltius in der Zueignungsschrift ausdrücklich anführt. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

[Die Uebersetzung fällt hier weg. D. H.]

---

*) Moreau scheint in dem Titel zwar dem Rigaltius gefolgt zu sein, gleichwohl . . . er T. II. p. 611 nicht weniger als zehn verschiedene . . ., die alle in dem Buche enthalten sein sollen; von welchen aber doch leicht zu zeigen, daß sie auf eine hinauslaufen.

Anmerkungen

zu dem Tertullianus de praescriptionibus.

C. 1.

Alles, was Tertullian in diesem und den folgenden Kapiteln von den Ketzereien sagt, kann vollkommen auf die deistischen und naturalistischen Schriften angewendet werden, über deren Ausbreitung und Eindruck man sich so sehr wundert. Denn auch der Naturalismus gehört unter die Rotten, die prophezeit worden und dazu bestimmt sind, ut fides habendo tentationem haberet etiam probationem.

C. 2.

Erogare könnte hier sehr wohl durch abfordern, nämlich aus diesem Leben, gegeben werden. Febris erogando homini deputata erinnert mich an die Fabel von den drei Botschaften des Tods, unter welchen sich ebenfalls ein Fieber befand. Lupus will erogatio durch Erschöpfung übersetzt wissen, „quia uti erogatio pecuniam, ita febris cruciatu exhaurit humanam substantiam".

Auch von den gefährlichen Schriften, gegen welche unbesonnene Zeloten öffentlich predigen, gilt, was Tertullian von den Ketzereien sagt: „nihil valebunt, si illas tantum valere non mirentur," nämlich die schwachgläubigen Eiferer, die den Schaden, welchen dergleichen Bücher stiften, nicht genug bejammern zu können glauben. „Aut enim dum mirantur, *in scandalum subministrantur.*" Leute werden zu ihrem Aergernisse damit be —

Von den Schriften wider die Religion läßt sich sehr wohl sagen, was Tertullian von den Ketzereien sagt: „ad hoc sunt, ut fides habendo tentationem, haberet etiam probationem." Und von denen, welche sich wundern und darüber ärgern, daß diese Bücher so gelesen werden, kann man eben so recht sagen: „Vane et inconsiderate hoc ipso scandalizantur." Denn wahrlich auch diese Bücher wie die Ketzereien „nihil valebunt, si illos tantum valere non mirentur."

Manuscripta latina theologica in Folio.

1. Coelii Lactantii Firmiani Opera in membrana.

Von allen Handschriften des Lactantius in unserer Bibliothek ist zu merken, daß sie Bünemann zu seiner Ausgabe (von 1739) nicht so brauchen können, wie er wohl gewünscht, und daß er nur in einzelen Stellen sie nachsehen dürfen. (S. Bunem. Praefatio, no. 43, 47.) Wenn er aber sagt, daß die Codices aus der Gudius'schen Verlassenschaft hierher gekommen, so ist dieses nicht ganz richtig; denn der, welcher in dem Quartcatalogo unter Nummer 3 spezifiziert ist, ist zurückgeblieben.

Dieser Codex enthält die VII libr. Institutionum, die in den Ueberschriften durchgängig den Zusatz adversus gentes führen, welches ich nicht finde, daß es Bünemann sonst aus einem Manuskript angemerkt habe. Die Einteilung in Kapitel durch alle sieben Bücher ist die nämliche, die Bünemann mit römischen Zahlen angegeben hat, und zu jedem Kapitel ist der Inhalt mit roter Tinte an den Rand geschrieben. Dergleichen Inhalte hat Bünemann ganz weggelassen. Zu den griechischen Stellen war in dem Texte Platz gelassen, die aber ebenfalls mit roter Tinte von einer etwas neuern Hand eingetragen worden, wovon jedoch eine lateinische Uebersetzung bereits von der ältern Hand, die den Text geschrieben hatte, an den Rand geschrieben war.

Auf die Institutiones folgen die Bücher De ira und De opificio Dei vel formatione hominis, beide ohne alle Abteilungen von Kapiteln. Endlich schließt das Carmen de Phoenice (welches aber nicht des Lactantius, sondern des Claudianus seines ist) und von einer neuern Hand die Stelle aus dem zweiten Buche des Plinius von diesem Vogel.

Die Anfangsbuchstaben sind von Gold und illuminiert und der ganze Codex höchstens aus dem Ende des 14. Jahrhunderts. Er scheint in Italien geschrieben zu sein, wie denn auch der Name Domini Andreae Gritti, welcher auf dem letzten leeren Blatte stehet, ohne Zweifel der Name eines seiner frühern Besitzer gewesen.

2. Lactantii quaedam, quorum initia in membrana, maxima autem pars in charta scripta.

Dieser Codex fängt an mit dem Buche De opificio Dei, in 21 Kapitel abgeteilt, deren jedes seinen übergeschriebenen Inhalt hat. Am Ende aber findet sich noch ein anderer, etwas umständlicherer Inhalt aller 21 Kapitel. Die Einteilung in nur 20 Kapitel beim Bünemann ist etwas verschieden.

Hierauf folgen die Institutiones, in ihre Bücher und diese in ihre Kapitel abgeteilt, meistens mit dem übergeschriebenen Inhalte, wie er in dem vorhergehenden Codice zu lesen. Die Institutiones führen hier gleichfalls den Zusatz: adversus gentes.*)

Endlich macht das Buch De ira den Beschluß, in 25 Kapitel geteilt, mit überschriebenem Inhalt.**)

Und folglich enthält dieser Codex eben so wohl die ganzen Werke des Lactantius als der vorhergehende, indem ihm ebenfalls nicht mehr als das Epitome Institutionum und das Buch De mortibus persecutorum fehlen, welche erst in neueren Zeiten Pfaff***) und Baluzius in bisher noch einzigen Manuskripten der Königl. Turinischen und der Colbertinischen Bibliothek zu Paris entdeckt haben.

Die Pergamentblätter dieses Codicis finden sich eben nicht zum Anfange der verschiedenen Bücher, sondern sind durch das Ganze ohne Ordnung zerstreut. Der papierne Teil ist sehr schönes weißes und starkes Papier, welches einen Buchstaben zum Zeichen hat, der entweder ein p oder b ist, so wie er rechts oder verkehrt steht.

Das Ganze ist durchgehends auf gespaltenen Kolumnen geschrieben und schwerlich wohl älter als aus dem Anfange des 15ten Jahrhunderts. Zum Ende hat der Schreiber folgende vier schöne Zeilen angehängt:

Ut laetus ponti spumantis navita lymphas
Munere congaudet summi tranasse potentis,
Sic sacro calamo scriptor sulcasse libellos
Rhetoris egregii nomen Lactantii est cui.

3. Lactanti nonnulla. In membrana.

Dieser Codex, wie schon angemerkt, ist nicht in unsere Bibliothek gekommen. Dafür will ich sogleich die andern Codices Lactantii mitnehmen, die in derselben vorhanden.

Erstlich also ein chartaceus unter den Gudianis in Folio, no. 71, den ich in dem gedruckten Verzeichnisse in 4to nicht finde und der also ohne Zweifel für diesen fehlenden wird mitgekommen

---

*) Die griechischen Stellen sind nicht eingeschrieben, aber die lateinische Uebersetzung findet sich gleichfalls am Rande von der nämlichen Hand.

**) Die Bücher folgen also in diesem Codice sehr gut, nämlich so, wie sie nach einander geschrieben sind. S. Hamberger.

***) Nur vollständig, mit dem fehlenden Anfange. Denn das meiste davon war schon längst vor ihm bekannt und gedruckt.

sein. Er enthält aber nur die Institutiones und ist, wenn er alt ist, aus dem Anfange des 15ten Jahrhunderts.

Zweitens ein membranaceus in Quart, in dem gedruckten Quartcatalogo, no. 24. p. 546, nach unserer Zahl aber 240 Gud. Dieser enthält vom Lactantius:

1. das Buch De ira, gleichfalls in 25 Kapitel (also anders abgeteilt als beim Bünemann, der nur 23 zählt), mit ihrem vorgesetzten Inhalte. Voran stehet von der nämlichen Hand folgende sehr vernünftige Erinnerung.

„Quicunque hunc pulcherrimum Lactantii librum legis, sic sobrie legendum esse curaveris, ut non omnia de Dei ira dicta credas esse approbanda, sed ducem ac praeceptorem habeas beatum Augustinum, qui in ejus Enchiridio ait: Cum autem Deus irasci dicitur, non ejus perturbatio significatur, qualis est in animo irascentis hominis, sed ex humanis motibus translato vocabulo vindicta ejus, quae non nisi justa est, irae nomen accipit.“

2. Das Buch De Dei opificio nach der Einteilung des Codicis no. 2. in 21 Kapitel, mit den nämlichen Ueberschriften derselben; gleichfalls doppelt, wovon die zweiten Πίναξ ἕτερος in Lactantium heißen.
3. Das Gedicht des Lactantius De Phoenice, dem das Gedicht des Claudians ähnlichen Inhalts und die Stelle aus dem Plinius beigefügt sind.
4. L. C. Lactantii Firmiani De sacratissima resurrectione Christi versus.

Ist das Gedicht De Pascha, in der Bünemannischen Ausgabe p. 1515, welches aber wohl mit mehrerem Grunde dem Venantius Fortunatus zugeschrieben wird, unter dessen Gedichten es sich auch lib. III. c. 7 befindet.

Das Sonderbare unserer Handschrift ist, daß das Gedicht sich mit dem 39. und 40. Verse anfängt:

Salve festa dies, toto venerabilis aevo,
Qua deus infernum vicit et astra tenet,

worauf alles in seiner Ordnung folgt, bis auf den 100. Vers, mit welchem es schließt, so daß es von den noch folgenden zehn Versen, die wegen des Aspera gens saxo Auslegens bedurft haben, nichts weiß, die also wohl ein fremder und späterer Zusatz sein könnten.

Das Alter dieses Codicis ist zu Ende des Buchs mit den Worten angegeben: III. Non. Jan. MCCCCXXXIII, und dieses Datum ist nur deswegen merkwürdig, weil durchgängig der Schreiber das lange ſ zum Schluß der Worte gebraucht hat und kein kleines s kennet, welches sonst von Neuern für das Merkmal eines höhern Alters angegeben wird.

Drittens ein chartaceus in Folio, unter unsern Augusteis no. 6. 7. Er enthält 1. die libros Institutionum, in ihre Kapitel

abgeteilt mit deren Inhalt. Das 7te Buch ist nicht De vita beata, sondern De divino prooemio zu Anfange überschrieben, zu Ende aber heißt es De divino prooemio i. e. beata vita et ultimo futuro judicio ad Constantinum Imperatorem, daß also wohl die gewöhnliche Ueberschrift die Glossa sein könnte. 2. De opificio Dei, gleichfalls in 25 Kapiteln nebst den Ueberschriften, die auch hier gedoppelt sind, wie sie in den angegebenen Codicibus vorkommen. 3. De ira Dei, ebenfalls in 25 Kapiteln mit den Aufschriften. 4. De resurrectione Christi versus, welche auch hier mit dem 39. Verse anfangen, Salve festa dies, und die letzteren zehne nicht haben. 5. Versus de Phoenice, dem ebenfalls noch das Gedicht des Claudians und die Stelle aus dem Plinius beigefügt sind, mit noch andern ähnlichen Stellen aus den Metamorphosen des Ovidii und einer italienischen aus dem Dante.

Aus letzterer Stelle ist nicht unwahrscheinlich zu vermuten, daß der Codex in Italien geschrieben worden, etwa um 1400. Das Papier ist schön weiß und stark und hat ein Zeichen, welches einem Kruzifix, das in einen Zirkel eingeschlossen ist, ähnlich sieht.

Viertens ist das Gedicht De resurrectione noch in einem chartaceo, unter den Augusteis no. 33. 1 bald zum Schlusse zu finden, wo es gleichfalls eben so anfängt und aufhört.

4. B. Ambrosii Mediolaniensis Hexameron in membrana.

Der Charakter dieses Codex ist ganz gotisch, und er kann höchstens aus dem 14ten Jahrhunderte sein. Wenn noch. Vor jedem Buche ist das darin abgehandelte Tagewerk in einem kleinen Bilde vorgestellt, das Gold und helle Farben genug hat. Was ich darin gelesen habe, ist sehr inkorrekt.

5. B. Hieronymi Epistolae elegantissime scriptae. In membrana.

6. Hieronymi Epistolae. In membrana.

7. Hieronymi Epistolae et alia quaedam opera. In membrana.

Dieser Codex muß nicht mit in unsere Bibliothek gekommen sein.

8. Hieronymus in Epistolas Pauli ad Ephesios et Galatas. In membrana.

Von wem und wenn dieser Codex geschrieben worden, davon findet sich auf dem Blatte einige Nachricht. Oben nämlich steht mit kleiner Schrift: Hoc ego Richmundus feci, Clementis alumpnus. Scripsi devote Horberto (oder Norberto) patre jubente. Und darunter mit größerer Schrift einer andern Hand: Liber conventus Monasterii Clementis in Iborgh Ordinis S. Benedicti. Iborgh aber ist ein kleiner Ort in Westfalen, im Stifte Paderborn, der jetzt Dreiburg oder Driburg heißt. Es kömmt also

nur darauf an, zu wissen, wenn ein Abt Horbert oder Norbert daselbst gelebt hat. Der Codex müßte wenigstens aus dem Anfange des 14ten Jahrhunderts sein, wenn es wahr ist, was in der Staats- und Reisegeographie steht (VIII. p. 538), daß das Schloß an Driburg nebst dem dabei gestandenen Kloster schon seit 1340 wüst gelegen.

9. D. Aurelii Augustini De sermone Domini in monte libri. II. ib. Johannes Cassianus de sexto vitio principali, quod Graeci 'Αδικιαν vocant. III. Ivonis Canonici regularis et Carnutensis Episcopi de statu vitae suae Epistola. IV. Ejusdem Epistola ad Rainaldum. V. Rainaldi Responsio ad praecedentem Epistolam. VI. Ejusdem defensio in alia causa, in membrana.

Erst muß ich von diesem Codice überhaupt anmerken, wem er ehedem gehört. Es steht nämlich unten auf der ersten Seite: Iste liber est St. Genovevae Parisiens.; quicunque eum furatus fuerit vel titulum istum deleverit, anathema sit. Amen.

1. Die Bücher des Augustinus De sermone Domini in monte stehen Tom. III. Parte II. der Benediktiner Ausgabe, und deren Text möchte wohl schwerlich daraus zu verbessern sein. Ueber die wenigen darin vorkommenden griechischen Worte ist die Aussprache Buchstabe für Buchstabe lateinisch geschrieben.
2. ist ein bloßes Stück des Cassianus, nämlich die sieben ersten Kapitel des 10ten Buchs De institutis Coenobiorum, welches 10te Buch de spiritu Acediae handelt. Also sollte es nicht ἀδικια sondern ἀκηδια heißen, welches etwas ganz anders ist. Dem Wort nach ist ἀκηδια so viel als Sorglosigkeit; Verdrossenheit aber drückt es näher aus, und wenn man alle Symptomata zusammennimmt, die Cassianus davon angibt, so war es eine Art von Hypochondrie, welche die Mönche und Eremiten gemeiniglich circa horam sextam überfiel, das ist gegen Mittag: „nimirum, dum circa meridiem inedia et labore fatigati, adhuc tribus horis, nempe ad nonam usque pomeridianam, cibum expectarent, abstinentes plerique, infirmiores, non item, quos Acedia superabat. Inde terrorem, dolorem ac vertiginem illis fuisse generatam," sagt Alardus Gazaeus in seinem Kommentar über das Werk des Cassianus.
3. Ein ungedruckter Brief des Ivo, zufolge der Anmerkung, die Gudius an den Rand geschrieben: Epistola haec ἀνεκδοτος, neque dubium, quin sit Ivonis Carnotensis Episcopi et regularis Canonici, etiamsi inter editas ejus non extat.

   Er ist allerdings nicht unter den Briefen zu finden, wie sie in der Ausgabe des Fronto von den sämtlichen Werken des Ivo (v. 1647, Fol. Parisiis, 70. 39. Th. X) vorkommen. Es müßte aber doch auch erst nachgesehen werden, ob ihn nicht

etwa Dacherius oder Mabillon oder Muratori, welche einzelne Briefe des Ivo herausgegeben, schon bekannt gemacht. S. Hamberger, IV. p. 72.

Fronto, der Herausgeber der sämtlichen Werke, war Canonicus regul. St. Genovevae Paris. Und unser Codex, wie angezeigt, gehörte ehedem diesem Kloster. Er mußte also wohl zu den Zeiten des Fronto schon abhänden gekommen sein, sonst würde ihn dieser ohne Zweifel sowohl dieses als der nachfolgenden Stücke wegen genutzt haben. (Gudius war gegen 1660 zu Paris.)

Der Brief fängt an: Cum nuper Aurelianis de vita trium nulla colloqueremur, te ipso occasionem dante etc. — und endet sich: et ne formides si dura tibi vaticinetur Agabus.

4. Ein Brief des Ivo, unter den gedruckten in den sämtlichen Werken der 256., an den Bruder Rainald, welcher dies Kloster verlassen und ein Eremit werden wollte. Aber nun folgt

5. die Antwort des Bruder Rainalds darauf, welche nicht gedruckt ist und sich anfängt: Diu dubitavi epistolae tuae multo melle pariter absinthioque aspersae respondere, und sich schließt: ubi plenius praecepta dominica adimplere potuerit. Vale. Und hierauf endlich folgt

6. ohne alle Ueberschrift ein neuer Absatz, welcher sich anfängt: Quia relicta saepius coenobii talium fratrum societate, — und schließt: brevibus ecclesiarum claustris includi? sum. Und zu diesem Zusatze hat Gudius an den Rand geschrieben: Ejusd. Rainaldi de eadem re disquisitio alia itidem ἀνέκδοτος. Also de eadem re, nicht de alia causa, wie der Catalogus sagt.

11. Aurelii Prudentii Opera. In membrana.

Eine Handschrift vom Prudentius in Fol. ist in unserer ganzen Bibliothek nicht. Auch weist unser Verzeichnis bei dieser Nummer auf einen Band in Octav, n. 202., welcher Prudentii opera enthält auf Pergament; er ist aber von vornherein defekt und fängt mit der 44sten Zeile des 4ten Hymnus der Cathemerinon an:

Nil est dulcius ac magis saporum.

Die Hymni Cathemerinon hören mit dem 10ten auf, bei dessen Schlusse ausdrücklich steht: Finit liber, qui praetitulatur Cathemerinos grece, cotidianus latine; es fehlt also der 11te und 12te.

Hierauf kommt: Liber Peristephanon, aber ohne die Vorrede. Die Hymni folgen auch nicht in der nämlichen Ordnung, z. E. der XI. in der Ausgabe des Weizii, In honorem Quirini, ist der dritte. Zum Schlusse der Peristephanon kommen die zwei folgenden Hymni der Cathemerinon.

Sodann die Apotheosis, Hamartigenia, Psychimachia.

In dieser findet man die 27 ersten Verse doppelt, und zu Anfange der erstern stehet:

Aurelius Prudens virtutum praelia Clemens
Cum viciis cecinit, metrica scolasticus arte.

Zu Ende dieses Gedichts liest man die Zeilen:

Hic libri statuit metam Prudentius auctor
Laudans virtutes, quas sanctos decet habere,
Excutiensque pius de mentibus vicia cuncta.

Ferner folgen die zwei Bücher contra Symmachum und endlich das Diptychon, vor welchem an zwanzig Zeilen stehen, zu denen Gudius an den Rand geschrieben: Non est in editione Theodori Pulmanni; und in Weizii Ausgabe (von 1618) stehen sie auch nicht. Sie fangen an:

Immolat deo patri pius, fidelis, innocens, prudens
dona conscientiae, quibus beata mens habundat intus.*)

Hinten an dem Diptychon sind noch folgende Stücke: eine Anmerkung über die 10 Namen Gottes im Hebräischen, „quae quisquis super se habuerit, nec in aqua, nec in armis unquam peribit“, und ein Lobgedicht auf die Jungfrau Maria, welches anfängt:

Hos in laude tua cano versus Virgo Maria
Atque Dei genitrix tali cognomine felix etc.

Der größte Teil davon ist verloschen.

Dieser Codex gehörte ehedem Bernhard Rotterdorfen. Er scheint aus dem 13ten Jahrhunderte zu sein und hat fast durchgängig Glossen zwischen den Zeilen am Rande.

12. Gregorii M. Epistolarum lib. XII. In membrana.

In der Ausgabe der Benediktiner (von Paris 1705, vier Bände in Fol., in welcher die Briefe in dem zweiten Bande stehn) sind die Briefe in 14 Bücher eingeteilet. Aber man glaube nicht, daß dieser Codex etwa die sämtlichen Briefe oder doch wenigstens die 12 ersten Bücher in sich begreife. Er enthält bei weitem nicht die Hälfte derselben und ist am Ende defekt.

Das erste Buch Indiction. IX. hat zwar auch 85 Briefe, die aber weder nach der alten noch nach der von den Benediktinern bestimmten Ordnung auf einander folgen.

Hierauf kommen 78 hinter einander numerierte Briefe, die mit den ersten zweien des zweiten Buchs Indiction. X. anfangen, welches 2te Buch aber nur 34 Briefe bei den Benediktinern enthält.

Und endlich folgen 41 Briefe, die gar nicht numeriert sind, wovon der letzte der 60ste Brief des 6ten Buches ist, an den Eulogius, Bischof zu Alexandria, welcher sich anfängt: Mater et custos

*) Ich finde nun, daß diese Zeilen die fehlende Vorrede zu dem Briefe Peristephanon sind, die auch in einem andern Codice des Prudentius, welcher sich unter den Augusteis befindet, ebenfalls an diesem Orte stehen. Wie man sie aber beim Weizius an jenem Orte findet, so werden sie wohl auch in Pulmanns Ausgabe daselbst stehen, nur daß Gudius dieses nicht bemerkt hatte.

bonorum omnium charitas. Darauf kommen die ersten Zeilen eines Briefes, der anfängt: Quamvis fraternitatem vestram bonis esse intentam operibus —

Ein ebenfalls unvollständiger Codex von des Gregorii Briefen, welcher mit dem 8ten Buche anhebt, ist unter den Weißenburgischen Mskt., no. 71, der 293 Briefe enthält, die aber gar nicht numeriert sind. Beide Codices wird sich vielleicht der Mühe lohnen, bei mehrerer Muße Brief für Brief zu konferieren. Ein weit besserer und älterer Codex aber von den Epistolis Gregorii, in welchem sie sämtlich in 2 Bücher verteilt sind, ist unter den Augusteis no. 75, welche Einteilung darum merkwürdig ist, weil die Benediktiner in ihrer Vorrede zu den Episteln sagen: Etsi enim nonnulli sunt Msti. codices, in quibus absque ulla librorum distinctione laudatae repraesentantur epistolae, nulli tamen occurrerunt nobis, qui eas in libros dividendo in pauciores quam quatuordecim partiantur.

Doch sehe ich nun aus dem gleich darauf folgenden, daß dieses die Epistolae decretales Gregorii sind, welche der Papst Hadrianus aus allen ausziehen und in zwei Bücher verteilen lassen. Der Weißenburgische Codex fängt bei dem 2ten Buche dieser Decretalium an.

Papst Gregorius I., zugenannt der Große, bestieg den päpstlichen Stuhl 590, den 3ten September, und starb den 12ten März 604, nachdem er also 13 Jahre, 6 Monate und 10 Tage regiert hatte.

Die Briefe, welche er während seiner Regierung in Geschäften des Stuhls geschrieben, hatte er fleißig nach den Jahren gesammelt, und er starb also, ehe er das 14te Jahr derselben vollendet hatte.

Dieses bezeugt Johannes Diaconus, welcher sein Leben in 4 Büchern beschrieben, das er Johann VIII. zugeeignet (also zwischen 872—882), aber lib. IV. §. 72 schreibt:

„Licet Longobardorum perfidia saeviente, post Ezechielis tractatus ab expositione librorum destiterit, ab exponendis tamen epistolis, quamdiu vivere potuit, nunquam omnino cessavit, quarum videlicet tot libros in scrinio dereliquit, quot annos advixit. Unde quartum decimum epistolarum librum septimae indictionis terminum non peregit."

Die Benediktiner, welchen wir die neueste Ausgabe der Werke dieses Papstes von 1705, in 4 Folianten, zu danken haben, hatten also Recht, die Briefe desselben, welche bisher nur in 12 Bücher abgeteilt waren, nach dieser genauern Einteilung in 14 Bücher der Zeitfolge nach zu ordnen.

Aber Johannes Diaconus fährt nach angezogener Stelle fort:

„Ex quorum multitudine primi Hadriani Papae temporibus quaedam epistolae decretales per singulas indictiones ex-

cerptae sunt et in duobus voluminibus, sicut modo cernitur, congregatae."

Dieses bekräftiget Sigebertus Gemblacensis, De script. eccles., cap. 79, wenn er schreibt:

„Adrianus Papa libros epistolarum primi Gregorii Papae abbreviavit et utiliora quaeque decerpens tredecim libros ad duos redegit."

Desgleichen Trithemius cap. 254. de Sc. Eccl.:

„libros XIII epistolarum S. Gregorii Papae abbreviavit in duos, utiliora decerpens."

Liber Primus.

1. Venantio, Lunensi Episcopo, scripsit, ut subsidium a se missae Abbatissae et adjutorium in omnibus praeberet. X. 43.
2. Cyridano, qui censum sitonici, quod in horreis ecclesiae susceptum fuerat, restituere jubebat et in speciem praeparare, omnino interdixit sub hujusmodi dispendio ecclesiam subjacere. . . . . XII. 34.
3. Theodoro Curatori de susceptione conjugis Johannis Praefecti urbis. . . . . X. 6.
4. Mariniano, Episcopo Ravennatis, de eadem Johannis conjuge benigne suscipienda. . . . . X. 7.
5. Romano Defensori Vitum quendam collaudat quem in Defensorum scola praesentare voluit. . . XI. 39.
6. Fantino Defensori injungit causam, ut habitam inter Maurentium, Magistrum militum, et Victorem, Panormitanum Episcopum, determinaret. . . . . XII. 4.
7. Savino Subdiacono mandat, ut adjutorium Proculo Episcopo ad suam ecclesiam revertenti praeberet. XIII. 24.
8. Anthemio Subdiacono de pecunia quae apud Benenatum Episcopum remansisse dicebatur, quam pro construendo susceperat, perquirere praecepit. . . . IX. 51.
9. Per Sabinum Subdiaconum Palumbum Episcopum eo quod res vel ministeria ecclesiae remisse servaverit clementer arguit. . . . . XII. 26.
10. Vituli Defensori per Bonifacium Notarium scripsit, ut in utilitatem Parochiae Barbaricina mancipia comparari debuisset. . . . . XI. 23.
11. Maurencium Magistrum militum oratur, ut Arogi Duci suaderet, ut Savino Subdiacono ad deducendas S. Petri ecclesiae trabes opem ferret . . . . XII. 20.
12. Gregorio Expraefecto scripsit, ut solatium Salvio Subdiacono ad deducendas trabes supradictas praestaret. XII. 22.
13. Arogi Duci mandat, ut solatium Savio Subdiacono ad deducendas ad mare easdem trabes exhiberet. XII. 21.

14. Stephano injunxit auxiliari Savio Subdiacono in jam dicto negotio. . . . . XII. 23.
15. Romano Defensori commendat, ut Petrum, quem ipse Defensorem fecerat, qui de massa juris Romanae ecclesiae fuerat, admoneret, ne filios suos alicubi in conjugium, nisi in ea massa de qua fuerat, sociare non praesumeret. XII. 25.
16. Savino Subdiacono ut causam quam Clerus Regitanae ecclesiae contra Episcopum suum habere questus est, cum aliis reverendissimis viris diffiniret, praecepit. IX. 47.
17. Romano Defensori injungit, ut Laurentio de pecunia quam Bonifacius reliquerat, satisfacere deberet. . XII. 15.
18. Mariniano Episcopo Ravennae suadet, ut Maurentio vel missis suis adjutorium ferri deberet. . . XII. 5.
19. Hilario Notario, navem in qua Vitulis navigarat Deo datae Abbatissae transmissam esse, innotescit atque ei praecipit, ut eam ab omni onere vel angaria, ac si sua fuisset, l. exc. accurreret. . . . . X. 67.
20. Theodoro Curatori scribit, ut Maurentii Magistri militum missis solatium ferre deberet. . . . XII. 6.
21. Paulino, Proculo, Palumbo, Venereo ac Marciano Episcopis injungit, ut inter Bonifacium Episcopum et Clerum suum causas habita summa aequitate discuterent perscrutatasque sibi diligenter innotescere jussit. . IX. 48.
22. Anastasium Antiochenum pro rectae fidei tenore collaudat; fundamentum unum esse Christum secundum apostolum commemorat, ipsum vero pastorem esse, per hostium, id est Christum, ingreditur, ostendit; exemplum Jacobi servientis inducit pro vita piissimi Imperatoris, qui haereticorum ora conclusit, orandum esse innotuit; exemplar primae Ephesinae ecclesiae, ut inviolata permaneret, inquirere jubet eosque qui per praemia ad sanctum ordinem pervenerint, errorem Symoniacae haereseos incurrere manifestat. IX. 49.
23. Anthemio Subdiacono permandat, ut Matthaeo Scholastico XII. dare solidos festinaret. . . . . XII. 2.
24. Bonam Abbatissam ad possidendam ecclesiam, quam Johannes Presbyter construxit, clementer invitat. III. 37.
25. Venantio, Episcopo Lunensi, scribit, ut Agrippino Presbytero Ferolano quaedam debita ad reparationem ecclesiarum solvere procuraret. . . . . X. 44.
26. Anthemio Subdiacono Campaniae praecipit, ut Gallo Manclero, qui pro susceptione servi publici juris in monasterium constrictus erat, auxilium praestaret.
27. Romano Defensori injungit, ut Fausto res suas, quae a Syracusanae ecclesiae actionariis subtractae erant, ejus, cujus fuerant, dominio reformaret. . . XI. 47.

28. Johanni, Episcopo Syracusano, de ejusdem Fausti rebus violenter ablatis. . . . . . . XI. 42.
29. Pulcherrimum exhortatorium ad Secundinum, servum Dei in quo dulcedinem epistolae illius collaudat; infirmitatis suae et curarum secularium molestiam inducit; vitam solitariam ducentes frequentioribus inimici jaculis patere denunciat; mentem poenitentis ad mala transacta cogitando, recurrendo sub cicatricis specie partim exponit; St. Leonis Papae fidem et sanctam Chalcedonensem synodum Orientis ecclesias custodire fortiter eumque salubriter sub specie Moysis supra petram salutis in unitate catholicae ecclesiae producit, animum autem perversorum hominum, qui tria capitula in sancta synodo refutabant, accusat, epistolam vero quae in fine synodi adjacebat, quae Nesbrium defendere nitebatur et S. Cyrillum refutabat, auctoritate sanctae synodi damnat; quaestionem utilem de animabus parvulorum, qui sine baptysmo moriuntur, introducit, sequiturque salutatio ipsius ad eundem venerabilem virum. IX. 52.
30. Romano, Defensori Siciliae, scribit, ut solatium quibusdam de Histriae partibus suum Episcopum in Sicilia requirentibus praeberet et eundem Episcopum ad se venire volentem cum suo adjutatorio destinaret. . . . IX. 94.
31. Andreae Scholastico suggerit, ut Castorio Cartulario ab eo misso solatium in omnibus ferat. . . V. 45.
32. Habitantes insulam Capraeacam*) qui pertinaciam schismatico**) collaudat, introducens vigilantiam domini super electos et titubantis palmatis in radice fidei, permanentis virentiam exponit. . . . . . . IX. 97.
33. Pro Basilio, qui Isticorum schisma contempserat, eumque ut Castorio Cartulario subsidium praestet, ammonet. V. 46.
34. Desiderio Episcopo Pancratium Diaconum commendat, suadens ei, quamvis suae ecclesiae militare debuerat, ne illum a Monachi proposito segregaret, sed patria ammonitione, ne a sancto voto tempesceret, roboraret. . XII. 35.
35. Marcellinum, Proconsulem Dalmatiae, eo quod de causa Maximi et exspoliatione illius mali auctor extiterit, acrius corripit, asserens, suam relationem (l. relaxationem) vel gratiam ita sibi prodesse, si prius domino pro talibus gestis satisfacere per poenitentiam contenderet. IX. 5.
36. Maurentium, Magistrum militum, hortatur, ut, si alii navigarent, cujusdam etiam Domitii filium navigare permitteret. XII. 26.
37. Gulfarem, Magistrum militum, pro zelo catholicae fidei cum gratiarum actione salutat, hortans eum, ut infatiga-

*) i. e. insula Capreae.
**) f. l. Schismaticorum refutarunt.

biliter pro animarum lucris in unitate ecclesiae a Schismaticorum errore quantos poterit revocaret, confirmansque, pro hoc labore deum et felicitatem praesentis vitae et gaudia aeterna concessurum . . . . IX. 93.

38. Mastaloni quoque grates refert, quod pro unitate sanctae Ecclesiae fideliter desudaret, eumque ne in hoc forte deficeret paterna ammonitione corroborat; talenti absconditi et erogati exemplum inducit; studii, quod coeperat fructum, fine carere denunciat; ad ultimum Theodosium ejusdem certaminis cooperatorem collaudat. . . V. 47.

39. Maurentio Theodorium commendat, suggerens ei, ut eum a murorum vigiliae pondere levigaret. . . IX. 73.

40. Anthemio Subdiacono Campaniae scribit, ut Benenatum Episcopum cum accusatoribus ad eum subceleriter destinaret, ut causas ipsius districta inquisitione discuteret. IX. 50.

L. II. Dieser Brief, wie die Benediktiner sagen, kömmt nur in wenigen Manuskripten vor. Das streitige Bilannorum heißt in unserm Codice deutlich Bricinnorum. XII. 20.

25. Diesen Brief, welchen die Benediktiner Libr. X. indict. III. haben, setzet unser Codex ausdrücklich mense Maji Indictione II.

29. Es ist ein gutes Zeichen für unsern Codex, daß diesem Briefe, welcher bei den Benediktinern der 52. des IX. Buchs ist, die zwei verdächtigen Stücke gänzlich fehlen, das nämlich De clericis lapsis und das De imaginibus.